

Schatz-kästlein
des
rheinischen Hausfreundes

von
J. P. Hebel.

Mit 60 Holzschnitten.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1859.





Verlag der J. G. Neumann'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorrede.

Die Veranlassung zur Herausgabe dieses Büchleins muß seinen Titel rechtfertigen, und der Titel die Herausgabe. Der Verfasser hat nämlich seit vier Jahren die Lefestücke des badischen Landkalenders, genannt der rheinländische Hausfreund, geliefert, und die A. G. Cotta'sche Buchhandlung hegte die gute Meinung, es wäre schade, wenn die besten Aufsätze darin innerhalb des Marktkreises des Kalenders und mit dem nämlichen Jahr, wofür sie geschrieben sind, wieder untergehen sollten, und druckt sie daher für ein eigenes Büchlein, sammt den mittelmäßigen ab, damit sich jene besser herausheben.

Der geneigte Leser wird sich gefällig erinnern, mehrere der eingebrachten Erzählungen und Anekdoten anderswo auch schon gehört oder gelesen zu haben, wäre es auch nur im Bademecum, von welcher Almende oder Gemeinwiese sie der Verfasser zum Theil selber gepflückt

hat. Doch ließ er's nicht beim bloßen Abschreiben bewenden, sondern bemühte sich, diesen Kindern des Scherzes und der Laune auch ein nettes und lustiges Nöcklein anzuhängen, und wenn sie darin dem Publikum wohlgefallen, so ist ihm ein schöner Wunsch gelungen, und er macht auf die Kinder selbst keine weiteren Ansprüche.

Uebrigens, sagt die Verlagsbandlung, findet sich das Beste nicht sogleich am Anfang, sondern in der Mitte und, wie an einem Ballen Tuch, am Ende des Büchleins, von welchem auch das letzte Muster im Morgenblatt abgeschnitten ist. Sie rechnet auf viele Leser, die, wie die Befenner des mosaischen Gesetzes, dort zu lesen anfangen, wo andere aufhören.

Hebel.

Inhalt.

	Seite
Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude	1
Die Erde und die Sonne	2
Denkwürdigkeiten aus dem Vorigen Bande	7
Erstes Rechnungsbeispiel	10
Von den Dreiecksentwürfen	11
Fortsetzung über die Erde und Sonne	12
Zwei Gebälken des Hausfronts	20
Des Punktes Statistikk im Mondquadrat seiner Schwereverhältnisse	21
Von den Schlangen	28
Geiz und Verschwendung	33
Kinderkrank und Unbau	34
Das wohlfeile Mittagessen	37
Auflösung des ersten Rechnungsbeispiels mit einem zweiten	39
Manchelei Regen	40
Auflösung des zweiten Rechnungsbeispiels	47
Drittes und viertes Rechnungsbeispiel	47
Nützliche Lehren	49
Guter Rath	51
Das Mittagessen im Hof	54
Der kluge Richter	56
Der Mensch in Kalte und Hitze	57
Der schlaue Hufar	61
Sommerzeiten	63
Der Maulwurf	65
Der Zahnarzt	67
Nützliche Lehren	71

	Seite
Der Wurm	73
Auflösung der ersten und vierten Rechnungsexempel	78
Zwei Gräbungen	79
Nägelle kehren	82
Die Brinnen	84
Die Planeten	88
Das wohlbezahlte Geschenk	93
Der vorichtige Träumer	96
Häupter kehren	97
Misverstand	98
Die Gutedien	99
Unglück der Stadt Zeiten	103
Allegente Rische	103
Schlechter Gewinn	106
Der wohlbezahlte Straßengel	108
Eine feuerbunte Hirbsgecke	108
Seltener Spaziergänger	110
Drei Wünsche	112
Eine merkwürdige Abbitte	113
Der große Landwirt in Paris	117
Der schöne Pilgrim	120
Unreine Bilder von kleinen Herrn	121
Isabel-Gambel	125
Sein Jüngling Harari	129
Der W. weiser	130
Proleten Kunst	132
Gut und Unglück	134
Abentlicher	135
Der Kommandant und die Jäger im Gefilde	138
Pierre	138
Die Finieren Beschäftigung	141
Rennwettbewerb	146
Schlechter Lohn	149
Der kühne Feind	150
Der Beerdigung in Venedig	152
Das seltsame Rezept	153
Ein einfältiger Mensch	154
Der Parteyjunge von Seatingen	156

	Seite
Werkwürdige Gespenstergeschichte	138
Gute Antwort	162
Drei andere Mönche	163
Der Husar in Reisse	164
Ein Wort gibt das andere	168
Moses Wenzelsohn	170
Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler	171
Theure Eier	171
Die drei Diebe	172
Sumatow	176
Klein und Groß	177
Hohes Alter	179
Kaiser Napoleon und die Chäfran in Vienne	180
Das Bombardement von Kopenhagen	183
Unglück in Kopenhagen	186
Büchertlicher Kampf eines Diensten mit einem Wolf	186
Werkwürdige Schicksale eines jungen Engländer	188
Noch ein unschuldig Gebeutler	193
Der Kefrut	194
Böser Markt	195
Die Kometen	195
Der silberne Kessel	197
Einträglicher Märchenbuntel	203
Des Seilers Antwort	206
Der gebettete Patient	209
Wie der Junkenlieder und sein Vinter dem rothen Dieter abermat einen Streich spielen	211
Der kluge Sultan	214
Wie man aus Darmbergigkeit راحت میهن	217
Der Jirteischmied	218
Heimliche Enthauptung	221
Der Staat von Segringen	221
Wie man in den Wald schreit, also schreit es daraus	223
Die falsche Schätzung	225
Das letzte Wort	227
Gutes Wort, böse That	227
Der geduldige Mann	230
Der schlaue Mann	232

	206
Der Heizer aus der Pfaffenheimer Mühle	232
Der falsche Grotzheim	235
Das schone Mädchen	237
Ein gutes Rezept	239
Geneigte Nachsicht	241
Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz	243
Wie eine gräßliche Weichichte durch einen gemeinen Metzgerhund in an das Tageslicht gebracht wurden	247
Ein Hirtherne	249
Sehnsame Scheidung	253
Der listige Zievermaier	255
Was aus der Türfel	257
Das bequeme Schilferhaus	258
Wie der Anreihener eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Gänge kam	259
Die leichteste Todesstrafe	261
Müßige Zeiten	262
Die Hirtherne (Bestätigung)	264
Der fremde Herr	267
Heute's Späßein	270
Der Generalschmarischall Zumarow	271
Die imet Beschilene	274
Der betrogene Räuber	276
Setzung einer Offiziersfrau	278
Haumgucht	280
Haverhoffes Wieterschen	284

Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude.

Dem geneigten Leser, wenn er zwischen seinen bekannten Bergen und Bäumen daheim sitzt bei den Seinigen, oder bei einem Schöpplein im Adler, so ist's ihm wohl, und er denkt just nicht weiter. Wenn aber früh die Sonne in ihrer stillen Herrlichkeit aufgeht, so weiß er nicht, wo sie herkommt, und wenn sie Abends untergeht, weiß er nicht, wo sie huzieht, und wo sie die Nacht hindurch ihr Licht verbirgt, und auf welchem geheimen Aufspfad sie die Berge ihres Aufgangs wieder findet. Oder wenn der Mond einmal bleich und mager, ein andermal rund und voll durch die Nacht spaziert, er weiß wieder nicht, wo das herührt, und wenn er in den Himmel voll Sterne hinaufschaut, einer blinkt schöner und freudiger als der andere, so meint er, sie seien alle wegen seiner da, und weiß doch nicht recht, was sie wollen. Guter Freund, das ist nicht löblich, daß man so etwas alle Tage sieht, und fragt nie, was es bedeutet. Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viel bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch. Aber es ist arabisch, man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Dolmetscher hat. Wer aber einmal in diesem Buch lesen kann, in diesem Psalter, und liest darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Straße ist, und wenn ihn die Finsterniß verführen will, etwas Böses zu thun, er kann nimmer.

Alle will jetzt der Hausfreund eine Predigt halten, zuerst über die Erde und über die Sonne, darnach über den Mond, darnach über die Sterne.

Die Erde und die Sonne.

Nach dem Augenschein und nach dem allgemeinen Glauben wäre die Erde mit allen ihren Bergen und Thälern eine große runde Fläche gleich einer ungeheuer großen Scheibe. Am Rande derselben weiter hinaus kommt nichts mehr, dort ist gleichsam der Himmel an sie angeschlossen, der wie eine große hehle Hatzkugel über ihr steht und sie bedeckt. Dort geht am Tag die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewissen bekannten Berg oder Haus, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter, und bei Nacht den Mond und die Sterne, und sie scheinen nicht gar entsetzlich hoch über unsern Häuptern zu stehen.

Das wäre nun alles gut, wenn's Niemand besser wüßte, aber wir Sternseher und Kalendermacher wissen's besser. Denn erstlich, wenn einer daheim weggeht, und will reisen bis ans Ende der Erde, an den Rand, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand weghalschen und in die Tasche stecken kann, und er geht am ersten April von Hause aus, so hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reisen, wenn er will, durch Deutschland, durch Polen, durch Rußland, nach Asien hinein, durch die Wüsten Arabien und Heiden, vom Land auf's Wasser, und vom Wasser wieder auf's Land, und immer weiter. Aber endlich, wenn er ein Pfeiflein Tabak einfüllt, und will daran denken, wie lang er schon von den Seinen weg ist, und wie weit er noch zu reisen hat ans Ende der Erde und wieder zurück, auf einmal wird's ihm heimlich in seinem Gemüth, es wird nach und nach alles, wie es daheim

war, er hört seine Landessprache wieder sprechen, zuletzt erblickt er von weitem einen Kirchturm, den er auch schon gesehen hat, und wenn er auf ihn hingeht, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf, und hat nur noch zwei Stunden oder drei, so ist er wieder daheim, und hat das Ende der Erde nie gesehen. Nämlich er reist um die Erde, wie man einen Strich mit Kreide um eine Angel herumzieht, und kommt zuletzt wieder auf den alten Fleck, von dem er ausging.

Es sind schon mehr als zwanzig solcher Reisen um die Erde nach verschiedenen Richtungen gemacht worden. In zwei bis vier Jahren, je nachdem, ist alles geschehen. Ist nicht der englische Seefahrer Cook in Einem Leben zweimal um die ganze Erde herumgereist, und von der andern Seite her wieder heimgekommen, aber das drittemal haben ihn die Wilden auf der Insel Owai ein wenig todtgeschlagen und gegessen.

Daraus und aus mehreren andern Anzeigen erkennen die Gelehrten folgendes: die Erde ist nicht bloß eine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche, nein sie ist eine ungeheure große Angel. Weiters: sie hängt und schwebt frei und ohne Unterstüttung, wie seines Orts die Sonne und der Mond in dem unermeßlichen Raum des Weltalls, unten und oben zwischen lauter himmlischen Sternen. Weiters: sie ist rings um und um, wo sie Land hat, und wo die Hitze oder der bittere Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt, und von Thieren und vernünftigen Menschen belebt. Man muß nicht glauben, daß auf diese Art ein Theil der Geschöpfe mit dem Kopf abwärts hänge, und in Gefahr stehe, von der Erde weg und in die Luft herab zu fallen. Dieß ist lächerlich. Ueberall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen und können ihr nicht entlaufen. Ueberall nennt man unten, was man unter den Füßen hat, und oben, was über dem Haupt hinaus ist. Niemand merkt oder kann sagen, daß er unten sey. Alle sind

eben so lang sie die Erde unter den Füßen, und den Himmel voll Licht oder Sterne über dem Haupte haben.

Aber der geringste Feind wird nicht wenig erstaunen, wenn er's zum erstenmale hören sollte, wie groß diese Angel sey: Denn

der Durchmesser der Erde beträgt in gerader Linie von einem Punkt der Oberfläche durch das Centrum hindurch zum andern Punkt, eintausend siebenhundert und zwanzig deutsche Meilen. Der Umfang der Angel aber beträgt fünftausend vierhundert deutsche Meilen.

Ihre Oberfläche aber beträgt über neun Millionen Meilen in's Vierte, und davon sind zwei Drittheil Wasser und ein Drittheil Land.

Ihre ganze Masse aber beträgt mehr als zweitausend sechshundert und zweihundsechzig Millionen Meilen im Maassermass. Das haben die Gelehrten mit großer Genauigkeit ausgemessen und ausgerechnet, und sprechen davon, wie von einer gemeinen Sache. Aber Niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die diese ungeheure große Angel schwebend in der unsichtbaren Hand trägt, und jedem Pflänzlein darauf seinen Thau und sein Gedeihen gibt, und dem Kindelein, das geboren wird, einen lebendigen Odem in die Nase. Man rechnet, daß tausend Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben, und bei dem lieben Gott in die Kist gehen, ohne das Gebier. Aber es kommt noch besser.

Denn zweitens die Sonne, so nahe sie zu seyn scheint, wenn sie früh hinter den Bergen in die frische Morgenluft hinauf schau, so ist sie doch über zwanzig Millionen Meilen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aussprechen, als erwägen und andenkeln läßt, so merke: Wenn auf der Sonne eine große scharf geladene Kanone stünde, und der Kenner, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen andern Menschen als auf dich, so dürftest du deswegen in dem nämlichen

Augenblick, als sie losgebrannt wird, noch heizhaft anfangen, ein neues Haus zu bauen, und könntest darin essen und trinken und schlafen, oder du könntest ohne Anstand noch gleichwunde heirathen, und Kinder erzeugen und ein Handwerk lernen lassen, und sie wieder verheirathen und vielleicht noch Enkel erleben. Denn wenn auch die Kugel in schnurgrader Richtung und immer in gleicher Geschwindigkeit immer fort und fort flöge, so könnte sie doch erst nach Verfluß von 25 Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde anlangen, so doch eine Kanonenkugel einen scharfen Flug hat, und zu einer Weite von 600 Fuß nicht mehr als den sechzigsten Theil einer Minute bedarf.

Daß nun weitere die Sonne auch nicht bloß eine glänzende Hefnerscheibe des Himmels, sondern wie unser Erdkörper eine schwebende Kugel sey, begreift man schon leichter. Aber wer vermag mit seinen Gedanken ihre Größe zu umfassen, nachdem sie aus einer so entseßlichen Kerne solche Kraft des Lichts und der Wärme noch auf die Erde ausübt, und alles segnet, was ihr mildes Antlitz bescheint? Der Durchmesser der Sonne ist 114mal größer als der Durchmesser der Erde. Aber im Körpermaß beträgt ihre Masse anderthalb Millionen mal so viel als die Erde. Wenn sie hehl wäre inwendig, so hätte nicht nur unsere Erde in ihr Raum, auch der Mond, der doch 50,000 Meilen von uns absteht, könnte darin ohne Anstoß auf- und untergehen, wie so, ja er könnte noch einmal so weit von uns entfernt seyn, als er ist, und doch ohne Anstoß um die Erde herum spazieren, wenn er wollte. So groß ist die Sonne, und geht aus der nämlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Nagelamen oder Mohajamentkörnlein in seiner Schale bildet und zur Reife bringt, eins so unbegreiflich wie das andere. Der Hausfreund wenigstens wüßte seine Wahl, wenn er eine Sonne, oder ein Nagelamentkörnlein machen müßte mit einem fruchtbaren Keim darin.

Lange nun glaubten selbst die gelehrtesten Sternforscher, diese ganze unermessliche Sonnenmasse sey nichts anders als eine glühende Feuerkugel durch und durch. Nur konnte keiner von ihnen begreifen, wo dieses Feuer seine ewige Nahrung faßt, daß es in tausend und aber tausend Jahren nicht abnimmt, und zuletzt wie ein Lämplein verlöscht; denn die gelehrten Leute wissen auch nicht alles, und reiten manchmal auf einem fahlen Pferd. Wer alles wissen will, dem ist schlecht zu trauen, sondern er treibt's mit seinen Antworten, wie der Matheis, der das Eis bricht. „Hat er keine, macht er eins“ nach dem Sprüchwort.

Zufwegen will es nun heut zu Tage den Sternforschern und andern verständigen Leuten scheinen, die Sonne könne an sich wohl wie unsere Erde ein dunkler und temperirter, ja ein bewohnbarer Weltkörper seyn. Aber wie die Erde ringsum mit erquickender Luft umgeben ist, so umgibt die Sonne ringsum das erquickende Licht, und es ist nicht nothwendig, daß dasselbe auf dem Sonnenkörper selbst eine unaussprechliche zerstörende Hitze verursachen müsse, sondern ihre Strahlen erzeugen die Wärme und Hitze erst, wenn sie sich mit der irdischen Luft vermischen, und ziehen dieselbe gleichsam aus den Körpern hervor. Denn daß die Erde eine große Masse von verborgener Wärme in sich selbst hat, und nur auf etwas warten muß, um sie von sich zu geben, das ist daran zu erkennen, daß zwei kalte Körper mitten im Winter durch anhaltendes Reiben zuerst in Wärme, hernach in Hitze, und endlich in Gluth gebracht werden können. Und wie geht es zu, je weiter man an einem hohen Berg hinaufsteigt, und je näher man der Sonne kommt, daß man immer mehr in die Hände hauchen muß, und zuletzt vor Schnee und Eis nimmer weiter kommt, fragen die Naturkundigen, wenn die Sonne ein sprühendes Feuer seyn soll?

Alle wäre es wohl möglich, daß sie an sich ein fester, mit miltem Licht umflossener Weltkörper sey, und daß auf ihr Jahr aus

Jahr ein wunderschöne Pfingstblumen blühen und duften, und statt der Menschen fromme Engel dort wehnen, und ist dort, wie im neuen Jerusalem, keine Nacht und kein Winter, sondern Tag und zwar ein ewiger freudenvoller Sabbath und heber Feiertag. Schon Doktor Luther hat einmal so etwas verlauten lassen, und der gelehrige Peter begreift's ein wenig, aber doch nicht recht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande.

1.

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehen soll, trieb ein reicher und vernachlässigter Mann einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von sich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Stein. Die es sahen, verdros es, aber Niemand konnte errathen, warum der arme Mann den Stein aufhob und ohne ein Wort zu sagen in die Tasche steckte, und Niemand dachte daran, daß er ihn von nun an so bei sich tragen würde. Aber das that er. Nach Jahr und Tag hatte der reiche Mann ein Unglück, nämlich er verübte einen Spitzbubenstreich, und wurde deswegen nicht nur seines Vermögens verlustig, sondern er mußte auch nach dertiger Sitte zur Schand- und Schande, rückwärts auf einen Esel gesetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem räthselhaften Stein in der Tasche stand unter den Zuschauern eben auch da, und erkannte seinen Beleidigter. Jetzt fuhr er schnell mit der Hand in die Tasche; jetzt griff er nach dem Stein; jetzt hob er ihn schon in die Höhe, um ihn wieder nach seinem Beleidiger zu werfen, und wie von einem

guten Geist gewarnt, ließ er ihn wieder fallen, und ging mit einem bewachten Gefecht davon.



Daraus kann man lernen: Erstens man soll im Glück nicht übermüthig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menschen sein. Denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und „wer dir als Freund

nichts nugen kann, der kann vielleicht als Feind dir schaden.“ Zweitens, man soll seinem Feind seinen Stein in der Tasche, und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den seinen auf die Erde fallen ließ und davon ging, sprach er zu sich selber so: „Rache an dem Feind auszuüben, so lange er reich und glücklich war, das war thöricht und gefährlich; jetzt wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich und schändlich.“

2.

Ein Anderer meinte, es sey schön, Gutes zu thun an seinen Freunden, und Böses an seinen Feinden. Aber noch ein Anderer erwiederte, das sey schön, an den Freunden Gutes zu thun, und die Feinde zu Freunden zu machen.

3.

Es ist doch nicht alles so uneben, was die Morgenländer sagen und thun.

Einer, Namens Ledmann, wurde gefragt, wo er seine feinen und wohlgefälligen Sitten gelernt habe? Er antwortete: Bei lauter unhöflichen und groben Menschen. Ich habe immer das Gegentheil von demjenigen gethan, was mir an ihnen nicht gefallen hat.

4.

Ein Anderer entdeckte seinem Freund das Geheimniß, durch dessen Kraft er mit den zankfüchtigen Leuten immer in gutem Frieden ausgekommen sey. Er sagte so: Ein verständiger Mann und ein thörichter Mann können nicht einen Strohhalbm mit einander zerreißen. Denn wenn der Thöer zieht, so läßt der Verständige nach, und wenn jener nachläßt, so zieht dieser. Aber wenn zwei Unverständige zusammen kommen, so zerreißen sie eiserne Ketten.

Erstes Rechnungserempel.

Man sollte nicht glauben, daß ein Mensch, der auf leichtfertigen Wegen sein Glück sucht, mit lauter Gewinnen immer verlieren, und zuletzt um Habe und Vermögen dabei kommen kann. Aber die Sache hat Grund. Man erzählt, daß ein Mensch, der sich lieber im Wüßhagaug durch schlechte Mittel, als durch Fleiß und Arbeit ernähren wollte, einen Bund mit dem bösen Geist gemacht habe. Der Mann wohnte an einem Basser, und der Böse versprach ihm alles baare Geld, das er im Hause habe, zu verdoppeln, wenn er damit über die Brücke gehe, und verlange nichts dafür, als daß er ein 24 Kreuzersstück davon ins Wasser werfe, wenn er wieder über die Brücke zurückgehe, und das dürfe er wiederholen, seinetwegen so oft er wolle. Der Einfältige schlägt mit Freuden ein, sucht alles baare Geld im Hause zusammen, macht die erste Probe und diesmal scheint der schwarze Feind ehrlich zu seyn, denn er hält Wort, und der andere natürlicherweise auch.

Wie oft und lange mag nun der Glückliche seinen Gang über die Brücke hin und her wiederholen? So lange es gut thut, so lange er etwas hinüber zu tragen hat, dreimal in Allem. Denn als er zum drittenmal mit seiner verdoppelten Baarschaft zurückkehrte, und das dritte mal den ausbedungenen Brücken Zoll ins Wasser warf, so hatte der böse Feind sein Geld alles rein und baar bis auf den letzten vertheil Heller, und der arme Betrogene ging leer nach Hans, und hatte nichts mehr in den Strom zu geben, wenn er über die Brücke ging, als Thränen um seine letzte verlorne Baarschaft. — Wer rechnen kann, wird's bald heraus haben, wie viel der Betrogene zum erstenmal Geld über den Strom zu tragen hatte, und daß alles natürlich zuging. Und mancher, den die Erfahrung auch schon klug gemacht hat, wird denken: Accurat so geht's, die Auflösung wird bald nachfolgen.

Von den Prozeßionsraupen.

Oft fürchten wir, wo nichts zu fürchten ist, ein andermal sind wir leichtsinnig nahe bei der Gefahr. In unsern Eichenwäldern hält sich eine Art von grauwarbigen haarigen Raupen auf, die sich in sehr großer Anzahl zusammenballen, und in ganzen großen Rügen dicht an einander und auf einander von einem Baum auf den andern wandern, deswegen nennt man sie Prozeßionsraupen. Oft sieht man sie langsam auf der Erde fortkriechen, oder an den Eichenstämmen hinaufziehen: sie theilen sich bisweilen wie ein Strom in zwei und mehrere Arme, ziehen eine Strecke weit so fort, vereinigen sich dann wieder und schließen einen leeren Raum in der Mitte, wie eine Insel zwischen sich ein. Oft sieht man an der Länge eines ganzen Stammes hin eine unzählige Menge leerer Rüge, welche sie bei der Häutung hängen lassen. Wer im Sommer oft in Eichenwäldern kommt, wird sich erinnern, dieses schon gesehen zu haben. Daß solche ganze Rüge von gefräßigen Raupen an den Blättern der Bäume, wo sie hinkommen, große Verwüstungen anrichten, und das Gedeihen und die Gesundheit der Bäume hindern können, ist leicht zu erachten; doch ist das nicht das Schlimmste, sondern sie können sogar dem menschlichen Körper gefährlich werden, wenn man ihnen zu nahe kommt, sie unthätig berührt, oder gar aus Unvorsichtigkeit mit einem entblößten Theil des Körpers berührt und drückt. Sie dulden es nicht ungestraft, wenn sie sich rächen können. Man hat schon einige traurige Beispiele an Leuten erlebt, denen solches widerfahren ist. Sie bekamen bald starke Schmerzen, heftige und schmerzhaft entzündungen an der Stelle des Körpers, wo sie diese Raupen mit bloßer Haut berührten, und nach dem Zeugniß erfahrner Aerzte könnte daraus noch größeres Uebel entstehen, wenn man nicht mit zweckmäßigen Heilmitteln zuvorkäme. Aber wie das zugehen mag? Die Raupen lassen augenblicklich ihre kurzen,

heissen, stochenden Haare geben, und drücken und schießen sie gleichsam wie Pfeile ihrem Feinde in die zarte Haut des Körpers. Dieß ist das Mittel, welches die Natur auch diesen verachteten Thieren zu ihrer Verteidigung gegeben hat. Mehrere andere Arten von Haarranpen thun es auch. Aber bei den Prozeßionsranpen ist die Menge gefährlich. Der Körper bekommt unzählig viele kleine unsichtbare Wunden; in jeder bleibt der feine reizende Pfeil stecken, und viel kleine Ursachen zusammen thun eine große Wirkung, was man auch sonst im menschlichen Leben so oft erfährt, und doch so wenig bedenkt. Man soll also mit diesen Thieren keinen unnöthigen Muthwillen treiben; wenn man Ursache hat, an einem Baum hinauf zu klettern, soll man anschauen, was daran ist; man soll in der Nähe von Eichenbäumen halbnackte Kinder nicht auf den Boden setzen, ebne ihn zuerst zu besichtigen, und sie warnen, daß sie es nicht selber thun. Es ist leichter, Schaden zu verbüßen, als wieder gut zu machen.

Fortsetzung über die Erde und die Sonne.

Nachdem in der vorhergegangenen Predigt zuerst von der Erde und hernach von der Sonne, jede für sich, geredet worden ist, so wollen wir nur noch mit Wenigem hören, wie sie unter einander in guter Freundschaft leben, und wie aus ihrer Liebe zu einander Tag und Nacht, Märzweilchen, Erntekränze, Wein und gefrorene Heusterscheiben entstehen.

Da die unermesslich große Sonne in einer so unermesslich weiten Entfernung von uns weg ist, so hat es den Sternforschern schon lange nicht mehr einleuchten wollen, daß sie unaufhörlich und je in 24 Stunden um die kleine Erde herumzuringen soll in einer unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, nur damit wir in diesem

kurzen Zeitraum einmal Morgen und Mittag, Abend und Nacht bekämen, und wandelnde Sterne. Denn die Naturkundigen haben sich überzeugt, daß alles, was geschieht, auf eine viel einfachere und leichtere Art auch geschehen könnte. Allein ein rechtschaffener Sternseher, Copernikus genannt, hat bewiesen, daß es nicht nur so geschehen könnte, wie die Naturforscher denken, sondern daß es wirklich so geschieht, und die göttliche Weisheit hat früher daran gedacht, als die menschliche.

Der geneigte Leser wird jetzt erfahren, was Copernikus behauptet und bewiesen hat, wird aber ersucht, zuerst alles zu lesen, ehe er den Kopf schüttelt oder gar lacht.

Erstlich, sagt Copernikus, die Sonne, ja selbst die Sterne haben gegen die Erde ~~heraus~~ keine Bewegung, sondern sie stehen für uns so gut als still.

Zweitens, die Erde dreht sich in 24 Stunden um sich selber um. Nämlich, man stelle sich vor, wie wenn von einem Punkt der Erdoberfläche durch ihr Centrum bis zum entgegengesetzten Punkte eine lange Spindel oder Axe gezogen wäre. Diese zwei Punkte nennt man die Pole. Gleichsam um diese Axe herum dreht sich die Erde in 24 Stunden, nicht nach der Sonne, sondern gegen die Sonne, und wenn ein langer rother Faden ohne Ende, ich will sagen am 21. März, von der Sonne herab auf die Erde reichte, Mittags um 12 Uhr an einem Kirschbaum oder an einem Kreuzfirs auf dem Felde angeknüpft würde, so würde die Erdoberfläche diesen Faden in 24 Stunden einmal ganz um sich herum gezogen haben, und so jeden andern Tag.

Auf diese einfache Weise geschieht das Nämliche, was geschehen würde, wenn die Sonne in der nämlichen Zeit einen Kreisgang von 132 Millionen Meilen rings um die feststehende Erde herum wandeln müßte. Nämlich die eine Hälfte der Erdoberfläche ist gegen die Sonne gekehrt, und hat Tag, und eine Hälfte ist von der

Sonne abackehrt gegen die Sterne hinaus, und hat Nacht, aber nie die nämliche, sondern wie die Erdkugel sich gleichsam an ihrer Ase gegen die Sonne dreht, löst sich immer an dem einen Rand der finstern Hälfte ein wenig von der Nacht in die Dämmerung auf, bis man dort die ersten Strahlen der Sonne erblicken kann, und meint, sie gehe auf, und an der andern Seite der erleuchteten Hälfte wird's immer später und kühler, bis man die Sonne nicht mehr sieht, und meint, sie sey untergegangen, und den Morgen und Mittag und Abend, das heilige Osterfest und sein Glockengeläute wandeln in 24 Stunden um die Erde herum, und erscheinen nie an allen Orten zu gleicher Zeit, sondern in Wien zum Beispiel 24 Minuten früher als in Paris.

Drittens, sagt Copernikus, während die Erde den Morgen und den Abend, und zu keiner Zeit das heilige Osterfest in 24 Stunden gleichsam um sich herum spinnt, bleibt sie nicht an dem nämlichen Ort im unermesslichen Weltraum stehen, sondern sie bewegt sich unaufhörlich, und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in einer großen Kreislinie, zwischen der Sonne und den Sternen fort, und kommt in 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden um die Sonne herum, und wieder auf den alten Ort.

Deswegen und weil alsdann nach 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden alles wieder so wird, und alles wieder so steht, wie es vor eben so viel Zeit auch gestanden ist, so rechnet man 365 Tage zu einem Jahr, und spart die 6 Stunden vier Jahre lang zusammen, bis sie auch 24 Stunden ausmachen, denn man darf nichts von der festbaren Zeit verloren gehen lassen. Deswegen rechnet man so auf das vierte Jahr einen Tag mehr, und nennt es das Schaltjahr.

Die Sache fängt an, dem verständigen Leser einzuleuchten, und er wäre bald bekehrt, wenn er nur auch etwas von dem Drehen und Laufen der Erdkugel verspüren könnte! Deswegen und

Viertens, sagt der Hausfreund, man kann die Bewegung eines Gefährtes, auf welchem man mitfährt, eigentlich nie an dem Gefährte selbst erkennen, sondern man erkennt sie an den Gegenständen rechts und links, an den Wänden und Kirchthürmen, welche stehen bleiben, und an denen man nach und nach vorbeikommt. Wenn ihr auf einem sanftfahrenden Wagen, oder lieber in einem Schiffein auf dem Rhein fahrt, und ihr schließt die Augen zu, oder ihr schaut eurem Kameraden, der mit euch fährt, fleiß auf einen Rockknopf, so merkt ihr nichts davon, daß ihr weiter kommt. Wenn ihr aber umschaut nach den Gegenständen, welche nicht selber bei euch auf dem Gefährte sind, da kommt euch das Ferne immer näher, und das Nahe und Gegenwärtige verschwindet hinter eurem Rücken, und daran erkennt ihr erst, daß ihr vorwärts kommt, alle auch die Erde. An der Erde selbst und allem, was auf ihr ist, so weit man schauen kann, läßt sich ihre Bewegung nicht absehen (denn die Erde ist selbst das große Gefährte, und alles, was man auf ihr sieht, fährt selber mit), sondern man muß nach etwas schauen, das stehen bleibt, und nicht mitfährt, und das sind eben nach No. 1. die Sonne und die Sterne, zum Beispiel der sogenannte Thierkreis. Dann zwölf große Gestirne, welche man die zwölf himmlischen Zeichen nennt, stehen am Himmel in einem hohen Kreis um die Erde herum. Sie heißen: der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Waage, der Skorpion, der Schütz, der Steinbock, der Wassermann, die Fische.

Eins folgt auf das andere, und das letzte schließt an das erste wieder an, nämlich die Fische an den Widder. Dieß ist der Thierkreis. Er steht aber noch viel höher am Firmament als die Sonne, und sie steht von hier aus betrachtet immer zwischen den zwei Linien, die seinen Rand bezeichnen, und in einem Zeichen derselben. Denn ob sie gleich noch weit herwärts desselben steht, so meint man doch wegen der sehr großen Entfernung, sie befände sich in dem Zeichen

selbst. Wenn sie aber heute in dem Reichen des Steinbeck's steht, so steht sie nach 30 Tagen nicht mehr in dem Reichen des Steinbeck's, sondern im nächsten, und je nach 30 Tagen immer in den nächstfolgenden, und daran erkennt man, daß die Erde in ihrem Kreislauf unterdessen vorwärts gegangen sey. Es kann nicht fehlen. Zu dem allem sagt

Künstlens und lehrens der Copernikus wieder, wenn gleichwohl die Aze der Erdkugel gegen die Sonne wagrecht läge, und die Erde drehte sich auch so, und sie bewegte sich wagrecht in einer vollkommen runden Kirsellinie um die Sonne, also daß die Sonne genau im Mittelpunkt des Kirsellreises stünde, so müßte Jahr aus Jahr ein und auf allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich seyn. Da es müßte mitten auf der Erde rechts und links um den rothen Haden ein ewiger Sommer glühen, weiterhin zu beiden Seiten am Abhang der Kugel milderte und kühlte sich die Hitze ein wenig, je schiefer die Sonnenstrahlen herabsfielen, und näher gegen die Pole hin herrschte ein Winter ohne Trost und ohne Ende. Aber es ist nicht so, sagt der Sternseher. Die Aze der Erde liegt nicht wagrecht und nicht senkrecht gegen die Sonne, sondern schief in einem Winkel von 67 Graden, wer's versteht. In dieser Richtung gegen die Sonne dreht sich die Erde in 24 Stunden um, in dieser Richtung wandelt sie in einem Jahr um die Sonne ebenfalls nicht senkrecht, sondern schief.

Wenn am 21. März der geneigte Leser sich vor den rothen Adler stellt, vor das Wirthshaus, und sich mit dem Gesicht gegen Sonnenaufgang lehrt, so ist der Kreis, den an selbigem Tag der rothe Haden um die Erde zieht, noch 1470 Stunden Wegs, oder 735 Meilen rechts hinaus von ihm entfernt, sein Pol aber, dem er am nächsten ist, ist 1230 Stunden Wegs oder 615 Meilen von ihm entfernt links hinaus. In solchem Standpunkt steht der geneigte Leser am 21. März. Aber schon am 22sten legt sich der Haden

nicht mehr ganz an das bewusste Kreuzifix und an seinen Anfang an, sondern er läuft etwas hervwärts gegen uns daran vorbei, und so windet er sich von 24 Stunden zu 24 Stunden in einer Schraubenlinie fort, und kommt immer näher gegen uns bis zum 21. Juni, und ist alsdann gleichwohl noch nicht bei uns, sondern ist uns nur ungefähr um 705 Stunden oder 352¹/₂ Meile näher gekommen. Aber vom 21. Juni an kehrt der Faden in den nämlichen Windungen wieder zurück, immer weiter von uns weg, bis er ungefähr am 21. September in gleicher Entfernung von beiden Polen wieder satt an dem Kreuzifix vorbeistreift. Von dieser Zeit an windet er sich jenseits gegen den andern Pol immer weiter und weiter von uns weg bis ungefähr zum 21. December, wo er 1440 Stunden weit rechts hinaus von uns entfernt ist, kehrt alsdann eben so zurück, und trifft am 21. März wieder richtig bei dem Kreuzifix ein. Aber bis zu uns kommt er nie, weil wir so weit von ihm wegwehen, hinaus gegen den Pol.

Aus dieser sfigürlichen Vorstellung ist nun zu erkennen, was zwar der geneigte Leser schon weiß, daß er während des Kreislaufs der Erde nicht immer in der nämlichen Richtung gegen die Sonne bleiben könne, aber die Astronomen haben daraus berechnet, in welcher schiefen Linie die Erde binnen Jahresfrist die Sonne umlaufen muß, damit diese Veränderungen und die vier Jahreszeiten zu Stande kommen.

Der Frühling beginnt um den 21. März, wann der rothe Faden gerade auf das Kreuzifix herabreicht. Die Sonne steht gleich weit von beiden Polen über der Erde. Tag und Nacht sind gleich. Die Sonne scheint immer näher zu kommen, und immer höher am Himmel aufzusteigen, je mehr sich der rothe Faden nähert; der Tag und die Wärme nehmen zu, die Nacht und die Kälte nehmen ab.

Der Sommer beginnt um den 21. Juni, wenn der Faden am
 Hebel, Schafstapeln. 2

weitesten von dem Kreuzfix entfernt und am nächsten bei uns ist. Alsdann sieht die Sonne am höchsten über dem Haupt des geneigten Lesers, und dieser Tag ist der längste. So wie sich der Haden wieder hinanwindet, kommt die Sonne immer schiefher gegen uns zu stehen, und die Tage werden kürzer.

Der Herbst beginnt am 21. September. Tag und Nacht sind wieder gleich, weil die Sonne, besage des Haden, wieder über dem Kreuzfix steht. Aber je weiter er alsdann jenseits hinausläuft gegen den andern Pol, desto tiefer stellt sich gegen uns die Sonne. Die Tage und die Wärme nehmen immer ab, die Nächte und die Kühle nehmen zu.

Der Winter beginnt, wenn am 20. December der Haden am weitesten jenseits von uns entfernt ist. Der geneigte Leser verschläft alsdann die längste Nacht, und die Sonne steht so tief, daß sie ihm noch früh um 9 Uhr durch des Nachbarn Kaminhut in das Stüblein schauen kann, wenn die Fensterscheiben nicht gefroren sind.

Endlich wenn von diesem Tage an der Haden zurückkehrt, verlängern sich auch die Tage wieder. Am 22. Februar, auf Petri Stuhlfeier, kommt schon der Storch in seine alte Heimath zurück, und ungefähr am 20. März trifft der rothe Haden wieder bei dem Kreuzfix ein. Dieß hat noch nie fallirt.

Hieraus ist zu gleicher Zeit zu erkennen, daß nie auf der ganzen Erde die nämliche Jahreszeit herrscht. Denn zu gleicher Zeit, und in gleichem Maße, wie sich die Sonne von unserm Scheitelpunkt entfernt, oder wie von der Sonne, kommt sie höher über diejenigen zu stehen, welche jenseits des Kreuzfixes gegen den andern Pol hinaus wohnen, und umgekehrt eben so.

Wenn hier die letzten Blumen verwelken und das Laub von den Bäumen fällt, fängt dort alles an zu grünen und zu blühen. Wenn wir in unserm Winter die längste Nacht verschlafen, schimmert dort der längste Sommertag, und der Hausfreund kann sich nicht genug

über die göttliche Weisheit verwundern, die mit Einer Sonne auf der ganzen Erde andreicht, und in die winterlichsten Landschaften noch einen lustigen Frühling und eine fröhliche Ernte bringen kann.

So viel für diesmal von der Erde. Gleichwohl wenn ein Mensch von derselben sich aufheben und in grader Linie langsam oder geschwind zum Abendstern aufsteigen könnte, der unter allen Sternen der nächste ist, so würde er noch merkwürdigere Dinge sehen. Der Stern würde vor seinen Augen immer größer werden, zuerst wie der Mond, bald darauf wie ein großes Rad, zuletzt wie eine unübersehbare Kugel oder Kugel. Sein Licht würde ihm immer milder erscheinen, weil es sich immer über eine größere Fläche verbreitete, ja er würde in einer gewissen Entfernung davon schon Berge und Thäler entdecken, und allerlei, und zuletzt auf einer neuen Erde landen. Aber in der nämlichen Proportion müßte unter ihm die Erde immer kleiner werden, und glänzender ihr Licht, weil es sich auf einen kleinern Raum zusammen drängt. In einer gewissen Entfernung hätte sie für ihn noch den Umfang wie ein großes Rad, hernach wie eine Schüsselscheibe, hernach wie der Mond, und endlich, wenn er gelandet wäre, würde er sie weit draußen am Himmel, als einen lieblichen Stern unter den andern erblicken, und mit ihnen auf- und untergehen sehen. „Sieh dort, würde er zu seinem ersten Bekannten sagen, mit dem er bekannt wird, sieh jenen lieblichen Stern, dort bin ich daheim, und mein Vater und meine Mutter leben auch noch dort. Die Mutter ist eine Geborene so und so.“ Es müßte ein wunderbares Vergnügen seyn, die Erde unter den Sternen des Himmels und ganz als ihres Gleichen wandeln zu sehen, und der Hausfreund hat dem geneigten Leser diese Freude in dem Artikel von den Planeten zugebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwei Gehülfen des Hausfreunds.

Es wird in Zukunft hieweilen von einem Adjunkt die Rede seyn, was der geehrte Leser nicht verstehen könnte, wenn es ihm nicht erklärt würde. Als nämlich der Hausfreund den rheinländischen Kalender noch schrieb, hat er den Bezirk seiner Hausfreundschaft diesseits Rheins, wie die Franzosen das Land jenseits Rheins in zwei Provinzen getheilt, in die untere und in die obere, und hat in die untere einen Statthalter gesetzt, einen Präfect, der aber nicht will genannt seyn, denn er ist kein Landskind. Auch nennt ihn der Hausfreund selber nicht leicht Statthalter, und niemand, sondern Adjunkt, denn selten ist jeder auf seinem Posten, sondern sitzen bei einander und schreiben mit einander neue hochdeutsche Reimen, oder sinureiche Räthsel. Zum Exempel, Adjunkt, sagt der Hausfreund: Rathet hin, rathet her, was ist das?

Der arme Trost
Hat keinen Kopf;
Das arme Weib
Hat keinen Leib;
Die rarme Kleine
Hat keine Beine.
Sie ist ein langer Darm,
Doch schlingt sie einen Arm
Verhängt in den andern ein.
Was mag das für ein Weiblein seyn?

Hausfreund, sagt der Adjunkt, wenn ihr mir einen Groschen leihet, so will ich euch für dieses Räthsel ein paar Preßeln kaufen. Den Wein, den wir dazu trinken, bezahlt ihr. Rathet hin, rathet her, was ist aber das?

Golbe, die ich meine,
 Niedliche und Kleine,
 Ich liebe dich, und ehne dich
 Wird mir der Abend weinerlich.
 Auch gönnt du mir,
 Nachtrühm' ich's dir,
 Wohl manchen lieblichen Genuß;
 Doch bald bekümmst du's Ueberdruß.
 Und laufft zu meiner tiefen Schmach
 Ein feiltes Weibsch den Juden nach.
 Und dennoch, Kalte aus und ein.
 Hörst du nicht auf, mir lieb zu seyn.

Ihr errathet's nicht, sagt der Statthalter, wenn ich's euch nicht explicire. Es ist eine Adjunktbeleidigung, zum Exempel meine eigene, die ich von euch bekomme.

Allein der Adjunkt hat selber wieder eine Adjunktin, nämlich seine Schwiegertochter, die Tochter hat er noch nicht, bekümmt sie auch nicht, und der Hausfreund hat an ihm einen ganz andern Stüßezug gethan, als sein guter Freund, der Doktor, auf seiner Heimreise aus Spanien an der Madrider Barbiergilde. Denn als er aus der großen Stadt Madrid heraustritt, seinem Thierlein wuchsen in dem warmen Land und bei der üppigen Nahrung die Haare so kräftig, daß er nach Landesart zwei Barbier mitnehmen mußte, die auch ritten, und wenn sie Abends in die Herberge kamen, so rasirten sie sein Thierlein. Weil sie aber selber keine gemeinen Leute waren, und die ganze Nacht Arbeit genug hatten, bis das Thierlein eingeseift und rasirt, und wieder mit Lavendelöl eingerieben war, so nahm jeder wieder für sein eigenes Thierlein zwei Barbier mit, die ebenfalls ritten, und diese wieder. Als nun der Doktor eben auf dem pyrenäischen Berg zum erstenmal umschaute, und mit dem

Peripetia sehen wollte, wo er hergekommen war, als er mit Verwunderung und Schrecken den langen Zug seiner Begleiter gewahr wurde, und wie noch immer neue Barbieri zum Stadtkirch von Madrid heraustritten, und inwendig wieder aufkamen, sagte er bei



sich selbst: Was hab' ich denn nöthig, länger zu reiten, es geht nun leicht Berg unter, und ging früh am Tag in aller Stille zu Fuße nach Menton.

Als hat der Hausfreund mit seinem Adjunkte auch die Adjunktin des Adjunkts gewonnen, ist aber nicht erschrocken und davon gelassen. Wer's noch nie erlebt hat, wie sie allen Leuten Red und Antwort gab, und schöne Schweizerlieder vom Rigi-berg sangen, und wie sie sich verstellen kann, bald meint man, man sehe eine Heilige mitten aus dem geliebten Land heraus, bald die heidnische Amberin Mleca, und noch viel, wer's nicht gesehen hat, stellt sich's nicht vor.

Der freundlichen Schwiegermutter des Adjunkts soll dieses Büchlein zum Dank und zur Freundschaft gewidmet seyn.



Des Adjunkts Standrede im Gemüsegarten seiner Schwiegermutter.

Setzt ohne Anstand die Hüte auf, gute Nachbarn und Freunde. Ich will nun von der Fruchtbarkeit und schnellen Verbreitung der Pflanzen mit euch reden. „Es ging ein Säemann aus zu säen seinen Samen, und etliches fiel auf ein gut Land.“

1.

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre

die Erde besiedet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal übersehen kann, welch eine Vielfachheit der Gestalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkstätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit? Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf ihren Felsen, verlassenen Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Handvoll fruchtbarer Erde hingefallen ist, anläßt und mit Gras, Kräutern, Stauden und Buschwerk besetzt. Das sieht man oft und achtet's nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht; die größte Weisheit verrathet sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil alles so einfach und natürlich ist.

2.

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Landwirth wohl weiß. Tausend Samenkerne von einer einzigen Pflanze, so lange sie lebt, ist zwar schon viel gesaet, nicht jede trägt's, aber es ist auch noch lange nicht das Höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabakspflanze 40,000 Körnlein gezählt, die sie in einem Jahre zur Reife brachte. Man schätzt einer Eiche, daß sie 500 Jahre leben könne. Aber wenn wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur fünfzigmal Früchte trage, und jedesmal in ihren weit verbreiteten Aesten und Zweigen nur 500 Eichen, so liefert sie doch 25,000, wovon jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden. Gesezt, daß dieses geschehe, und es geschehe bei jeder von diesen wieder, so hätte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung schon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder tausendmal 1000 sey, glaubt man zu wissen, und doch erkennt es nicht jeder. Denn wenn ihr ein ganzes Jahr lang vom 1. Jänner bis zum 31. December alle Tage 1000 Striche

an eine große Band schreibt, so habt ihr am Ende des Jahres noch keine Million, sondern erst 365,000 Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, sondern erst 730,000 Striche, und erst am 26. September des dritten Jahres würdet ihr zu Ende kommen. Aber unser Eichenwald hätte 625 solcher Millionen, und so wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Proportion in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelsprossen und Knollen zu gedenken. Wenn man sich also einmal über diese große Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele tausend Kerne und Körnlein alle Jahre von Menschen und Thieren verbraucht werden, viele Tausend im Boden ersticken, oder im Aufsteigen durch ungünstige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, so bleibt doch, Jahr aus Jahr ein, ein freudiger und unzerstörbarer Ueberfluß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Gesäme, überall nur an Platz und Raum.

3.

Aber wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöst, unter ihr zur Erde stiele und liegen bliebe; alle lägen auf einander, keiner könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht, und nicht auf unsern guten Rath gewartet. Denn einige Kerne, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit auseinander; die meisten sind klein und leicht, und werden durch jede Bewegung der Luft davon getragen; manche sind noch mit kleinen Federtein besetzt, wie der Löwenzahn (Schleuse, Kettenblume), Kinder blasen sie zum Vergnügen auseinander, und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wissen; andere gehen in zarte breite Flügel aus, wie die Samenkerne von Nadel-

beschäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, alles von der Erde aufzuheben und in die Höhe führen, dann läßt die Natur aus, und ist mit einer Wohlthat beschäftigt, während wir uns fürchten, oder über sie klagen und zürnen; dann fliegen und schwimmen und wehen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft herum, und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und besenchtet ihn, und so wird's auf Acker und Feld, in Berg und Thal, auf Firs und Falden auch wahr, daß etliches auf dem Weg von den Wägen des Himmels gefressen wird, etliches unter den Dornen zu Grund geht, etliches auf trockenem Felsengrund in der Sonnenhize erstirbt, etliches aber gut Land findet, und hundertfältige Frucht bringt. Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer, aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter, und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Thieren fortgehoben. Andere sind mit umgebogenen Spizen oder Häkeln versehen, sie hängen sich an das Fell der Thiere, oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen, und an einem andern Orte wieder weggestreift, oder abgelesen und ausgeföhet, und der es thut, weiß es nicht, oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehen unverdaut und unzerstört durch den Magen und die Gedärme der Thiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Ort wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strichvögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns dabeim ist und guten Nutzen bringt. So geben auf hohen Gemäuern und Thürmen Kirschbäume und andere auf, wo gewiß kein Mensch den Kern hingetragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen ins Wasser, oder sie werden durch den Wind und Ueberschwemmungen in die Ströme fortgerissen und weiter geführt, und an andern Orten durch neue Ueberschwemmungen wieder auf dem

Paude abgesetzt. Da einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen das jenseitige Gestade, und heimen sich alsdenn in einer laubesfremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, daß der Samen dazu auf diese Art über das Meer gekommen sey. Also müssen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Miß und Hagel, Sturm und Winde, die seine Befehle ausrichten.

4.

Aber das ist ja eben die Plage des Landmannes! daher kommt also das viele Unkraut im Gartengelände und auf den Ackerfurchen, das der schönen gereinigten Saat Raum und Nahrung stiehlt, so viel Mühe macht, und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Denn zum ersten, so ist der Mensch nicht allein auf der Erde da. Viele tausend Thiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfnissen, wollen auch genährt seyn, und warten auf ihre Speise zu keiner Zeit. Manche davon sind uns unentbehrlich und wir wissen's wohl, manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wissen's nicht; und es muß doch wahr bleiben, werau wir uns selber so oft erinnern, daß sich eine milde Hand aufthut, und sättiget alles, was da lebet, mit Wohlgeschaffen. Zum andern, so hat doch der Mensch auch schon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht selber gesät und gepflanzt, nicht im Frühlingesfrost gedeckt, und in der Sommerhitze begeben h. u. Und eine einzige unscheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir eker keinen Andern, oder auch nur deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tausend andere verursachen. Aber wer stellt den Menschen zufrieden? Wenn die Natur nicht so wäre, wie sie ist, wenn wir

Valerian und Seblgemuth, Ehrenpreis und Augentrost, und alle Pflanzen in Feld und Wald, die uns in gesunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nöthig sind, selber anbauen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erst klagen über des viel bedürftigen Lebens Mühe und Sorgen?

Von den Schlangen.

I.

Nach immer glauben Leute, daß die giftigen Schlangen mit der Zunge stoßen. Allein es ist schon lange anher Zweifel gesetzt, daß sie an der obern Kinnlade zwei Giftzähne haben, die sie in eine Scheide zurückziehen und wieder hervorstechen können. Diese Zähne sind hohl und haben an den Spitzen eine feine Oeffnung, hinter jedem derselben befindet sich eine Drüse, in welcher das Gift bereitet wird, und wenn das Thier beißt, so tritt das Gift aus der Drüse in den Zahn und durch die Oeffnung in die Wunde. Es ist also eine Fabel, daß die Schlangen, ehe sie ins Wasser gehen, das Gift unter einen Stein ablegen. Wenn ein solches Thier im Wasser nicht giftig ist, so hat es auch kein Gift außer demselben. An jenen Zähnen hätte man also wohl ein Kennzeichen, die gefährlichen Thiere dieser Art von den unschuldigen zu unterscheiden. Aber wie kann man ihnen, so lange sie leben, in den Mund schauen und wer will's thun? Vieher geht man ihnen zur Sicherheit aus dem Wege oder schlägt sie todt. Allein so wird doch auch manches unschädliche und sehr nützliche Thier getödtet. Denn die Schlangen verzehren viel so genanntes Ungeziefer, und helfen also uns von der schädlichen Menge derselben bewahren. Und ein guter und besonnener

Mensch will doch lieber erhalten, als ohne Zweck und Noth zerstören, lieber leben lassen als tödten, wäre es auch nur ein Thier im Staube. Und die Schlange, ob sie gleich mit dem Bauch auf der Erde schleicht, ist doch ein merkwürdiges und wirklich ein schönes Thier. Schon das verdient ja unsere Bewunderung, daß dieses Geschöpf ohne Hüfe nur durch seine zahlreichen Muskeln sich so leicht fortbewegen kann. Ihre Gestalt ist so einfach und doch fehlt ihnen nichts, was ihnen zur Erhaltung und zum Genuße ihres Lebens nöthig ist. Mit welcher Geschwindigkeit und Gewandtheit gleiten sie in den mannichfaltigsten Windungen ihres schlanken Körpers nach allen Richtungen dahin, und ereilen ihre fliehende Beute, oder retten ihr verfolgtes Leben? Mit welcher leichten Kiegelnuten winden sie sich zwischen und über und unter den tausend Hindernissen durch, die ihrem Laufe überall im Wege liegen? Wer hat über den ganzen Körper hinab Schild an Schild und Schuppe an Schuppe gereiht und übereinander gelegt, daß sie bei jeder Bewegung in der größten Geschwindigkeit aneinander, nachgeben, sich übereinander schieben, und doch den zarten Körper bedecken, und allemal wieder in ihre vorige Lage zurückkehren? Wer hat sie mit der Schönheit und Mannichfaltigkeit ihrer Farben gezieret? In Amerika wird eine Schlange mit rothen, schwarz eingefassten Aeden und citroneugelben Querstreifen wegen ihrer ausnehmenden Schönheit zum Staat als Halschmuck getragen oder in die Haare geflochten. Auch von unsern Schlangen sind manche, zumal wenn sie sich noch nicht lange gehäutet haben, an Farbe und Zeichnungen schön, wenn man sie nur ohne Furcht und Abscheu betrachten kann.

2.

Aber wenn wir nur erst die gefährlichen unter ihnen kennen! Ein gelehrter Beobachter dieser Thiere hat folgende allgemeine Kennzeichen angegeben, die leicht zu merken sind. Wenn der Kopf breit,

und mit dünnen Schuppen besetzt ist, so ist die Schlange verdächtig; wenn er aber mehr rund ist, so ist sie's nicht. Ferner wenn sich das Ende des Körpers fein zukrümmt, so ist nicht zu trauen; ist es aber stumpf und abgerundet, so hat man keine Gefahr. Doch gibt er diese Kennzeichen selber nicht für ganz untrüglich aus, und das Beste an der Sache ist das, daß wir nur sehr wenige giftige Schlangen haben, die leicht zu kennen sind, und daß diese nicht muthwillig den Menschen angreifen, sondern nur sich selber vertheidigen, wenn sie bedrängt, gereizt, gedrückt oder verletzt werden.

Zum Beispiel die sogenannte Otter hat einen fast herzförmigen Kopf, eine Länge von 1 bis 2 Fuß und ein spitziges Ende. Die Farbe ist nach den verschiedenen Häutungen eben grau, elisenbraun, oder schwärzlich, unten hellgrau, auch bläulich. Auf dem Kopfe steht ein großer herzförmiger brauner Fleck, auf dem Halse dergleichen Punkte im Bickzack, dann Streifen und von der Mitte an noch einzelne größere und kleinere Flecken, hie und da, die ebenfalls braun sind. Die Kupferschlange, auch Kreuzotter, hat einen platten, eirunden Kopf, dünnen Hals, eine Länge von 6, 8 bis 12 Follen und einen zugespitzten Schweif. Eben ist sie reißfahrig, bald starker, bald schwächer. Sie hat auf dem Kopfe zwei von einander abgekehrte Halbhirsel $\backslash$. Ueber den Rücken hinab läuft ein dunkelbrauner Streifen im Bickzack, und an den Seiten hin liegen braune Punkte. Der Unterleib ist aschgrau mit weißen Querbändern, auf welchen wieder schwärzliche Punkte stehen, und die Endspitze ist braun.

Auch findet man hie und da noch eine giftige Schlange, die am ganzen Körper schwarz ist, und deswegen auch die schwarze Otter genannt wird.

Sie halten sich gern in einsamen, waldigen, düstern und verwilderten Gegenden auf.

Jede Art von giftigen Schlangen bringt durch ihren Biß

andere, aber allemal schmerzhaft, traurige, bisweilen sehr gefährliche Folgen bereitet. Auch ist der Biss von der nämlichen Schlangengattung nicht immer gleich fürchtbar. Er ist gefährlicher, wenn das Thier alt, als wenn es jung ist, gefährlicher in der heißen und schwülen Witterung, als in der kühlen, und desto gefährlicher, je mehr der Feind gereizt und erboost ist. Auf alle Fälle soll man nicht säumen, oder sich auf Segensprechen und Sympathie verlassen, wenn man gebissen worden ist, sondern so geschwind als möglich einen erfahrenen Arzt oder Wundarzt zu Rathe ziehen.

Unterdessen soll man zum wenigsten die Wunde unterbinden, wenn es seyn kann, erweitern, mit Salzwasser anwaschen. Man empfiehlt auch, ein Loch in die Erde zu graben und das verwundete Stüd hinein zu stecken. Jäger haben schon Schießpulver auf die Wunde gestreut und angezündet, und haben die Wirkung gerühmt.

Auch mit den geröteten Schlangen von giftiger Natur muß man gar behutsam seyn. Man hat Beispiele, daß unvorsichtige Personen durch die Giftzähne, noch am abgeschnittenen Kopfe einer Schlange gefährlich verwundet werden sind. Aber verschlucken könnte man solches Gift ohne Gefahr, wenn man nur innerlich gesund und unverletzt ist, denn es schadet nur, wenn es unmittelbar in's Blut kommt. Auch das Fleisch dieser Thiere ist unschädlich. Schon manche Schlange ist gegessen worden, ja man bereitet von dem Fleische der giftigen Otter für gewisse Kranke eine sehr nahrhafte und heilsame Brühe.

Aber an allen unsern Schlangen, die nicht Giftzähne haben, ist auch sonst nichts Furchtbares und ihre Größe macht sie nicht gefährlich. Ob man gleich nicht genau sagen kann, wie alt sie werden, so hat man doch Ursache zu glauben, daß sie lange wachsen, und die ungewöhnliche Größe mancher Schlangen beweise also nur, daß ihr der Zufall viel Zeit gelassen hat, sich zu strecken.

3.

Es ließe sich noch viel Merkwürdiges von diesen Thieren, besonders aus fremden Ländern, erzählen, z. B. die giftige Klapperschlange in Amerika gibt mit mehreren beweglichen Gelenken am Schwerte einen zischenden oder rauschenden Laut von sich, ehe sie angreift; wer es hört, ist gewarnt, und kann sich in Acht nehmen. Aber Eichhörnchen und andere Thiere, die zu ihrer Nahrung bestimmt sind, werden durch diesen Laut ordentlich herbeigeleckt und liefern sich selber zur Beute, und die jungen Amerikaner, wenn sie Eichhörnchen fangen wollen, sind so lech, daß sie sich irgendwo im Gebüsch verbergen, das Rauschen der Klapperschlange nachmachen, die Eichhörnchen damit locken, und sich alsdann ihrer zu bemächtigen suchen.

Es gibt auch ungeheure große Schlangen in Afrika, Ostindien &c., die größte soll mehr als Mannesdicke und eine Länge von 40 Fuß, auch darüber erreichen. Sie ist nicht giftig, aber durch ihre Größe und Stärke selbst dem grausamsten Raubthiere, dem Tiger, gefährlich. Sie umwindet ihn und drückt ihm die Knochen im Rucke entzwei. Sie schlingt Thiere ganz hinab, die schwerer als sie selbst sind, weil der Körper nachgibt und sich über seine gewöhnliche Dike ausdehnen läßt, werden aber alsdenn träge und unbüßlich.

Man erzählt, daß ein Vater eben dazu kam, als eine große Schlange sein Kind verschluckte. Augenblicklich und glücklich soll er sie getödtet, ihr den Bauch aufgeschnitten und sein Kind lebendig und unverletzt herausgezogen haben. Es gehört Glauben dazu, aber als ein äußerst glücklicher Zufall scheint es wenigstens möglich zu seyn.

Wenn die Neger in Afrika einer großen Schlange die Haut abstreifen wollen, so ziehen sie dieselbe mit einem Strick an den Ast eines hohen Baumes auf. Einer klettert alsdann mit einem

Messer hinaus, geht auf den Ast hervor, läßt sich an das Angeheuer hinab, löst ihm die Haut unter dem Kopf, streift sie ab und gleitet alsdann leicht mit der Haut, die er von oben nachzieht, an dem glatten Körper zur Erde hinab.

Große Schlangen wurden bei den Alten auch Drachen genannt. Aber wer dabei an geflügelte und feuerspeiende Unthiere denkt, oder an sogenannte Basilisken, der denkt an eine Fabel. Und es ist nur so viel an der Sache, daß es in fremden Welttheilen auf den Klümmen Eidechsen gibt, die durch sogenannte Limbäume auf dem Rücken und am Hals, oder an den Seiten zwischen den vordern und hinteren Beinen sich in der Luft schwebend erhalten und weite Sprünge machen können.

Man kennt auch eine Schlange, die auf dem Kopfe zwei bewegliche Auswüchse wie Hörner hat, und nennt sie deswegen die gehörnte. Sie weiß sich sehr geschickt im Grase zu verbergen, so daß nur diese Auswüchse hervorschauen. Vögel, die tief leben, halten's für Würmer, fliegen herzu und wollen anbeißen, werden aber augenblicklich von der Schlange erhascht und getroffen.

So begegnet wohl auch manchem Menschen gerade dasjenige selber, was er aus Eigennutz oder Schadenfreude einem andern zugebracht hat.

Geiz und Verschwendung.

Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zusammen; der Verschwender bringt es zwecklos durch.

Der Geizige hat keinen, der Verschwender hat einen unnützen Genuß von dem Seinigen.

Der Geizige kann auf die goldene Mittelstraße zurückkehren, gebet, Schafstapeln.

behalt er will; dem Verschwender wird es immer schwerer, je weiter er sich davon entfernt.

Der Geizhals kann, aber er will es selten; der Verschwender möchte oft, aber er kann nicht mehr.

Der eine macht sich Feinde; der andre erwirbt Freunde, die schlimmer sind als ein Feind.

Jenen reizt der Wunsch, immer weiter zu kommen; diesen die Reue, daß er schon so weit gekommen ist.

Geiz ist die Wurzel alles Uebels; Verschwendung ist ein Baum voll bitterer Früchte.

Dem Geizigen vergeht die Sorge, den Verschwender die Ausschweifung. Jenen lehnt am Ende die Armut, diesen der Kummer.

Nicht selten wird der jugendliche Verschwender noch ein geiziger Greis.

Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler an verschwenderrische, und im eigentlichen Sinne ladende Erben.

Kindesdank und Undank.

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerksam ist, daß Weibchen im Alter von ihren Kindern wieder eben so behandelt werden, wie sie einst ihre alten, kraftlosen Eltern behandelt haben. Es geht auch boaristisch zu. Die Kinder lernen's von den Eltern; sie leben's und hören's nicht anders und folgen dem Beispiel. So wird es auf die natürlichsten und sichersten Wege wahr, was gesagt wird und geschrieben ist, daß der Eltern Zorn und Muth auf den Kindern ruhe und sie nicht verfehle.

Man hat darüber unter andern zwei Erzählungen, von denen die erste Nachabmung und die zweite große Uebersetzung verdient.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Pächtermann an dem Adersgüßte an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Adler nicht sein Eigenthum sey, sondern daß er als Tagelöhner täglich um 15 fr. arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu vergehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht anrechnen, wie es möglich sey, täglich mit 15 fr. auszureichen und noch so frohen Muthes dabei zu seyn, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Hirschroth erwiderte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittheil davon genügen; mit einem Drittheile zahle ich meine Schulden ab, und den übrigen Drittheil lege ich auf Capitalien an.“ Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Pächtermann fuhr fort und sagte: „Ich theile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“ War das nicht artig gesagt, und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst beehrte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, vergab für seine Sühne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung rechtlich entrichtet.

Aber ein Anderer ging mit seinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderbar geworden war, so übel um, daß dieser wünschte, in ein Armenspital gebracht zu werden, das im nächtlichen Orte war. Dort hoffte er wenigstens bei dürftiger Pflege von den Verwünschten frei zu werden, die ihm dabei die letzten Tage seines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohn ein willkommenes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinab-

ging, war dem armen alten Greis sein Wunsch erfüllt. Aber er fand im Zytal auch nicht alles, wie er es wünschte. Wenigstens ließ er seinen Zehn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Weib that zu erweisen, und ihm ein paar Leintücher zu schicken, damit er nicht alle Nacht auf bloßem Stroh schlafen müßte. Der Zehn suchte die zwei schlechtesten, die er hatte, heraus, und befahl seinen zehn übrigen Kinde, sie dem alten Murrkopf ins Zytal zu bringen.



Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thüre eines dieser Häuser in einen Winkel verbarg, und folglich dem Großvater nur eines davon brachte. „Warum hast du das gethan?“ fragte er den Jungen bei seiner Rückkunft. — „Zur Anbülle für die Zukunft,“ erwiderte dieser kalt und böoberzig, „wenn ich Euch, o Vater! auch einmal in das Spital schicken werde.“

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe!

Das wohlfeile Mittagessen.

Es ist ein altes Sprüchwort: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selber darein. — Aber der Wirth in einem gewissen Städtlein war schon verber darin. In diesem kam ein wohlgeschlecker Gast. Kurz und frohlich verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er ein Stück Rindfleisch und ein Gemüße, für sein Geld. Der Wirth fragt ganz höflich: ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? O freilich ja! erwiderte der Gast, wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld. Nachdem er sich alles hatte wohl schmecken lassen, zog er einen abgechliffenen Sechser aus der Tasche und sagte: „Hier, Herr Wirth, ist mein Geld.“ Der Wirth sagte: „Was soll das heißen? Seid Ihr mir nicht einen Thaler schuldig?“ Der Gast erwiderte: „Ich habe für keinen Thaler Speise von Euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab' ich nicht. Habt Ihr mir zu viel dafür gegeben, so ist's Eure Schuld.“ — Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu, und ein unbestimmtes Gemüth, wie es am Ende ablaufen werde.



Aber das Beste kommt noch. „Ihr seid ein durchtriebener Schalk,“ erwiderte der Wirth, „und hättet wohl etwas Anderes verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagsessen und hier noch ein Bier und zwar ganz ehrenrührend dazu. Nur seid stille zur Sache, und geht zu meinem Nachbar, dem Bärenwirth, und macht es ihm eben so.“ Das sagte er, weil er mit seinem Nachbar, dem Bärenwirth, aus Prehnitz im Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Lert und Schmeiß gerne antbat und erwiderte. Aber der schlaue Gass ariff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Welte, mit der andern vorsichtig nach der Thüre, wünschte dem Wirth einen guten Abend und sagte: „Bei Eurem Nachbar, dem Herrn Bären

wirth, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt und kein anderer.“

So waren im Grunde beide hintergangen, und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch ebendrin einen schönen Lauf von beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen, und sich miteinander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ist dort, aber Unfrieden verzehrt.

Anlösung des ersten Rechnungserempels, und ein zweites.

Wie groß mag denn nun wohl die Paarschaft des betrogenen Mannes anfänglich gewesen sein, den wir verhin dreimal über die Brücke gehen ließen? Jedesmal verdoppelte sich sein Geld, jedesmal mußte er auf dem Heimweg dem bösen Feind ein Vierundzwanzigkreuzerstück zum Opfer bringen. — Antwort: 21 Kreuzer war seine Paarschaft, mit welcher er anfing. Denn als sie sich das erstemal verdoppelte, hatte er 42 fr., und 21 fr. davon, bleiben 18 fr. Das zweitemal 36 fr., und 21 fr. davon, bleiben 12 fr. Das drittemal 24 fr., und gerade so viel mußte er noch haben, um dem listigen Feind zum letztenmal Wort zu halten. Das war leicht zu errathen, aber folgende Aufgabe wird etwas mehr Nachdenken erfordern.

Um die Osterzeit, wo jede Mutter ihren Kindern gerne mit ein paar gefärbten Eiern eine Freude macht, verkauft eine Händlerin an ihre Nachbarsfrau die Hälfte von allen Eiern, die sie hatte, und noch ein halbes Ei dazu. Aber wohl verstanden! es darf keines zerbrechen oder getheilt werden. So kommt die zweite, diese kauft vom Rest wieder die Hälfte, und ein halbes dazu. So die dritte

und die vierte, jedesmal vom Rest die Hälfte, und ein halbes mehr. Am Ende hatte die Händlerin noch ein einziges Ei übrig. Jetzt ist die Frage: wie groß war ihr Vorrath von Anfang?

Alandherlei Regen.

Der beste Regen, meint der Adjunkt, sey doch immer der, mit welchem der Himmel unsere Felder und Weinberge tränkt und den Zegen fruchtbarer Zeiten sendet. Aber was sagen wir dazu, fragt der Adjunkt, wenn Schwefel oder Blut regnet, wenn Kröche, Steine oder gar Seldatenbütle regnen?

1.

Schwefelregen.

Nach den Gewittern im Frühjahre, wenn sie mit starken Regengüssen verbunden waren, sieht man oft am Rande der Fachen, die vom stehenden Regenwasser entstanden sind, ein gelbes Pulver, das wie stengeriebener Schwefel aussieht. Man meinen obnehin noch viele Leute, daß die Gewitter von schweflichten Dünsten entstehen, die sich in den Wolken erzeugen, und bilden sich alsdann ein, es sey nun dem Regen solcher Schwefel vom Gewitter herabgefallen, und denken daran, daß ja auch schon einmal Feuer und Schwefel vom Himmel regnete auf Sodom und Gomorra. Allein fürs Erste webnen wir Gottlieb nicht in Sodom und Gomorra. Für das Andere kann mandumal etwas so oder so aussehen, und es ist doch etwas anders, wie man schon oft mit Schaden erfahren hat. Und so ist auch das gelbe Pulver auf den Regensfüßen kein Schwefel; auch wenn es sich am Feuer entzündet nicht, sondern Blüthenstaub von

den Bäumen. In den Tulpen stehen inwendig im Ring herum sechs kleine Säulen, auf deren Spitzen ein schwarzer Staub sitzt. Wer daran riecht, bekommt daher eine schwarze Nase. Auf den Lilien ist er schön gelb, und wer an eine weiße Lilie riecht, bekommt davon eine gelbe Nase. Das ist Blütenstaub. Er findet sich in allen Blumen und in allen Blüthen, denn er ist unentbehrlich und nothwendig, wenn aus der Blüthe Frucht und Samen entstehen soll. Wenn es nun im Frühjahre, wo die Bäume blühen, starke Regengüsse gibt, so schwemmt der Regen diesen Staub von den Blüthen ab, und dieß ist auch eine Hauptursache, warum kein gutes Obstjahr zu erwarten ist, wenn es viel in die Blüthen geregnet hat. Wo nun viel solcher blühenden Bäume beisammen stehen, da schwemmt auch der Regen viel solchen Blütenstaub herab. Dieser sammelt sich alsdann wieder auf der Erde, und bleibt liegen, wenn das Wasser verdunstet, und das ist der vermeintliche Schwefelregen. Im Sommer und Späthjahre, wo doch die Gewitter meistens heftiger sind, wird Niemand mehr etwas von Schwefelregen sehen, weil dann das Blühen ein Ende hat. Da regnen Kessel, Kasse, Eichen u. von den schweren Aesten der Bäume herab, aber kein eingebildeter Schwefel mehr.

2.

Hutregen.

Im Frühjahre und im Sommer kann es wohl geschehen, daß man hie und da viel rothe Tropfen, wie Regentropfen, noch naß oder vertrocknet, auf dem Laub oder auf Gegenständen von hellerer Farbe wahrnimmt, die auf der Erde liegen, z. B. auf Tuche, das zum Weichen in Grasgärten ausgebreitet wird. Und weil man nicht begreifen kann, woher das kommen mag, und weil man lieber etwas Unglaubliches, als etwas Natürliches glaubt, so sagt

man's kurz und sagt, es habe Mut gerequert, und das bedeute Armut.

Alein, wie nicht alles Schwefel ist, was gelb ausieht, so ist auch nicht alles Mut, was eine rothe Farbe hat. Diesmal geht die Sache so zu. Aus einem kleinen Ei, das den Winter über irgendwo an einer Hecke oder an einem Baumzweig klebte, brütet im Frühjahre die Sonnenwärme ein kleines lebendiges Häuplein aus. Nach wenig Wochen, wenn sich die Raupe groß und rund gestossen hat, kriecht sie irgendwo in die Höhe, wenn sie nicht schon oben ist, häutet sich mit dem Hinterteil des Körpers fest, mit dem Kopf abwärts, streift die Raupenhülle ab, und verwandelt sich in eine edlere Gestalt, die man Puppe nennt, ohne Kopf, ohne Füße und Flügel. Man sieht dem Ding nicht an, was es seyn und werden soll. Aber wieder nach kurzer Zeit spaltet sich die Haut, und es kommt etwas mit kleinen zusammengekrümmten Flügeln und einem dicken unförmlichen Hinterleib hervor, dem man wohl ansieht, daß es denn ein Schmetterling oder Sommervogel werden möchte. Nach wenigen Stunden, wo es stille sitzen bleibt, sind die schönen farbigen Flügel gewachsen und ausgebreitet. Aus dem Hinterleib gehen sechs bis acht rothe Tropfen ab, die auf die Erde herabfallen, alsdann ist der Sommervogel gemacht, und flattert leicht und fröhlich in der Luft herum, und von Blume zu Blume. Das kann der liebe Gott, aus einer häßlichen und verachteten Raupe einen schönen und fröhlichen Sommervogel machen. Wo nun ganze Hecken oder Bäume im Frühjahre mit Gespinnst überzogen sind, in welchem viele Tausend solcher Eier verborgen seyn können, da brütet auch die Sonnenwärme alle auf einmal aus. Alle, die davon kommen, können daher auch, wenn sie reichliche Nahrung haben, zu gleicher Zeit ihre Vollkommenheit erreichen, zu gleicher Zeit sich in Puppen verwandeln, und zu gleicher Zeit als Schmetterlinge wieder aus der Hülle zurücktreten. Wo nun viele dergleichen nabe beisammen

sind, da geben sie auch viele rothe Tropfen von sich, ehe sie davonsiegen. Hundert in einem Garten können schon 6—8000 Tropfen geben, und das ist also dann der eingebilddete Blutregen.

3.

Äröschregen.

Man spricht auch von einem Äröschregen. Aber das wird noch Niemand gesehen haben, daß es Ärösche aus der Luft herab regnete. Die Sache verhält sich ganz kurz so: Im Sommer, bei anhaltend trockener Hitze, zieht sich eine Art von Landfröschen in benachbarte Wälder und Buchwerke zurück, weil sie dort einen kühleren und feuchteren Aufenthalt haben, und verhalten sich ganz stille und verbergen, so daß sie Niemand bemerkt. Wenn nun ein sanfter Regen fällt, so kommen sie in zahlreicher Menge wieder hervor, und erquicken sich in dem nassen, kühlen Gras. Wer also dann in einer solchen Gegend ist und auf einmal so viele Äröschelein sieht, wo doch kurz vorher kein einziges zu sehen war, der kann sich nicht vorstellen, wo auf einmal so viele Ärösche herkommen; und da bilden sich ein fältige Leute ein, es habe Ärösche geregnet. Denn aus lieber Trägheit läßt man eher die unvernünftigenst Dinne gelten, als man sich die Mühe gibt, über die vernünftigen Ursachen dessen nachzudenken oder zu fragen, was man nicht begreifen kann.

4.

Steinregen.

Aber mit dem Steinregen verhält es sich anders. Das ist keine Einbildung. Denn man hat darüber viele alte glaubwürdige Nachrichten und neue Beweise, daß bald einzelne schwere Steine, bald viele mit einander von ungleicher Größe, mir nichts, dir nichts,

aus der Luft herabgefallen sind. Die älteste Nachricht, welche man von solchen Ereignissen hat, reicht bis in das Jahr 462 vor Christi Geburt. Da fiel in Thracien, oder in der jetzigen türkischen Provinz Rumili, ein großer Stein aus den Lüften herab, und seit jener Zeit bis jetzt, also in 2267 Jahren, hat es, so viel man weiß, 38mal Steine geregnet, z. B. im Jahre 1492 am 4. November fiel bei Ensisheim ein Stein, der 260 Pfund schwer war. Im Jahr 1672 bei Verona in Italien zwei Steine von 200 und 300 Pfund. Nun kann man denken, von alten Zeiten sey gut etwas erzählen. Wen kann man fragen, ob's wahr sey? Aber auch ganz neue Erfahrungen geben diesen alten Nachrichten Glauben. Denn im Jahre 1789 und am 24. Juli 1790 fielen in Frankreich, und am 16. Juni 1794 in Italien viele Steine vom Himmel, das heißt, hoch aus der Luft herab. Und den 26. April 1803 kam bei dem Orte l'Alaye im Orne-Departement in Frankreich ein Steinregen von 2000—3000 Steinen auf einmal mit großem Getöse aus der Luft.

Donntags den 22. Mai 1808 sind in Währen Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiser von Oesterreich ließ durch einen sachkundigen Mann Untersuchung darüber anstellen. Dieß ist der Erfund:

Es war ein heiterer Morgen, bis um halb sechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Hillallente von Staunern waren auf dem Wege in die Kirche, und dachten an nichts. Plötzlich hörten sie drei starke Knälle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte, und der Nebel wurde auf einmal so dicht, daß man nur zwölf Schritte weit zu sehen vermochte. Mehrere schwächere Schläge folgten nach, und lauteten wie ein anhaltend Klutenfeuer in der Ferne, oder wie das Wureln großer Frennmeln. Das Rollen und das Pfeifen, das gewöhnlich in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme die Garnison von Tetsch mit türkischer Musik. An das Manoniren dachten sie nicht. Aber während

als sie vor Verwunderung und Schrecken einander ansahen, fing in einem Umkreis von ungefähr drei Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Mallerdach über die Achseln schützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer weissen Kuss bis zu der Größe eines Kindeskopfs, und von der Schwere eines halben Lothes bis zu sechs Pfund, fielen unter beständigem Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige senkrecht, andere wie in einem Schwünge. Viele Leute sahen zu, und die Steine, welche sogleich nach dem Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die ersten schlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde zwei Fuß tief herausgegraben. Die spätern ließen es beim nächsten bewenden, und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie imwendig sandartig und grau, und von außen mit einer schwarzen, glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derselben kann Niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen seyn, und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und gesammelt werden, betragen an Gewicht $2\frac{1}{2}$ Centner. Alles dauerte 6 bis 8 Minuten, und nach einigen Stunden verzog sich auch der Nebel, so daß gegen Mittag alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dief ist die Begebenheit. Was es aber mit solchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Verwandtschaft habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimniß, und, wenn man sie fragt, so sagen sie, sie wissen es nicht.

5.

Sturregen.

Am unbegreiflichsten ist es, daß es einmal Zeldatenbüte felt geregnet haben. Ein Bürger aus einem kleinen Landstädtchen irgendwo in Sachsen felt eines Nachmittags nicht weit von einem Berg auf seinem Felde gearbeitet haben. Auf einmal ward der Himmel

stürmte; er hörte ein entferntes Donnern; die Luft verdunkelte sich: eine dicke schwarze Welle breitete sich am Himmel aus, und da der alte Mann so sich verlor, fielen Hüte über Hüte rechts und links um und an aus der Luft herab. Das ganze Feld ward schwarz, und der Eigenthümer desselben hatte unter vielen Hunderten die Wahl. Voll Staunen lief er heim, erzählte, was geschehen war, brachte, zum Beweis davon, so viele Hüte mit, als er in den Händen tragen konnte, und der Hutmacher des Orts mag keine



arose Kunde davon gehabt haben. Nach einigen Tagen erfuhr man aber, daß hinter dem Berg in der Ebene ein Regiment Soldaten exercirt hatte. Zu gleicher Zeit kam ein heftiger Wirbelwind oder eine heuchelnde Windsturm, riß den meisten die Hüte von den Köpfen, wirbelte sie in die Höhe über den Berg hinüber, und ließ

sie auf der andern Seite wieder fallen. So erzählt man. Ganz unmöglich wäre wohl die Sache nicht. Indessen gehört doch eine starke Wundbrand und folglich auch ein starker Glaube dazu.

Anlösung des zweiten Rechnungserempels.

Das Räthsel von den Eiern wird schon lange erathen sein. Man muß nämlich auf eine Zahl denken, die selber ungerade ist, und nach dem Abzug der gekauften Eier allemal eine ungerade Zahl zum Rest zurück läßt. Und das ist hier die Zahl ein und dreißig. Denn die Hälfte davon ist fünfzehn und ein halbes; und noch ein halbes Ei dazu sind sechzehn. So viel Eier kauft die erste Nachbarin, und folglich bleiben fünfzehn im Rest. Die Hälfte davon sind sieben und ein halbes, und noch ein halbes dazu sind acht. So viel kauft die zweite, und so bleiben noch sieben. Von diesen wieder die Hälfte und ein halbes dazu sind vier, und es bleiben drei, und die Hälfte von drei mit einem halben mehr ist zwei, und so bleiben alle Eier ganz und die Händlerin behält eins im Rest.

Drittes und viertes Rechnungserempel

3.

Zwei Schäfer begegnen sich mit Schafen auf der Straße. Hans sagte zu Arty: „Gib mir eins von deinen Schafen! Alsdann hab' ich noch einmal so viel als du.“ Arty sagt zu Hans: „Nein, gib du mir eins von deinen! Alsdann hab' ich eben so viel als du.“

Nun ist zu errathen, wie viel ein jeder hatte.

Diese Aufgabe ist klein und leicht. Folgende ist auch nicht schwer, aber artig. Nur muß man richtig rechnen, und nicht irren, was leicht möglich ist.

1.

Ein Mann hatte sieben Kinder zu einem Vermögen von 1900 fl. Da gingen ihn die jüngern Kinder öfters an, eine Vererbung darüber zu machen, damit sie in der Theilung nach seinem Absterben mehr bekommen sollten, als die Ältern. Das kam dem guten Vater hart an, weil er eines von seinen Kindern liebte wie das andere, und weil er glaubte, Gott werde den jüngern, wenn sie fleißig und gut gesittet seien, nach seinem Tode belohnen, wie er den Ältern bei seinen Lebzeiten geholfen habe. Weil sie ihm aber keine Ruhe ließen, und die Ältern Brüder es auch zufrieden waren, so machte er folgende Vererbung:

Der Älteste Sohn soll von dem ganzen Vermögen 100 fl. zum Voraus haben, und von dem übrigen den achten Theil.

Der zweite soll alsdann 200 fl. wegnehmen, und von dem übrigen wieder den achten Theil.

Der dritte soll 300 fl. vor dem nachfolgenden voraus empfangen, und auch wieder den achten Theil vom Rest.

Und so soll jeder folgende 100 fl. mehr als der erste und dann von dem Uebrigen den Achtel erhalten, und der letzte bekommt, was übrig bleibt, wie überall.

Damit waren die Kinder zufrieden. Nach dem Tode des Vaters wurde sein letzter Wille verkundet, und es ist nun auszurechnen, wie viel ein jeder bekommen habe.

Nützliche Lehren.

1.

Die Menschen nehmen oft ein kleines Ungemach viel schwerer auf, und tragen es ungeduldiger, als ein großes Unglück, und der ist noch nicht am schlimmsten daran, der viel zu klagen hat, und alle Tage etwas anders. Erfahrung und Übung im Unglück lehrt schweigen. Aber wenn ihr einen Menschen wißt, der nicht klagt, und doch nicht fröhlich seyn kann, ihr fragt ihn, was ihm fehle, und er sagt's euch kurz und gut, oder gar nicht, dem sucht ein gutes Vertrauen abzugewinnen, wenn ihr es werth seyd, und rathet und helft ihm, wenn ihr könnt.

2.

Ist denn der Mensch deswegen so schlimm und so schlecht, weil die bösen Neigungen zuerst in seinem Herzen erwachen und das Gute nur durch Erziehung und Unterricht bei ihm anschlägt? Euer bester Ackerboden trägt doch auch nur Gras und Unkraut aus eigener Kraft und euer Leben lang keine Weizenernte; und ein dürres Sandfeld, das nicht einmal aus eigener Kraft Unkraut treibt, wird auch euren Fleiß und eure Hossnung nie mit einer Fruchtgarbe erfreuen. Aber wenn ihr den guten Boden ansäet zu rechter Zeit, sein wartet und pflaget, wie sich's gebühret, so steigt im Morgen- und Abendregen eine fröhliche Saat empor, und die Aken und Kernerosen und manchertei taubes Gras möchten gern, aber es kann nicht mehr empor kommen. Die gesunde Aebre schwankt in der Lust, und füllt sich mit lesbaren Körnern. So ist es mit dem Menschen und mit seinem Herzen auch. Was lernen wir daraus? Man muß nicht unzeitig klagen und badern und die Hossnung aufgeben, ehe sie erfüllt werden kann. Man muß den Fleiß, die
 Nebel, Schagastlein.

Mühe und Gewicht, die man an eine Handvoll Fruchtbalmen gerne verwendet, an den elassen Kindern sich nicht verdrießen lassen. Man muß dem Unkraut zuvorkommen, und guten Samen, christliche Tugend in das weiche, zarte Herz bineinpflanzen, und Gott vertrauen, so wird's besser werden.

3.

Man vergißt im menschlichen Leben nichts so leicht, als das Kulturstudium, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Heilsucht besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann Jemand einen Tag in den andern nur einen Greichen unnützlicheweise ausgeben. Wacker, der den Greichen übrig hat, thut es, und meint, es sey nicht viel. Aber in einem Jahre sind es 365 Greichen, und in dreißig Jahren 10,950 Greichen. Nach 547 fl. 30 kr. weggeworfenes Geld, und das ist doch viel.

Ein Anderer kann einen Tag in den andern zwei Stunden nutzlos und im Müßiggang zubringen, und meint jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das multiplicirt sich in einem Jahr zu 720 Stunden, und in dreißig Jahren zu 21,600 Stunden. Nach 912 verlorene Tage des kurzen Lebens. Das ist noch mehr als 547 fl., wer's bedenkt. — Die Erde hat 5400 deutsche Meilen, oder 10,800 Stunden im Umkreis. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fertiggehen könnte, und es wollte Jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, so könnte er im dreißigsten Jahre wieder daheim sein. Darans ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage tags benutzt, besser und vollkommener zu werden und

sein eigenes Wohl und das Wohl der Seinigen als Christ zu befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wenn Wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu Vielem kommt.

4.

Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld, und zur Erhaltung desselben gehört Mäßigung und Vorsicht. Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine Treppe hinauf. Aber in einem Augenblick fällt man hinab, und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

Unter Rath.

Was ich jetzt sagen will, wird Manchem, der es liest, geringfügig und vielleicht lächerlich scheinen, aber es ist nicht lächerlich; und Mancher, der es liest, wird meinen, ich habe ihn leibhaftig gesehen, und es wäre wohl möglich. Doch weiß ich's nicht, und will Niemand besonders meinen. Es gibt Gegenden hin und wieder, wo die Männer und Knechtlinge im Ganzen recht gesund und stark aussehen, wie es bei guter Arbeit und einfacher Nahrung möglich und zu erwarten ist. Sie haben eine gesunde Gesichtsfarbe, eine starke Brust, breite Schultern, guten Wuchs, kurz, der ganze Körperbau ist wohl proportionirt und tadellos bis unter die Kniee. Da kommt's auf einmal so dünn und so schwach bis zu den Hüften hinab, und man meint, die armen Kniee müssen zusammen brechen unter der schweren Last, die sie zu tragen haben. Das wißt ihr wohl. Manchem, der sich vor dem Spiegel einbildet, ein hübscher Knabe zu seyn, geht es wie dem Pfau, wenn er auf seine Füße



schaut, und deswegen zieht ihr die starken ledernen Riemen, mit welchen ihr die Strümpfe unter dem Knie zu binden pflegt, immer fester an, und setzt ihn in eine Schnalle ein, wo er nie nachgeben kann, damit das Fleisch ein wenig anschwellen, sich heben und etwas gleichsehen soll, und eben daher kommt's. Denn der ganze menschliche Körper und alle seine Glieder erhalten ihre Nahrung von dem Blut. Deswegen läuft das Blut unaufhörlich von dem Herzen weg, zuerst in großen Adern, die sich nachher immer mehr in unzählig viele kleine Aderlein vertheilen und vervielfältigen, durch alle Theile des Körpers bis in die äußersten Glieder hinaus, und kehrt alsdann durch andere Aderlein, die wieder zusammen gehen, so bald größer und an der Zahl weniger werden, zu dem Herzen zurück, und das geht unaufhörlich so fort, so lange der

Mensch lebt, und auf diesem Wege gibt das Blut dem Fleisch, den Knochen und allen Theilen des Körpers ihre Nahrung, ihre Kraft und Ausfüllung, und wird selber wieder auf eine andere Art durch tägliche Speise und Trank erhalten und ersetzt. Es geht da fast so zu, wie bei einer wohl eingerichteten Wasserleitung. Da wird das Wasser aus dem größeren Strom in kleinere Kanäle fortgeleitet. Aus diesen vertheilt es sich immer mehr in kleinere Röhre und Röhlein, dann in Häfen, und endlich findet es jeden Grashalm auf einer Wiese, Alee und Habermark, Viehfräuen Mantelfein, und was darauf wächst, und gibt ihm seine Erquickung. Aber wo wenig Wasser hinkommt, da bleiben auch die Pflanzen klein und schlecht, und was kann davor sein? So ist es mit dem menschlichen Körper ungefähr auch, und je weniger derselbe durch die Kleidung gedrückt und eingeengt wird, desto freier und reichlicher kann sich auch das Blut durch seine Adern bewegen, desto besser werden auch alle Theile des Körpers mit dem Wachsthum zu ihrer Kraft und Vollkommenheit gelangen und darin erhalten werden. Wenn ihr aber einen Arm oder ein Bein unterbindet und den Blutlauf aufhaltet, so wird auch diesem Glied seine Nahrung entzogen. Das geschieht nun, wenn man von früher Kindheit an die Beine unter dem Knie mit einem ledernen Riemen durch eine Schnalle so fest bindet. Die feineren und größeren Adern werden zusammengepreßt, es kann nicht so viel Blut ab- und aufsteigen, als nöthig ist; die Knochen kommen daher kaum zu ihrer gehörigen Stärke, und es fehlt sich nicht genug Fleisch und Fett um dieselben an. Da zieht man nun den Riemen immer fester an, und das hilft ein wenig zum Schein, macht aber eigentlich nur das Uebel ärger, wie es immer geht, wenn man nur auf den Schein sieht und zur Abhülfe eines Fehlers oder Gebrechens die rechten Mittel nicht zu wissen verlangt und mit den nächsten besten sich begnügt. Mein guter Rath wäre also der: Ihr sollt's machen wie andere vernünftige Leute auch. Man binde

die Strümpfe mit geschmeidigern Bändern über dem Knie, oder wenn man bei der alten Weise bleiben will, so ziehe man wenigstens die Riemen nicht fester an, als nöthig ist, um die Strümpfe oben zu erhalten. Man muß nie mehr Kraft anwenden und mehr thun als nöthig ist, um seinen vernünftigen Zweck zu erreichen. Besonders müssen die Eltern früh darauf sehen, daß ihre Kinder die Strümpfe nicht zu fest binden. Alsdann wird das Blut seinen Weg oben finden, und den Gliedern die Nahrung und Stärke geben, die ihnen nöthig ist. Dieß ist mein guter Rath, und wer seinen Chauten daran hat, der frage nur einen Arzt oder den Herrn Pfarrer, die müssen's auch wissen. Aber setzen muß man alsdann. Denn wenn nicht zu ratben ist, dem ist auch nicht zu helfen.

Das Mittagessen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sey, mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr seyn. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie nur immer recht kenne, inwendig nur auwendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigenstinnig und nie zu nachgebend, so wäre mancher wohl und leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen, und mußte Vieles erdulden, werau er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause, und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdrießlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darin war, und warf sie durch das offene Fenster in den



Hof hinab. Was that der Diener? Kurz besonnen . . . er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brod, dann den Wein, und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. „Verzeuener, was soll das seyn?“ fragte der Herr und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der Bediente erwiderte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht errathen habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten!“ — Diesmal die Suppe hinabgeworfen, und nimmer! Der Herr erkannte seinen Fehler, bekehrte sich im Anblick des

schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

Der kluge Richter.

Toll nicht alles so uneben sey, was im Morgenlande geschieht, das haben wir schon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte dabei seinen Verlust bekannt und bet, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dazugegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dich wird's wohl feyn! So nimm dein Eigenthum zurück!“ So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der Andere machte auch ein freudiges Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund,“ sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thaler in dem Tuch eingenäht. Ich finde aber nur noch 700 Thaler. Ihr werdet also wohl eine Rath aufzetreuen und Eure 100 Thaler Belohnung schon heraus genommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch.“ Das war nicht schön. Aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thaler, als um seine

unbescholtene Redtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß 8000 Thaler seyen eingenäht gewesen, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ebsichtigkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum Voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: er ließ sich von beiden über das, was sie aus sagten, eine feste und feierliche Versicherung geben, und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der eine von euch 8000 Thaler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 7000 Thaler gefunden hat, so kann auch das Geld des Letztern nicht das nämliche seyn, auf welches der Erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 7000 Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rath, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 8000 Thaler findet.“ So sprach der Richter und dabei blieb es.

Der Mensch in Kälte und Hitze.

Der Mensch kann nichts Nützlicheres und Besseres lernen, als sich selbst und seine Natur; und mancher, der bei uns an einem heißen Sommertage fast verkommen will, oder im kalten Winter sich nicht getraut, vom warmen Ofen wegzugehen, wird kaum glauben können, was ich sagen werde, und doch ist es wahr.

Bekanntlich ist die Wärme des Sommers und die Kälte des Winters nicht in allen Gegenden der Erde gleich, auch kommen sie

nicht an allen Orten zu gleicher Zeit, und sind nicht von gleicher Dauer. Es gibt Gegenden, wo der Winter den größten Theil herrscht und Winter ist, und entsetzlich streng regiert, wo das Wasser in den Seen so dick tief gefriert, und die Erde selbst im Sommer nicht ganz, sondern nur einige dick aufbaut, weil dort die Sonne einige Monate lang gar nicht mehr scheint, und ihre Strahlen auch im Sommer nur schief über den Boden hingleiten. Und wiederum gibt es andere Gegenden, wo man gar nichts von Schnee und Eis und Winter weiß, wo aber auch das Gefühl der höchsten Sommerhitze fast unerschütterlich seyn muß, zumal wo es tief im Land an Gebirgen und großen Flüssen steht, weil dort die Sonne den Einwohnern gerade über den Köpfen steht, und ihre glühenden Strahlen senkrecht auf die Erde hinabwirft. Es muß daher an beiderlei Orten auch noch Manches anders seyn, als bei uns, und doch leben und wohnen Menschen, wie wir sind, da und dort. Keine einzige Art von Thieren hat sich von selber so weit über die Erde ausgebreitet, als der Mensch. Die kalten und die heißen Gegenden haben ihre eigenen Thiere, die ihren Wohnort freiwillig nie verlassen. Nur sehr wenige, die der Mensch mitgenommen hat, sind im Stande, die größte Hitze in der einen Weltgegend und die grimmigste Kälte in der andern auszuhalten. Auch diese leiden sehr dabei und die andern verschmachten oder erfrieren, oder sie verhungern, weil sie ihre Nahrung nicht finden. Auch die Pflanzen und die stärksten Bäume kommen nicht auf der ganzen Erde fort, sondern sie bleiben in der Gegend, für welche sie geschaffen sind, und selbst die Tanne und die Eiche verwandeln sich in den kältesten Ländern in ein niedriges unscheinbares Gesträuch und Gestrüppe auf dem ebenen Boden, wie wir's auf unsern hohen, kalten und kalten Bergen auch hienieden wahrnehmen. Aber der Mensch hat sich überall ausgebreitet, wo nur ein lebendiges Wesen fortkommen kann, ist überall zuhause, lebt in den heißesten und kältesten Gegenden

sein Vaterland und die Heimath, in der er geboren ist, und wenn ihr einen Wilden, wie man sie nennt, in eine mildere und schönere Gegend bringt, so mag er dort nicht leben und nicht glücklich seyn. So ist der Mensch. Seine Natur richtet sich allmählig und immer mehr nach der Gegend, in welcher er lebt, und er weiß wieder durch seine Vernunft seinen Aufenthalt einzurichten, und so bequem und angenehm zu machen, als es möglich ist. Das muß der Schöpfer gemeint haben, als er über das menschliche Geschlecht seinen Segen aussprach: „Seyd fruchtbar und mehret euch, und erfüllet (oder bevölkert) die Erde, und machet sie euch unterthan.“

Ich will jetzt einige Beispiele anführen, was für hohe Kälte und Hitze die Menschen aushalten können.

Zu Jenisei in Sibirien trat einst im Jänner 1735 eine solche Kälte ein, daß die Eyerlinge und andere Vögel todt aus der Luft herabsielen, und alles, was in der Luft gefrieren konnte, wurde zu Eis, und doch leben Menschen dort.

Zu Krasnaiarek, ebenfalls in Sibirien, wurde im Jahr 1772 den 7. December die Kälte so bestig, daß eine Schale voll Quecksilber, welches man in die freie Luft setzte, in ein festes Metall zusammengefroren. Man konnte es wie Blei biegen und hämmern, und doch hielten es Menschen aus.

Eine ähnliche Kälte erlitten einst die Engländer in Nordamerika an der Hudsonsbay. Da froren ihnen selbst in den geheizten Stuben der Brantwein in Eis zusammen. Sie konnten ihn nicht flüssig erhalten. In den langen dunkeln Wintertagen erleuchtete man die Stuben mit glühenden Kanonenkugeln, und die starke Hienbize daneben konnte doch nicht hindern, daß nicht die Wände und Bettstätten mit Eis und Thau überzogen wurden.

Was für eine Hitze hingegen wieder die nämliche Menschen natur aushalten kann, das sehen wir schon an unsern Feuerarbeitern z. B. in Glashütten, Eisenschmelzen, Hammerschmieden, wo die

Vente sich durch schwere Arbeit mehr erhitzen müssen. Im Preitlingen, das ist eine Grube am Tammelberg in Sachsen, mußte das tiefe Gestein unter der Erde durch Feuer mürbe gemacht werden. Da sind nun viele schwebelichte Theile und Dünste, die in Entzündung gerathen, und eine so erschauende und unerträgliche Hitze verursachen, daß die Vergleute selbst noch den Tag nach der Widmung des Feuers nach arbeiten und alle Stunden innehalten und sich wieder abkühlen müssen.

Manche Personen, die in Krankheiten viel auf's Schwitzen halten, kriechen in einen heißdünstigen Padenen, wenn das Fieber herauszunehmen ist, lassen nur so viel Oeffnung zu, als zum Athemholen nöthig ist, und schwitzen so nach Herzenslust. Das mag nun freilich nicht viel nützen, und ein vernünftiger Arzt wird es nicht anrathen.

Wer das aber weiß, der wird nun folgende wahre Erfahrungen nicht mehr so unglaublich finden. Hier bekannte und berühmte Männer ließen einst ein kleines Zimmer so stark erhitzen, als nur möglich war. Da kam die Hitze der Luft fast der Hitze des kochenden Wassers gleich. Und doch hielten dieselben sie zehn Minuten lang aus, wiewohl nicht ohne Beschwerden. Einer von ihnen trieb den Versuch noch weiter. In einer Hitze, wo frische Eier in zehn Minuten in der Luft hart gebacken wurden, hielt er acht Minuten aus.

Das war nun freilich eine gemachte künstliche Hitze. Aber auch in der Natur geht es manchen Orten nicht viel besser. So weht bisweilen in heißen Gegenden auf einmal ein so trockener und heißer Wind von den Sandwüsten her, daß die Blätter an den Bäumen, wo er durchzieht, augenblicklich verkengt werden und abdorren. Menschen, die alsdann im Freien sind, müssen sich freilich ohne Verzug mit dem Gesicht auf die Erde niederlegen, damit sie nicht ersticken, und haben gleichwohl noch viel dabei anzustehen. Selbst

in geschlossenen Zimmern kann man sich vor Mattigkeit fast nicht mehr bewegen. Aber gleichwohl überlebt man es, wenn man vorsichtig ist und Erfahrungen benutzt.

Wenn man so etwas liest oder hört, so lernt man doch zu frieden seyn dabey, wenn sonst schon nicht alles ist, wie man gerne möchte.

Der schlanke Husar.

Ein Husar im letzten Kriege wußte wohl, daß der Bauer, dem er jetzt auf der Straße entgegen ging, ihn st. für geliefertes Heu eingenommen hatte und beintragen wollte. Deshalb hat er ihn um ein kleines Geschenk zu Tabak und Brantwein. Wer weiß, ob er mit ein paar Raten nicht zufrieden gewesen wäre. Aber der Landmann versicherte und betheuerte bei Himmel und Hölle, daß er den eigenen letzten Kreuzer im nächsten Dorfe ausgegeben, und nichts mehr übrig habe. „Wenn's nur nicht so weit von meinem Quartier wäre,“ sagte hierauf der Husar, „so wäre uns beiden zu helfen; aber wenn du hast nichts, ich hab' nichts, so müssen wir den Gang zum heiligen Alphenus doch machen. Was er uns heute beschert, wollen wir brüderlich theilen.“ Dieser Alphenus stand in Stein ausgehauen in einer alten, wenig besuchten Kapelle am Feldweg. Der Landmann hatte Anfangs keine große Lust zu dieser Wallfahrt. Aber der Husar nahm keine Verstellung an, und versicherte unterwegs seinen Begleiter so nachdrücklich, der heilige Alphenus habe ihn noch in seiner Noth steden lassen, daß dieser selbst anfang, Hoffnung zu gewinnen. Vermuthlich war in der abgelegenen Kapelle ein Kamerad und Helfersbester des Husaren verborgen? Nichts weniger! Es war wirklich das steinerne Bild des

Allesonfus, vor welchem sie jetzt niederknieten, während der Gular gar anständig zu beten schien. „Jetzt,“ sagte er seinem Begleiter ins Ohr, „jetzt hat mir der Heilige gewinkt.“ Er stand auf, ging zu ihm hin, hielt die Ehren an die steinernen Lippen, und kam gar freudig wieder zu seinem Begleiter zurück. „Einen Gulden hat er mir geschenkt, in meiner Tasche müsse er schon stecken.“ Er zog auch wirklich zum Erkennen des Andern einen Gulden heraus, den er aber schon vorher bei sich hatte, und theilte ihn versprochenemassen brüderlich zur Hälfte. Das leuchtete dem Vandmann ein, und es war ihm gar recht, daß der Gular die Probe noch einmal machte. Alles ging das zweitemal wie zuerst. Nun kam der Kriegsmann nochmal viel freudiger von dem Heiligen zurück. „Hundert



Gulden hat uns jetzt der gute Alphonius auf einmal geschenkt. In deiner Tasche müssen sie hocken.“ Der Bauer wurde todesbläß als er dieß hörte, und wiederholte seine Versicherung, daß er gewiß seinen Kreuzer habe. Allein der Hutar redete ihm zu, er sollte doch nur Vertrauen zu dem heiligen Alphonius haben und nachsehen. Alphonius habe ihn noch nie getäuscht. Wollte er wohl oder übel, so mußte er seine Taschen umkehren und leer machen. Die hundert Gulden kamen richtig zum Vorschein, und hatte er vorher dem schlauen Hutar die Hälfte von seinem Gulden abgenommen, so mußte er jetzt auch seine hundert Gulden mit ihm theilen, da half kein Witten und kein Flehen.

Das war listig, aber eben doch eine Schandthat, zumal in einer Kapelle und vor einem Heiligen.

Sommerlied.

Alte Perge!

Von den Bergen strömt das Leben,
Keine Lust für Mensch und Vieh;
Wasserbrunnlein hat und fröh
Müssen uns die Perge geben.

Frische Matten!

Grüner Alee und Dolben schießen;
An der Schwelte schlank und fein
Glänzt der Thau wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fließen.

Schlante Ränne!

Muntre Vögel Melodeien

Tönen im belaubten Reis,
Singen laut des Schöpfers Preis.
Korn, Wein und Pfannm gezeihen.

Grüne Saaten!

Aus dem zarten Pflanz entbüllet sich
Stamm und Aehre, schwanke schön,
Wenn die milden Lüfte wehn,
Nur das Körnlein wächst und füllet sich.

An dem Himmel

Strahlt die Sonn' im Prangschirme;
Weiße Wölfelein steigen auf,
Zieh'n dahin im stillen Lauf;
Gottes Schäflein gehn zur Weide.

Herzensfrieden,

Wollt' ihn Gott uns allen geben!
Es kann ist die Erde schön.
In den Gründen, auf den Höhen
Wacht und singt ein frohes Leben.

Schwarze Wetter

Ueberziehn den Himmelsbogen,
Nur der Vogel singt nicht mehr.
Wolke brausen hin und her,
Nur die wilden Wasser wegen.

Roths Plüge

Unden hin und jaden wieder,
Reihen über Wald und Ahr.
Pflanz brennt die Kreatur,
Feuerschläge stürzen nieder.

Out Gewissen,

Wer es hat und wer's bewachtet,
In den Pfliz vom Weltgericht
Schant er, und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet.

Der Mantwurf.

Unter allen Thieren, die ihre Augen schließen, ist der Mantwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht.

Und an dem einen ist's zu viel, wird Mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Mantwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse eben absterben, wenn das heimtückische Thier unten an den Wurzeln weidet.

Nun so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter.

Wahr ist es, und nicht zu läugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt.

Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundbanfen viel fruchtbares Land bedeckt, und die darunter liegenden Keime im Wachsthum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut.

Aber wer hat's gesehen, daß der Mantwurf die Wurzeln abfrisst? wer kann's behaupten?

Nun, man sagt so: Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Mantwürfe finden; und wo keine Mantwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Mant-

gebel, Schapfstein

3

wurf. — Der das sagt, ist vermuthlich der Nämliche, der einmal so behauptet hat: Wenn im Frühlinge die Kröche zeitlich qualen, so schälet auch das Laub bei Zeiten aus. Wenn aber die Kröche lange nicht qualen wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Betrübt qualen die Kröche das Laub herans. — Seht doch, wie man sich irren kann!

Aber da kommt ein Advolat des Maulwurfs, ein erfahrener Landwirth und Naturbeobachter, der sagt so:

„Nicht der Maulwurf frisst die Wurzeln ab, sondern die Quaden oder die Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Raikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frisst die Quaden, und reinigt den Boden von diesen Feinden.“

Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Quaden da sind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muß er's gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Heuters Dank.

„Das hat wieder einer in der Stube erfunden, oder aus Büchern gelernt, werdet ihr sagen, der noch keinen Maulwurf gesehen hat.“ —

Halt, guter Freund! der das sagt, kennt den Maulwurf besser als ihr alle und eure besten Scheermäuser, wie ihr sogleich sehen werdet. Denn ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

„Erstlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schaut.“ Denn alle vierfüßigen oder Säugethiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige, und zwar scharfe Vorderzähne, und gar keine Eckzähne, sondern eine Kücke bis zu den Stochzähnen. Alle Raubthiere aber, welche andere Thiere fangen und fressen, haben

sechs oder mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten, und hinter diesen zahlreiche Stochzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: er hat in der obern Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne, und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: er ist kein Thier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frist.

„Zweitens, wenn ihr einem getödteten Maulwurf den Bauch aufschneidet und in den Magen schaut.“ Denn was er frist, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelsäfern oder so etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engertlingen, Regenwürmern und andern Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's jetzt aus?

Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engertlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer, frist euch die Bäume laß wie Pflanzreis, und bringt euch zur Vergeltung auch des Rudolfs Paul und Kohn.

So sieht's aus.

Der Bahnarzt.

Zwei Tageliebe, die schon lang in der Welt mit einander herumgezogen, weil sie zum Arbeiten zu träg, oder zu ungeschickt waren, kamen doch zuletzt in große Noth, weil sie wenig Geld mehr übrig

hatten, und nicht geschwind wußten, was nehmen. Da gerietben sie auf felernden Einfall. Sie bettelten vor einigen Hausthüren Brod zusammen, das sie nicht zur Stillung des Hungers genießen, sondern zum Betrug mißbrauchen wollten. Sie kneteten nämlich und trieben aus denselben lanter kleine Kugeln oder Pillen, und bestreuten sie mit Wurmmehl aus altem zerfressenem Holz, damit sie völlig ansahen wie die gelben Arzneypillen. Hierauf kauften sie für ein paar Pagen einige Pagen rothgefärbtes Papier bei dem Buchbinder denn eine schöne Farbe muß gewöhnlich bei jedem Betrug mitgehen; das Papier zerschnitten sie alsdann und wickelten die Pillen darein, je sechs bis acht Stücke in ein Päcklein. Nun ging der eine voraus in einen Kladen, wo eben Jahrmarkt war, und in den rothen Löwen, wo er viele Gäste anzutreffen hoffte. Er fertigte ein Glas Wein, trank aber nicht, sondern laß ganz wehmüthig in einem Winkel, hielt die Hand an den Backen, winselte halb laut für sich, und lebete sich unruhig bald so her, bald so hin. Die ehelichen Landleute und Bürger, die im Wirthshaus waren, bildeten sich wohl ein, daß der arme Mensch ganz entsetzlich Zahnweh haben müsse. Aber was war zu thun? man bedauerte ihn, man tröstete ihn, daß es schon wieder vergehen werde, trank sein Gläschen fort, und machte seine Marktsaffairen aus. Indessen kam der andere Tageloh auch nach. Da stellten sich die beiden Schelme, als ob noch keiner den andern in seinem Leben gesehen hätte. Keiner sah den andern an, bis der zweite durch das Winseln des ersten, der im Winkel laß, aufmerksam zu werden schien. „Guter Freund,“ sprach er, „Ihr habt wohl Zahnschmerzen zu haben?“ und ging mit großen und langsamen Schritten auf ihn zu. „Ich bin der Fester Schwanims Rapunius von Trasfagar,“ fuhr er fort. Denn solche fremde vollständige Namen müssen auch zum Betrug behüßlich sein, wie die Farben. „Und wenn Ihr meine Zahnpillen gebrauchten wollt,“ fuhr er fort, „so soll es mir eine schlechte Kunst seyn,



Euch mit einer, höchstens zweien, von Euren Leiden zu befreien.“ — „Das wolle Gott,“ erwiderte der andere Gallunk. Hierauf zog der saubere Doktor Kapuzins eines von seinen rothen Päcklein aus der Tasche, und verordnete dem Patienten ein Kügelein daraus auf den bösen Zahn zu legen und heftigst darauf zu beißen. Jetzt streckten die Gäste an den andern Tischen die Köpfe herüber, und einer um den andern kam herbei, um die Wunderkur mit anzusehen. Nun kam ihr euch vorstellen, was geschah. Auf diese erste Probe wollte zwar der Patient wenig rühmen, vielmehr that er einen entsetzlichen Schrei. Das gefiel dem Doktor. Der Schmerz, sagte er, sey jetzt gebrochen, und gab ihm geschwind die zweite Fülle zu gleichem Gebrauch. Da war nun plötzlich aller Schmerz verschwunden. Der Patient sprang vor Freunden auf, wischte den Angstschweiß von der

Stirne wag, ebaleich keiner daran war, und that, als ob er seinem Reiter zum Danke etwas Namhaftes in die Hand drückte. — Der Streich war schlan angelegt und that seine Wirkung. Denn jeder Anwesende wollte nun auch von diesen vortrefflichen Villen haben. Der Decker bot das Bäcklein für 24 kr., und in wenig Minuten waren alle verkauft. Natürlich gingen jetzt die zwei Schelme wieder einer nach dem andern weiters, lachten, als sie wieder zusammen kamen, über die Einfalt dieser Leute, und ließen sich's wohl seyn von ihrem Geld.

Das war theures Brod. So wenig für 24 Kreuzer bekam man noch in keiner Hungernoth. Aber der Geldverlust war nicht einmal das Schlimmste. Denn die Weichbrodkügellein wurden natürlicherweise mit der Zeit steinhart. Wenn nun so ein armer Betrogener nach Jahr und Tag Zahnweh bekam, und in gutem Vertrauen mit dem kranken Zahn einmal und zweimal darauf biß, da denke man an den entsetzlichen Schmerz, den er, statt geheilt zu werden, sich selbst für 24 Kreuzer aus der eigenen Tasche machte. Daraus ist also zu lernen, wie leicht man kann betrogen werden, wenn man den Berspiegelungen jedes herumlaufenden Landstreichers traut, den man zum erstenmal in seinem Leben sieht, und vorher nie, und nachher nimmer; und Mander, der dieses liest, wird vielleicht denken: „So einfältig bin ich zu meinem eigenen Schaden auch schon gewesen.“ — Merke: Wer so etwas kann, weiß an andern Eren Geld zu verdienen, läuft nicht auf den Dörfern und Jahrmärkten herum mit Wöchern im Strumpf, oder mit einer weißen Schnalle am rechten Schuh, und am linken mit einer gelben.

Nützliche Lehren.

5.

„Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.“ Das muß zweimal wahr seyn. Für's erste kann gar wohl der einfältigste Mensch eine Frage thun, worauf auch der weiseste keinen Bescheid zu geben weiß. Denn Fragen ist leichter als Antworten, wie Fordern est leichter ist, als Geben, Rufen leichter, als Kommen. Für's andere könnte manchmal der Weise wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig ist, oder wertwihig, oder weil sie zur Unzeit kommt. Gar est erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den verständigen am Schweigen. „Keine Antwort ist auch eine Antwort.“ Von dem Doctor Luther verlangte einst Jemand zu wissen, was wohl Gott vor Erschaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. Dem erwiederte der fromme und wihige Mann: „In einem Birkenwald sey der liebe Gott gessen, und habe zur Bestrafung für solche Leute, die unnütze Fragen thun, Ruthen geschnitten.“

6.

„Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden.“ Damit entschuldigen sich viele faßelässige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen, und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet, und nicht abgelaßen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchturm stand. So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, mach's auch so!

7.

„Arth gewagt, ist halb gewonnen.“ Daraus folgt: „Reich gewagt, ist auch halb verloren.“ Das kann nicht fehlen. Deswegen sagt man auch: „Wagen gewinnt, Wagen verliert.“ Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Ueberlegung, wie es anzufangen sey, Benützung der günstigen Zeit und Umstände, und hinten nach, wenn man sein muthiges A gesagt hat, ein besonnenes B und sein bescheidendes C. Aber so viel muß wahr bleiben: Wenn etwas Geringes soll unternommen werden, und kann nicht anders seyn, so ist ein frischer Muth zur Sache der Meister, und der muß sich durchreißen. Aber wenn du immer willst, und fängst nie an, oder du hast schon angefangen, und es rent dich wieder, und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande ertrinken, guter Freund, dann ist schlecht gewagt ganz verloren.“

8.

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ Mancher, der nicht an dieses Sprüchwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: „Manches glänzt nicht und ist doch Gold,“ und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewissen glänzt auch nicht, und ist noch mehr als Goldes werth. Ist ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prablerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Wer viel von seinen Thatern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Sester) Dukatn dabeim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran.

Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelcin zum Vorschein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrerte. Das Dufatenmaß, sagte er, sey kleiner, als das Fruchtmaß.

Betrachtung über das Weltgebäude.

Der Mond.

Der geneigte Leser wird nun recht begierig seyn, auch etwas Neues von dem Monde zu erfahren, der ihm des Nachts so oft aus der Stadt nach Hause leuchtet, oder aus dem Wirthshaus.

Erstlich der Mond ist auch eine große Kugel, die im unermesslichen Weltraum schwebt, nicht anders als die Erde und die Sonne, aber in seiner wirklichen Masse ist er fünfzig Mal kleiner als die Erde, und nicht viel über 50,000 Meilen von ihr entfernt. Man sieht hieraus, daß der Hausfreund nicht darauf ausgeht, mit großen Zahlen um sich zu werfen, wenn's nicht seyn muß, und den gutmüthigen Leser im Numeriren zu üben, sondern daß er gerne bei der Wahrheit bleibt.

Zweitens, daß der Mond wie die Sonne, je in 24 Stunden um die Erde herum zu gehen scheint, will nicht viel sagen. Gesezt er stiehe unbeweglich still an seinem Ort, so dreht sich ja die Erde um ihre Aze, daraus erfolgen in Rücksicht auf den Mond die nämlichen Erscheinungen, wie bei der Sonne, und wenn von ihm ein langer gelber Faden ohne Ende auf die Erde herabreichte, und auch an dem Kruxifix im Feld angelüftet würde, so müßte sich der gelbe Faden ebenfalls in 24 Stunden um die Erde herum legen. Aber der Mond ist deswegen nicht um die Erde herum gegangen,

sondern die Erde durch die Umdrehung um ihre Ase hat den Haden selber an sich aufgewunden.

Drittens, der Mond muß auch sein Licht und sein Gedeihen von der Sonne empfangen. Eine Hälfte seiner Kugel ist erhellt, die gegen die Sonne gekehrt ist, die andere ist finster. Damit nun nicht immer die nämliche Hälfte hell, und die nämliche finster bleibe, so dreht sich der Mond wie die Erde ebenfalls um sich selber oder um seine Ase, und dem Hausfreund thut die Wahl weh, will er sagen in 27 Tagen und 8 Stunden, oder in 29 und einem halben Tag. Denn beides ist richtig, je nachdem man's ansieht. Wir wollen aber sagen in 29 und einem halben Tag, weil's die Kalendermacher so ansehen. Daraus folgt, daß in dieser langen Zeit der Tag und die Nacht nur Einmal um den Mond herum wandeln. Der Tag dauert dort an Einem Ort so lange als ungefähr zwei von unsern Wochen und eben so lang die Nacht, und ein Nachtwächter muß sich schon sehr in Acht nehmen, daß er in den Stunden nicht irre wird, wenn es einmal anfängt 223 zu schlagen oder 365. — Aber

Viertens, der Mond bewegt sich in der nämlichen Zeit auch um die Erde. Dieß sieht man abermal an den Sternen. Wie wenn man einen langsam gehenden Postwagen aus weiter Ferne beobachtet, meint man, er stehet still. Wenn man aber bemerkt, wie er doch nicht immer neben dem nämlichen Baum an der Straße sich befindet, sondern nach ein paar Minuten neben einem andern, so erkennt man, daß er nicht still steht, sondern auf die Station geht. Wenn er aber in einem großen Kreis um den geneigten Poles herum führe, so müßte er doch zuletzt wieder zu dem nämlichen Baum kommen, bei welchem er zuerst stand, und daran müßte man erkennen, daß er jetzt seinen Kreislauf vollendet hat; also auch der Mond. Er hält sich nicht jede Nacht bei dem nämlichen Sternlein auf, wenn's noch so schön ist, sondern er rückt weiter von einem

zum andern. Am andern Abend um die nämliche Zeit ist er schon um ein Beträchtliches vergerückt, aber ungefähr in oben benannter Zeit, etwas früher, kommt er wieder zu dem nämlichen Stern, bei dem er zuerst stand, und hat seinen Kreislauf um die Erde vollendet.

Künftens, da sich der Mond also um die Erde bewegt, so ist daraus leicht abzunehmen, was es mit dem Mondwechsel für eine Verwandtniß hat. Der Neumond ist, wenn der Mond zwischen der Sonne und Erde steht, aber etwas höher oder tiefer. Aldann ist seine ganze erleuchtete Hälfte oder sein Tag gegen die Sonne gekehrt, und seine Nacht schaut herab gegen uns. Vom Neumond an, wenn der Mond auf seinem Umlauf zwischen der Sonne und Erde heraus tritt, und sich gleichsam mit ihnen in den Triangel stellt, erblicken wir zuerst einen schmalen Streif von der erhellten Mondkugel, die immer größer wird bis zum ersten Viertel.

Das erste Viertel ist, wenn der Mond so steht, daß gerade die Hälfte von der erleuchteten Halbkugel, oder der vierte Theil von dem Mond gegen uns im Licht ist, und die Hälfte von der verfinsterten Halbkugel im Schatten. Da kann man recht sehen, wie Gott das Licht von der Finsterniß scheidet, und wie auf den Weltkörpern der Tag neben der Nacht wohnt, und wie die Nacht von dem Tag bis zum Vollmond allmählig besiegt wird.

Der Vollmond ist, wenn der Mond auf seinem Kreislauf um die Erde hinter der Erde steht, also daß die Erde zwischen ihm und der Sonne schwebt, aber etwas tiefer oder höher. Aldann können wir seine ganze erleuchtete Hälfte sehen, wie sie von der Sonne erleuchtet wird, und aus unserer Nacht hinausschauen in seinen Tag. Vom Vollmond an, wenn der Mond sich wieder auf der andern Seite herumbiegt um die Erde, kommt wieder etwas von seiner finstern Hälfte zum Vorschein, und immer mehr bis zum letzten Viertel.

Das letzte Viertel ist, wenn wieder die eine Hälfte der

Satellit, die gegen uns steht, erleuchtet, und die andere verfinstert ist, und jetzt kann man sehen, wie die Nacht den Tag besiegt, bis sie ihn im Neumond wieder verdrängen hat. Dieß ist der Mondwechsel.

Schätens aber, und wenn der Mond und die Erde einmal in schnurgerader Linie vor der Sonne stehen, so geschehen noch ganz andere Sachen, die man nicht alle Tage sehen kann: nämlich die Finsternisse. Wenn der dunkle Neumond je zuweilen in seinem Lauf gerade zwischen die Erde und die Sonne hineintrifft, nicht höher und nicht tiefer, so können wir vor ihm am besten Tage die Sonne nimmer sehen, oder doch nicht ganz, und das ist alsdann eine Sonnenfinsterniß, die Sonnenfinsterniß kann nur im Neumond stattfinden. Wenn aber im Vollmond die Erde gerade zwischen die Sonne und zwischen den Mond hineintrifft, nicht höher und nicht tiefer, so kann die Sonne nicht ganz an den Vollmond scheinen, weil die Erde ihren Strahlen im Wege steht. Dieß ist alsdann die Mondfinsterniß. Die Dunkelheit, die wir am Mond erblicken, ist nichts anderes als der Schatten von unserer eigenen Erde, und ein solches Exempel am Mond kann nur im Volllicht statuiret werden. Alle diese Finsternisse nun, die einzig von der Bewegung des Mondes und der Erde herrühren, wissen wir Sternseher und Kalendarmacher ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hin aus vorher zu sagen, und der Hausfreund gibt jetzt wenig gute Worte mehr, wenn einer kommt, der nicht glauben will, was bisher von den Himmelslichtern gesagt worden ist, und ferner soll gesagt werden. „Woher wißt ihr,“ fragte der vorsichtige Leser, „daß die Sonne und der Mond so groß ist, oder so, so weit oder so nahe, und daß sich die Erde und der Mond auch ganz gewiß so bewegen, wie's euch vorkommt? Wer ist dort gewesen und hat's gemessen? Antwort: Wenn wir das nicht gewiß wüßten und auf das Haar, so könnten wir nicht auf ein ganzes Jahr, und wer's

verlangt, auf weiter hinaus eine Kinsterniß voraus sagen, auf welchen Tag, ja auf welche Minute sie anfängt, und wie tief sie sich in den Mond oder in die Sonne hineinfrisst. Oder sagt's auch voraus, wenn ihr könnt, und warum sucht ihr es im Kalender, wenn ihr meint, wir falliren.

Siebentens, und wenn der Mond in seinem vollen Pichte am Himmel erscheint, sieht er bei allem dem furios aus mit seinem trübten Gesicht, und mit seinen helleren und blässern Flecken. Denn bekanntlich ist die Helle nicht gleichmäßig über ihn verbreitet, sondern ungleichmäßig. Damit hat er die Gelehrten lange Zeit verzirt, und ihnen weiß gemacht, die helleren Theile seyen Land, von welchem die Lichtstrahlen wieder zurückprallen, und die dunkleren seyen Wasser, welches die Lichtstrahlen verschluckt. Allein mit einem lapablen Perspektiv, wie es in vorigen Zeiten keine gab, hat ein rechtschaffener Sternseher, Namens Schröter, ganz andere Dinge auf dem Monde entdeckt, als Land und Wasser, nämlich auch Land, aber kein Wasser, sondern weite Ebenen, hohe Berge und tiefe Abgründe von wunderbarer Gestalt und Verbindung. Hat er nicht ihren Schatten sogar beobachtet und wie er sich von Abend gegen Morgen bewegt, verkürzt und verlängert? Hat er nicht zuletzt sogar aus dem Schatten der Berge ihre Höhe ausgerechnet, gleichsam wie ein Exempel aus der Regel de Tri? Die höchsten Berge auf dem Monde sind höher als die höchsten auf der Erde, nämlich 25,000 Fuß. Der Hausfreund hat Respekt vor dem Sternseher, und vor der göttlichen Allmacht, die einem schwachen Menschenkinde den Verstand und die Geschicklichkeit geben kann, auf 50,000 Meilen weit Berge auszu-messen, die unser einer (der geneigte Leser ist gemeint) gar nicht sieht. Fragt man nun noch

Achtens und letztens, was denn eigentlich der Mond am Himmel zu verrichten hat? — Antwort: Was die Erde. So viel ist gewiß, er erhellet durch sein mildes Licht, welches der Widerschein

von seinem Sonnenschein ist, unsere Nächte, und sieht zu, wie die Anaben die Mägdelein küssen. Er ist der eigentliche Hausfreund und erste Kalendermacher unserer Erde, und der oberste General-Nachtwächter, wenn die andern schlafen. Hinwiederum scheint die Erde mit ihrem Sonnenglanze, in wechselndem Lichte, an die finstere Halbkugel des Mondes, und erhellt ihre lange, lange Nacht. Was will der geneigte Leser sagen! Sieht man nicht in den ersten Tagen des Neulichts, wenn der Mond wie eine krumme Sichel am Himmel steht, sieht man nicht auch den übrigen dunkeln Theil seiner Scheibe, oder seine Nacht durch einen schwachen grünlichen Schimmer erhellt? Das ist eine Wirkung des Sonnenscheins, der von der erleuchteten Halbkugel unserer Erde auf den Mond fällt, oder ist der Erdschein im Monde.

Audem ist es gar wohl möglich, daß auch jener Weltkörper allerlei vernünftige und unvernünftige Geschöpfe von turriesen Gestalten und Eigenschaften beherbergt, die uns alles besser sagen könnten, und die sich in ihrer Nacht auch über den milken Erdschein freuen. Vielleicht glauben die einfältigen Leute dort auch lange her, die Erde gehe um den Mond herum, und sey bloß wegen ihnen da, und wir könnten's ihnen auch besser sagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des dritten und vierten Rechnungsexempels.

Ich werde wohl zu spät kommen, und alle, welche sich um das erste Rechnungsexempel bekümmerten, werden's heraus haben, daß Hans 7 Schafe hatte. Fritz aber hatte 5. Wenn nun der letztere dem ersten eins von den seinen gab, so hatte Fritz noch 4, Hans aber hatte 8; folglich noch einmal so viel. Gibt aber der

erste dem letzten eins, so behält Hans noch 6 und Fritz bekommt 6. Und also lautete die Aufgabe.

So ein Schaf hin oder her zu geben, wenn man selber nur 5 oder 7 Stücke hat, ist nun freilich keine Kleinigkeit. Sonst aber und wo es angeht, ist es immer besser, gute Freunde hatten's mit einander so, daß die Theile gleich werden, als daß einer viel hat und der andere wenig. Denn Mehrhaben macht leicht übermüthig und gewaltthätig, und Wenighaben macht mißgünstig; und wo einmal Uebermuth und Mißgunst sich einmischen, da hat es mit der guten Freundschaft bald ein Ende. Das muß der verständige Vater wohl überlegt haben, der im zweiten Exempel sein Vermögen unter seine 7 Kinder vertheilte. Denn wer es ausgerechnet und seinen Fehler dabei begangen hat, der wird bald gefunden haben, daß jedes Kind 700 Gulden bekommen habe, keinen Kreuzer mehr und keinen minder.

Wenn alle Eltern so vernünftig wären, und ihren Kindern, die gleiche Liebe verdienen, gleiche Liebe bewiesen, wie viel Unfrieden und Unheil könnte dadurch verhütet werden, und wie manches Stündlein könnten die Herren Advokaten doch auch ein wenig spazieren geben und frische Luft schöpfen!

Zwei Erzählungen.

Wie leicht sich manche Menschen oft über unbedeutende Kleinigkeiten ärgern und erzürnen, und wie leicht die nämlichen oft durch einen unerwarteten spaßhaften Einfall wieder zur Besinnung können gebracht werden, das haben wir an dem Herrn gesehen, der die Suppenschißel aus dem Fenster warf, und an seinem witzigen Bedienten. Das Nämliche lehren folgende zwei Beispiele.

Ein Waisenjunge sprach einen gut und vornehm gekleideten Mann, der an ihm vorbei ging, um einen Kreuzer an, und als dieser seiner Bitte kein Gehör geben wollte, versprach er ihm, um einen Kreuzer zu zeigen, wie man zu Hohn und Schimpf und Händeln kommen könne. Mancher, der dieß liest, wird denken, das zu lernen sey seinen Vetter, noch weniger einen Kreuzer werth, weil Schimpf und Händel etwas Schlimmes und nichts Gutes sind. Aber es ist mehr werth, als man meint. Denn wenn man weiß, wie man zu dem Schlimmen kommen kann, so weiß man auch, vor was man sich zu hüten hat, wenn man davor bewahrt bleiben will. So mag dieser Mann auch gedacht haben, denn er gab dem Knaben den Kreuzer. Allein dieser forderte jetzt den zweiten, und als er den auch erlangt hatte, den dritten und vierten, und endlich den sechsten. Als er aber noch immer mit dem Kunststück nicht herauszufinden wollte, ging doch die Geduld des Mannes aus. Er nannte den Knaben einen unverkämten Burschen und Betteljungen, drehte, ihn mit Schlägen fortzujaugen, und gab ihm am Ende auch wirklich ein paar Streiche. „Ihr grober Mann, der Ihr seid,“ schrie jetzt der Junge, „sich so alt und noch so unverständlich! Hab' ich Euch nicht versprochen zu lehren, wie man zu Schimpf und Händeln kommt? Habt Ihr mir nicht sechs Kreuzer dafür gegeben? Das sind ja jetzt Händel, und so kommt man dazu. Wozu schlägt Ihr mich denn?“ So unangenehm dem Ehrenmanne dieser Vorfall war, so sah er doch ein, daß der listige Knabe Recht und er selber Unrecht hatte. Er besänftigte sich, nahm sich's zur Warnung, immer so aufzufahren und glaubte, die gute Lehre, die er da erhalten habe, sey wohl sechs Kreuzer werth gewesen.

In einer andern Stadt ging ein Bürger schnell und ernsthaft die Straße hins. Man sah ihm an, daß er etwas Wichtiges an einem Ort zu thun habe. Da ging der vornehme Stadtrichter an ihm vorbei, der ein neugieriger und dabei ein gewaltthätiger Mann

muß gewesen seyn, und der Gerichtsdienner kam hinter ihm drein. Wo geht Ihr hin so eilig? sprach er zu dem Bürger. Dieser erwiederte ganz gelassen: Gestrenger Herr, das weiß ich selber nicht. —



Aber Ihr seht doch nicht aus, als ob Ihr nur für Langeweile herumgehen wolltet. Ihr müßt etwas Wichtiges an einem Ort vorhaben. Das mag seyn, fuhr der Bürger fort, aber wo ich hingehe, weiß ich wahrhaftig nicht. Das verdroß den Stadtrichter

Gebel, Schafstädtlein.

sehr. Vielleicht kam er auch auf den Verdacht, daß der Mann an einem Ort etwas Böses ausüben wollte, das er nicht sagen dürfte. Nun, er verlangte jetzt ernsthaft, von ihm zu hören, wo er hin gehe, mit der Verheißung, ihn sogleich von der Strafe weg in das Gefängniß führen zu lassen. Das half alles nichts, und der Stadtrichter gab dem Gerichtsdienere zuletzt wirklich den Befehl, diesen widerwilligen Menschen wegzuführen. Jetzt aber sprach der vorständige Mann: Da sehen Sie nun, hochgebietender Herr, daß ich die launere Wahrheit gesagt habe. Wie konnte ich vor einer Minute noch wissen, daß ich in den Thurm gehen werde, und weiß ich denn jetzt gewiß, ob ich drein gehe? Nein, sprach jetzt der Richter, das stellt ihr nicht. Die wichtige Rede des Bürgers brachte ihn zur Besinnung. Er machte sich stille Verwünsche über seine Empfindlichkeit, und ließ den Mann ruhig seinen Weg gehen.

Es ist doch merkwürdig, daß manchmal ein Mensch, hinter welchem man nicht viel sucht, einem andern noch eine gute Lehre geben kann, der sich für erstaunt weise und verständig hält.

Nützliche Lehren.

9.

Es sagt ein altes Sprüchwort: Selber essen macht fett. Ich will noch ein paar dazu setzen: Selber Achtung geben, macht verständig. Und selber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eigenen Augen sieht, sondern sich auf Andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nöthig ist, sondern Andere thun läßt, was er selber thun soll, der bringt's nicht weit, und mit dem Zeitwerden hat es bald ein Ende.

10.

Ein anderes Sprüchwort heißt so: Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er. Das sagt Mancher, und versteht's nicht. Den bösen Geist kann man eigentlich nicht an die Wand malen, sonst wäre es kein Geist. Auch kann er nicht kommen. Denn er ist mit Ketten der Finsterniß in die Hölle gebunden. Was will denn das Sprüchwort sagen? Wenn man viel an das Böse denkt, und sich dasselbe in Gedanken vorstellt, oder lang davon spricht, so kommt zuletzt die Begierde zu dem Bösen in das Herz, und man thut's. Soll der böse Feind nicht kommen, so mal' ihn nicht an die Wand! Willst du das Böse nicht thun, so denke nicht daran, wo du gehst und siehst, und sprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Lustiges wäre.

11.

Einmal ist keinmal. Dief ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprüchwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechnungsmesser oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens Einmal, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer Einmal gestohlen hat, der kann sein Leben lang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gute vergrißen, und wenn der Dieb erhascht und gehängt wird, alsdann ist Einmal nicht keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist Zehnmal und Hundert- und Tausendmal. Denn wer das Böse Einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprüchwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

12.

Nun kommen zwei Sprichwörter, und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei unbemittelten Besitzern hatte der eine keine Lust und keinen Muth, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: Wo nichts ist, kommt nichts hin. Und so war es auch. Er blieb sein Leben lang der arme Bruder Womichtsist, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Ersparniß den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größeren Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: Was nicht ist, das kann werden. Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu Theil geworden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparniß, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: Was nicht ist, kann werden, gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Womichtsist, der selber nichts zu beßen und zu nagen hat.

Die Spinnen.

1.

Die Spinne ist ein verachtetes Thier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sey es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren

Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu ergreifen weiß. Allein das macht's nicht aus. Denn eine Fliege hat no^{ch} den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verbergenen Fallstricke gerathen will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermal die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt seyn könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Oeffnungen, von welchen keine um sonst da seyn wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Oeffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszuliegen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest seyn könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf und absteigen, und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen an ihrer stillen und unverbroffenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt, und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

2.

Das mag alles gut seyn, denkt wohl Mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und läuft davon, oder zertritt sie, wo er eine findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seyen?

Nach dem Mensch ist in unsern Gegenden von einer Spinne ver-
gessen worden. Gibt es nicht hie und da Vette, die sie aufs Pock-
streichen und verschinden? Wehlbekomm'n's, wenn es schmeckt! Auch
senkt ihm diese Thierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen
Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zu leide. Im Gegen-
theil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber,
wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede-einzelne wenig
dazu beitragen scheint. Es ist das Geringste, daß sie hie und da
einer Stubenspiege den Varaus machen. Für die wäre noch an-
derer Rath. Aber sie verzehren auch fabelich und täglich eine große
Anzahl anderer sehr kleiner Mücklein, die uns durch ihre Menge
erstaunend beschwerlich und schädlich werden, und gegen welche man
sich nicht erheben könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht
manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnengewebe überzogen und
glänzen im Morgenhauch? Da geht manches Mücklein zu Grunde,
das die aufsteigende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte.
Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne
se zahn, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er
sie leckte und etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem
Tage, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige
Stunde. Aber als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie ums
Leben. Was ist verabscheuungswürdig? Ein solches Thier, das
doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder
ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen
mißthut und zerstört? Ein anderer Gefangener, der sonst nichts
zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen Acht, und merkte,
daß sie auch Wetterverheben lesen. Bald ließen sie sich sehen und
arbeiten, bald nicht. Einmal spannen sie träge, ein andermal
hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein ander-
mal weiter auseinander, so oder so, und endlich konnte er daran
erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen, oder Sonnen-

schein, anhaltend oder veränderlich. Alle auch dazu sind sie gut, und wenn sich Jemand verwundet hat, und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen. Wenn es aber voller Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

II.

Dass es mancherlei Thiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Kestern, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahr, und noch vielmehr im trocknen, warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weisse Häden in der Luft herum fliegen. Alle Räume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Strafe werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo diese Häden und Kleben herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiss man gewiss, dass es lauter Gespinnst ist von unzählig viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das Nämliche thun. —

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heissen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll wohl die Menschen beissen und durch den giftigen Biss krank und schwermüthig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz seyn, die Tarantata genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es liesse sich wohl begreifen, dass durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben

werde. Allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Uebertreibung dabei, und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Fuschspinne. Diese nimmt nicht nur Insektenfliegen und Mücken verlich. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tödtet sie, und frisst ihnen das Blut und die Eier aus. Darüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

Die Planeten.

Nun jetzt haben wir in unsern Betrachtungen über das Weltgebäude, unsern Wohnplatz, die Erde, die Sonne und den Mond näher kennen gelernt. Jetzt erheben wir unser Auge zu den leuchtenden Sternen, an denen sich so oft das Auge des nächtlichen Wanderers ergötzt. Wer etwa in einer großen Hauptstadt oder in der Nähe derselben gelebt hat, der kann wissen, was eine Illumination ist, und wie herrlich es aussieht, wenn zu Ehren eines großen Herrn in der ganzen Stadt viele tausend kleine Lampen zu gleicher Zeit angezündet werden und brennen. Das Auge kann sich nicht satt schauen, und überall erblickt es etwas Anderes und Schöneres. Aber alle diese irdische Herrlichkeit ist in gar keine Vergleichung zu setzen mit der großen himmlischen Illumination, die in jeder wellenlosen Nacht zur Ehre des großen Weltbeherrschers aus unermeßlicher Höhe herabstrahlt.

Nun Erste müssen wir wissen, daß es zweierlei Arten der Sterne gibt. Denn so sehr sie alle, groß und klein, in der größten Unordnung unter einander zu stehen scheinen, so behalten doch die

meisten derselben Jahr aus Jahr ein ihre nämliche Stellung gegen einander, gehen Jahr aus und Jahr ein in der nämlichen Ordnung mit und nach einander auf und unter, keiner kommt dem andern näher, keiner entfernt sich von dem andern. Jeder von uns, der auch nur Ein Gestirn kennt, den Heerwagen oder den Jakobstab, der wird's wissen. Wie diese Sterne in seiner Jugend standen, so stehen sie noch, und wo er sie im Sommer oder Winter, Nachts um 8 Uhr oder in der Mitternacht zu finden wußte, dort findet er sie in der nämlichen Jahreszeit wieder. Und diese Sterne heißen Fixsterne.

Nur mit sehr wenigen andern, welche man Irrsterne oder Planeten nennt, hat es auch eine andere Verwandniß. Diese behalten nicht ihre gleichförmige Stellung gegen die andern. Wenn der Planet, Jupiter genannt, heute Nacht zwischen zwei gewissen Sternen steht, so steht er von heute übers Jahr nicht mehr zwischen den nämlichen, sondern an einem andern Orte. Es ist, als ob diese Sterne für Kurzweil bei den andern herum spazierten, ihnen gute Nacht oder guten Morgen brächten, und sich um die Zeit und Stunde nicht viel bestimmten. Aber sie haben ihre Ordnung so gut wie die übrigen, nur eine andere. Die meisten von ihnen kennt jeder Leser aus den Kalendern, besonders aus dem hundertjährigen. Diese Planeten haben nun folgende Eigenschaften mit einander gemein:

1) Sie sind unter allen Sternen unserer Erde am nächsten, viel näher als irgend ein Fixstern.

2) Sie bewegen sich in großen Kreisen und in ungleich langen Zeiten um die Sonne, welches die andern nicht thun. Und aus diesem Grunde verändert sich unaufhörlich ihre Stellung am Himmel.

3) Es sind von Natur dunkle Weltkörper. Sie empfangen ihr Licht, wie unsere Erde, von der Sonne. Was wir in der Nacht an ihnen glänzen sehen, ist Sonnenschein, der wie aus einem Spiegel

zu uns unlässiglich, so daß wir auch in der finstesten Sternennacht doch nicht ganz von diesem fröhlichen Lichte verlassen sind. Jeder Planet ist eine umgebene große Kugel, die sich immer und ohne Ruhe herumdreht. Nur diejenige Hälfte, die alsdann gegen die Sonne steht, hat Licht, die andere ist finstlich. Sie haben daher auch ihres Theils Tag und Nacht.

1. Ein Planet steht nicht immer in gleicher Entfernung und Richtung gegen die Sonne. Sie haben daher, wie unsere Erde, verschiedene Jahreszeiten in ihrer Art, Sommer und Winter.

Kätsch ist es also, wenn man glaubt, die Sonne sey selber ein Planet. Denn sonst müßte sie sich selber in einem großen Kreise um die Sonne bewegen, sie müßte Tag haben, wenn sie von sich selber beschienen wird, und Nacht, wenn sie nicht von sich selber beschienen wird. Sie müßte Sommer und Winter haben, wenn sie näher oder weiter von sich selber absteht, und das ist lauter Widerspruch. Dagegen haben die Weltweisen entdeckt, daß in dem unermesslichen Welttraume, und unter den unzähligen Weltkugeln derselben, unsere Erde selber ein Planet sey, weil sie alle Eigenschaften der andern Planeten hat, und wer auf einem andern Planeten stünde, und aus einer Weite von Millionen Meilen nach der Erde schaute, dem würde sie eben so als ein kleiner glänzender Stein erscheinen, wie uns der Abendstern erscheint. Denn es ist die Entfernung von den Sternen zu uns gerade so weit, als von uns zu den Sternen.

Wißlich muß es daher auch um die Behauptung stehen, daß unsere Erde abwechselnd von den Planeten regiert werde, oder daß Witterung, Fruchtbarkeit und andere Dinge von ihnen herrühren, ob man gleich die Erfahrung haben kann, daß je nach sieben Jahren manches wieder so kommt, wie es sieben Jahre früher war. Denn

1. sonst müßte ein Planet den andern regieren, weil ja unsere

Erde selber ein Planet ist, und solche Unerdennung wird in dem Reiche der Weltkörper nicht statuiert:

2) so müßte unsere Erde auch die andern Planeten hienwiederum regieren, und das kann nicht seyn, sonst müßten wir auch etwas davon wissen:

3) so sind nicht sieben Hauptplaneten, sondern es sind, wie man mit guten Fernröhren entdeckt hat, bis jetzt eilf, und seltsich kann nicht alle sieben Jahre wieder der nämliche regieren. Wie siehts jetzt aus?

Also ist auch der Mond kein Planet, wie schon aus der vorigen Betrachtung über ihn ersichtlich ist, sondern er ist der Mond und bleibt der Mond. Von den wahren Planeten aber sind einige schon lange bekannt, nämlich:

Der Mercurius, aber diesen wird keiner von euch leicht gesehen haben. Denn er umläuft die Sonne in einem so kleinen Kreise, und steht immer so nahe bei ihr, daß er Morgens nur kurz vor ihr aufgeht, und bald in dem aufbrechenden Tag erbläht, oder Abends bald nach ihr untergeht, und also nicht überall zu sehen ist. Er ist ungefähr zwei und ein halbmal näher bei der Sonne als wir, welches doch acht Millionen Meilen beträgt. Ein Jahr währt auf diesem Planeten nur 88 Tage, denn in so viel Zeit läuft er einmal um die Sonne herum, und vollendet seine Jahreszeit. Dafür ist er auch einer von den kleinen Planeten, und 16mal kleiner als die Erde.

Die Venus ist der zweite Planet, und diesen kennen wir alle unter einem andern Namen, als Abendstern oder Morgenstern. Denn wenn sie auf ihrem Lauf um die Sonne, welcher 224 Tage beträgt, gegen uns betrachtet, vorne an der Sonne steht, so geht er auch früh ein paar Stunden lang vor ihr auf, und das ist also dann der schöne Morgenstern.

Aber wenn er zu einer andern Zeit in seinem Umlauf so steht,

dass er erst nach der Sonne aufstehen kann, so können wir wegen der Tageshelle und dem Sonnenglanz ihn nicht mehr sehen. Unsichtbar folgt er den ganzen Tag der Sonne, wie ein Kind seiner Mutter nach, und erst wenn die Sonne untergegangen ist, wenn auf der Erde die Lichter bald angezündet werden und die Betglöcke in die Dämmerung läutet, wird er am Abendhimmel sichtbar. Dieser Stern ist der einzige unter allen, der nicht nur aus der Ferne uns seinen Schimmer zeigt, sondern sogar einige Helle auf der Erde verursacht und daher auch einen Schatten wirft. Dieß rührt von der Nähe desselben her, die bisweilen nur 6 Millionen Meilen beträgt, da die Sonne selbst 21 Millionen Meilen weit entfernt ist.

Nach ist das Licht des Abendsterns nicht immer gleich. Oft strahlt er im schönsten Glanze, oft wieder blasser, und scheint sogar kleiner zu seyn. Aber die Sternkundigen haben schon lange durch ihre Ferngläser die Ursache davon entdeckt. Die Venus hat nämlich, von der Erde aus betrachtet, ihr zu- und abnehmendes Licht wie der Mond, und dieß ist sehr begreiflich. Denn da sie eine große Kugel ist, und also nur die eine Hälfte derselben von der Sonne erleuchtet seyn kann, während es auf der andern Nacht und stofffinster ist, so kann es oft geschehen, daß sich nur die Hälfte, ja weniger, von ihrer erleuchteten Seite gegen die Erde lehrt.

Aber was noch viel Merkwürdigeres haben die Sternkundigen durch die Hülf der stärksten Ferngläser in dem Abendstern entdeckt. Er ist nämlich so wenig als unsere Erde eine ganz glatte Kugel, und hat eben so wie sie seine Berge und Thäler, und ob er gleich etwas kleiner als sie ist, so hat er doch Berge, welche den höchsten Berg unsers Weltkörpers um das Vier- bis Fünffache an Höhe übertraffen, welches die Astronomen aus dem Schatten derselben mit Genauigkeit zu berechnen wissen.

○ Das muß ein wunderbares Vergnügen seyn, mit einem solchen Fernrobre in der finstern Erdennacht 6 Millionen Meilen

weit in eine fremde erleuchtete Welt hineinzuschauen, wenn man bedenkt, wie viel Vergnügen es schon macht, wenn wir von einem erstiegenen Berg nur in ein Thal hinübersehen können, welches unsere Augen noch nie gesehen haben. Noch heimlicher und lieblicher aber müßte der Blick in einen solchen Stern hinein seyn, wenn wir auch sehen könnten, was auf seinen Bergen wächst, was für Thiere darauf weiden, was für Menschen die Thiere hüten, und was sie sonst thun und treiben in ihrer lichten, lustigen Höhe.

Das hat die menschliche Neugierde. So viel man weiß, gern wüßte man noch mehr.

Mercurius und Venus sind die zwei einzigen bekannten Planeten, welche zwischen der Sonne und der Erde stehen. Weiter über die Erde hinaus kreisen um die Sonne noch die drei längst bekannten, Mars, Jupiter und Saturn, nebst fünf neuerentdeckten, Pallas, Ceres, Juno, Vesta und Uranus genannt, welche in der Folge solten beschrieben werden.

Das wohlbezahlte Gespenst.

In einem gewissen Dorfe, das ich wohl nennen könnte, geht ein üblicher Fußweg über den Kirchhof, und von da durch den Ader eines Mannes, der an der Kirche wohnt, und es ist ein Recht. Wenn nun die Aderwege bei nasser Witterung schlüpfrig und ungangbar sind, ging man immer tiefer in den Ader hinein, und zertrat dem Eigenthümer die Saat, so daß bei anhaltend feuchter Witterung der Weg immer breiter und der Ader immer schmaler wurde, und das war kein Recht. Zum Theil wußte nun der

bedürftige Mann sich wohl zu helfen. Er gab bei Tag, wenn er sonst nichts zu thun hatte, fleißig Acht, und wenn ein unverständiger Mensch diesen Weg kam, der lieber seine Schube als seines Nachbarn Geruchsaat schonte, so lief er schnell hinzu und pflandete ihn, oder that's mit ein paar Ohrfeigen kurz ab. Bei Nacht aber, wo man noch am ersten einen guten Weg braucht und sucht, war's nur sehr schlimm, und die Dornenäste und Rispen, mit welchen er den Wandernden verständlich machen wollte, wo der Weg sei, waren allemal in wenig Nächten niedergeworfen oder ausgezogen, und Mander that's vielleicht mit Fleiß. Aber da kam dem Mann etwas Anderes zu statten. So wurde auf einmal unsicher auf dem Kirchhofe, über welchen der Weg ging. Bei trockenem Wetter und etwas hellen Nächten sah man oft ein langes weißes Gespenst über die Gräber wandeln. Wenn es regnete oder sehr finster war, hörte man im Weinhaus bald ein ängstliches Stöhnen und Winseln, bald ein Klagen, als wenn alle Todtenköpfe und Todtengrüne darin lebendig werden wollten. Wer das hörte, der sprang bebend wieder zur nächsten Kirchhofthüre hinaus, und in kurzer Zeit sah man, sobald der Abend dämmerte und die letzte Schwalbe aus der Luft verschwunden war, gewiß keinen Menschen mehr auf dem Kirchhofwege, bis ein verständiger und herzhafter Mann aus einem benachbarten Dorfe sich an diesem Ort verspätete und den nächsten Weg nach Hause doch über diesen verführerischen Flaz und über den Gerstenacker nahm. Denn ob ihm gleich seine Freunde die Gefahr vorstellten und lange abwehrten, so sagte er doch am Ende: Wenn es ein Geist ist, geh' ich mit Gott als ein christlicher Mann den nächsten Weg zu meiner Frau und zu meinen Kindern heim, habe nichts Böses gethan, und ein Geist, wenn's auch der schlimmste unter allen wäre, thut mir nichts. Ist's aber Fleisch und Bein, so habe ich zwei Häuser bei mir, die sind auch schon dabei gewesen. Er ging. Als er aber auf den Kirchhof kam, und kaum am zweiten

Grab vorbei war, hörte er hinter sich ein klägliches Wehzen und Stöhnen, und als er zurückblickte, siehe, da erhob sich hinter ihm, wie aus einem Grabe heraus, eine lange, weiße Gestalt. Der Mord schimmerte blaß über die Gräber. Todtenstille war rings umher, nur ein paar Fledermäuse flatterten vorüber. Da war dem guten Manne doch nicht wohl zu Muth, wie er nachher selber gestand, und wäre gerne wieder zurückgegangen, wenn er nicht noch einmal an dem Geipensst hätte vorbei gehen müssen. Was war nun zu thun? Langsam und still ging er seines Weges zwischen den Gräbern und manchem schwarzen Todtenkreuz vorbei. Langsam und immer ächzend folgte zu seinem Entsetzen das Geipensst ihm nach,



bis an das Ende des Kirchhofs, und das war in der Ordnung, und bis vor den Kirchhof hinaus, und das war dumm.

Aber so geht es. Kein Betrüger ist so schlau, er verräthet sich. Denn sobald der verfolgte Ehrenmann das Geipensst auf dem Ader erblickte, dachte er bei sich selber: Ein rechtes Geipensst muß

wie eine Schutzwache auf seinem Posten bleiben, und ein Geist, der auf den Kirchhof gehört, geht nicht aufs Adersfeld. Daher bekam er auf einmal Muth, drehte sich schnell um, sagte die weiße Gestalt mit fester Hand und merkte bald, daß er unter einem Leintuch einen Buchsen am Brusttuche habe, der noch nicht auf dem Kirchhose daheim sey. Er fing daher an, mit der andern Faust auf ihn loszutrommeln, bis er seinen Muth an ihm geliebt hatte, und da er vor dem Leintuch selber nicht sah, wo er hinschlug, so mußte das arme Gespenst die Schläge annehmen, wie sie fielen.

Damit war nun die Sache abgethan, und man hat weiter nichts mehr davon erfahren, als daß der Eigenthümer des Gerstenaders ein paar Wochen lang mit blauen und gelben Fiebrathen im Gesicht herum ging, und von dieser Stunde an kein Gespenst mehr auf dem Kirchhof zu sehen war. Denn solche Leute, wie unser handfester Ehrenmann, das sind allein die rechten Geisterbanner, und es wäre zu wünschen, daß jeder andere Betrüger und Gaunkelhaus eben so sein Recht und seinen Meister finden möchte.

Der vorsichtige Tränmer.

In dem Städtlein Wittliobach im Kanton Bern war einmal ein Fremder über Nacht, und als er ins Bett gehen wollte, und bis auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein paar Pantoffeln aus dem Bündel, legte sie an, band sie mit den Strumpfbändern an den Füßen fest, und legte sich also in das Bett. Da sagte zu ihm ein anderer Wanderer, der in der nämlichen Kammer übernachtet war: „Guter Freund, warum thut Ihr das?“ Darauf erwiderte der Erste: „Wegen der Veracht. Denn ich bin einmal im Traum in eine Glasscherbe getreten. So habe ich im



Schloß solche Schmerzen davon empfinden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß schlafen möchte."

Nützliche Lehren.

13.

Verständige, ja gelehrte Landwirthe machen oft neue Versuche zur Verbesserung ihres Ackerbaues oder der Viehzucht. Mancher sieht etwas Neues in andern Ländern und bringt's heim. Manche lehrt der Zufall einen Vortheil, der ihm hernach großen Gewinn bringt. Meint er's gut mit seinen Mitbürgern, so theilt er ihnen seine Entdeckungen mit, und ermuntert sie, seinem Beispiel zu folgen. Die meisten sagen also: Wir wollen bei der Weise unserer Väter bleiben, und wie sie's getrieben haben, so treiben wir's auch. Das ist sehr verständig gesprochen, geneigter Leser! Nur muß man's nicht bei den Worten bewenden lassen, sondern auch seinen guten Vorsatz erfüllen. Denn der Ackerbau

Gebel, Schapstacheln

und jede Berücht und Beobachtung dabei ist gewiß nicht auf einmal so erfunden worden, wie er jetzt ist, sondern eben unsere Väter und Vorfahren haben lange und vielerlei versucht, und guten Rath nicht verachtet. Manches ist mißlungen, manches ist wohlge-
rathen und besser worden, und so können wir auch noch in Zu-
kunft weiter kommen, und unsern Ackerbau und Wohlstand ver-
bessern, wenn wir nur Fort halten, und dem Beispiel unserer fern-
begierigen und fleißigen Vorfahren folgen.

Mißverständnis.

Am neunziger Krieg, als der Rhein auf jener Seite von fran-
zösischen Schiffschiffen, auf dieser Seite von schwäbischen Kreis-



Iskoden befehl war, viel ein Kranzle zum Feindtreib zu der deutschen Schildwache herüber: Kitz! Kitz! Das heißt auf gut deutsch: Spiegeube, Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts so Arges, sondern meinte, der Kranzle frage: Wie viel Uhr? und gab gutmüthig zur Antwort: Halber vieri.

Die Eidechsen.

I.

Dass viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davon springen oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält und im zweifelhaften Fall lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beißen lässt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eidechsen feind, diesen unschuldigen Thieren, die Niemand beleidigen, Niemand schaden, viel mehr dem Landmann nützlich werden, indem sie von allerlei kleinen Insekten oder sogenannten Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie euch ein wenig erschrecken, wenn ihr so in euren stillen Gedanken dahin wandelt, und auf einmal etwas im Laub rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freilich in diesem Punkt übel rathen.

„Der Wind im Wald das Laub am Baum
Sauet ihm Gutes zu.“

Nun, alle Leute sind so furchtsam freilich auch nicht, und im Frühljahr, wenn man wieder ins Feld und ins Grüne geht, und überall in der mannichfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt

und ihm wirt, sieht auch wohl ein verständiger Mann einen Augenblick bei einer Eidechse stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit, und sieht mit Vergnügen ihren unermüdeten Tritten zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, rückt an seinem Frühlingstrauch und kann sich nicht genug erheben an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher.

Wen lernt auch für diese Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in sich, um den Winter über dem Feden auszuhalten, auch würde es ihnen an Nahrung und Gedeih zum verbergenen Aufenthalt fehlen. Sie vertrieben sich daher, und bringen den Winter im Schlaf zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber wie im Frühjahre das Fell der kleinen Mäusen lebendig wirt, und alle Keime im Gras und alle Anecken in Laub aufgeben, ruft die tiefe trümpere Frühjahrsenne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlaf und Winteranartier, und wenn es erwacht, ist schon für alles ge-
 setzt, was in seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle diese Thiere einerlei Farbe: aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gedeih heraus ins Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Gras weder von den Thieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Sterb, der ihr selber aufs Leben geht.

2.

Es gibt auch zweierlei Eidechsen im Wasser, nur nennt man sie anders, und diese sind zum Schwimmen abgerichtet. Selbst am Grund der klaren Brunnenaquellen findet man sie oft, und darf sich deswegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig und theilen dem Wasser keine Unreinigkeit mit. Die

mehr leben es viele Brunnennmeister als ein gutes Reichen. Selbst ein Thierlein in seiner verschlossenen Brunnennstube hat ein geheimes Leben und Weien, sieht nie die Sonne auf oder untergehen, erfährt nichts davon, daß der Prinz von Brasilien nach Amerika ausgewandert ist, und daß die englischen Waaren auf dem festen Lande verboten sind, weiß nicht, ob's noch mehr solche Brunnennstuben in der Welt gibt, oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Elemente des Lebens froh, und hat keine Klage und keine Fångeweile.

An der großen, schwarz- und gelbgesteckten, warzigen und schmutzigen Cidechle, die man den Salamander oder gelben Molch nennt, hat Niemand Freude. Noch weniger aber freut es ihn, wenn er einen Menschen erblickt. Denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten und kühlen, auch niedrigen Orten auf, und das beste ist, daß man ihn dort sitzen lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhast in die Hände nehmen. Er thut euch gewiß nichts Leidens.

3.

Wer sich aber mit Recht vor den Cidechlen fürchten oder eine Geldentbat durch die Erlangung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika oder Asien oder Amerika gehn.

Das fürchterliche Krokodil ist nichts anders als eine 20 bis 50 Fuß lange Cidechle. Davor muß Jedermann Respekt haben. Oben braun oder schwarzgesteckt, unten weißlichgelb. Durch die schuppige Wildenhaut geht kein Klinsenstoß: am Bauch ist sie weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen 50 scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte von der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um, und tötet einen Menschen mit Einem Schlag. Es lebt im Wasser, i. P. im Nilfluß in Aegypten, und geht ans Land, frist Fische und andere Thiere,

Fuben und Wäglein, auch erwachsene Kugelflyer. Schnell wie ein Pfeil geht es in gerader Linie auf seinen Raub, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitenprung ist man außer Gefahr. Das Weibchen legt 100 häutige Eier, so groß wie die Gasterier, und verpackt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brühet sie aus. Die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer ägyptischen Kröte getroffen. Auch von Menschen werden sie aufgefunden und zerstückt oder gegessen. Weht bekomms!

Tast es nicht nur auf der Erde und im Wasser, sondern auch in der Luft Eidechsen gebe, nämlich solche, die da fliegen, wird Mander nicht gerne glauben. Aber wenn ihm ein Fabelhans von Drachen berichtet, die auf hohen Felsen und in alten zerfallenen Bergschlüssen haften und feuerbrechend durch die Luft schießen, Brunnen vergiften, den Reiter und das Ross mit Speen und Hufeisen schlud und Trind verdrängen, das findet man schon glaublicher, weil einem der late Schauer vom Kopf bis zum Nagel des Lebens über die Haut läuft, wenn man's hört.

Bei allem dem muß so viel wahr bleiben, daß es in Asien und andern Welttheilen Eidechsen von ein bis anderthalb Fuß Länge gibt, die auf Bäumen leben, wie bei uns der Raubfisch, und durch Hölle von häutigen Anwesen auf beiden Seiten große Sprünge in der Luft machen, und von einem Baum auf den andern schießen können. Einige haben dabei nur zwei, andere vier Füße, sind unbedarft, und leben wie andere Eidechsen von Insekten. Andere Vahlofen und Drachen gibt es in Asien nicht, außer unter den Menschen, wenn einer den andern gern mit dem Blick vergiften oder durchbohren möchte, und giftige Bienenstungen und Schweißworte über ihn anzieht, wie man denn dergleichen auch schon in Europa nur am Nym will viele gesehen haben.



Unglück der Stadt Leiden.

Diese Stadt heist schon seit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12. Januar des Jahres 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland, und hatte vor diesem Tag eilftausend Häuser, welche von 40,000 Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stand an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage; der Eine betete sein: „Dah walt Gott,“ der Andere ließ es seyn, und Niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen wird, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag, und ließ sich's schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Thurm auf halb fünf stand — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute gingen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abendschule, müßige Leute batten lange Weile und saßen im Wirthshaus beim Kartenspiel und Weinkrug, ein Besümmter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich leiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thüre, —

und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen siebenzig Kässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblick (wie könnt's nicht so geschwind seyn, als es geschah) in einem Augenblick waren ganze lange Gassen voll Häuser mit allem, was darin wohnte und lebte, zertrümmert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entseßlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und tot unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser gingen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde, Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert, und kamen in einem klaglichen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuerbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Oel und Bran mit ergriffen wurden. Hundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergeissen werden. Da sah man auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und reichlichen Stadt. Der König von Holland setzte fasteich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit sie von den Andern zu einem ehrlichen Begräbniß konnten abgeholt werden. Viele Häuser wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Geldmitteln und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön — denn der Krieg soll nie ins Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Zeehäfen donnert.

Fliegende Fische.

Im Meere gibt es Fische, welche auch aus dem Wasser gehen und in der Luft fliegen können. Man sollte meinen, es sey erdichtet, weil bei uns so etwas nicht geschieht. Aber wenn ein Mensch auf einer Insel wohnte, wo er keinen andern Vogel als Meisen, Distelfinken, Nachtigallen und andere dergleichen lustige Musikanthen des Waldes könnte kennen lernen, so würde er es eben so unglaublich finden, wenn er hörte, daß es irgendwo ein Land gebe, wo Vögel auf dem Wasser schwimmen und darin untertauchen; und doch können wir dieses auf unserm Gewässer alle Tage sehen, und wir müssen daher auch nicht glauben, daß alle Wunder der Natur nur in andern Ländern und Welttheilen seyen. Sie sind überall. Aber diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir sie von Kindheit an und täglich sehen.

Was nun die Fische und Vögel betrifft, so schwimmt eine Ente freilich nicht eben so wie ein Fisch, und ein Fisch fliegt nicht wie ein Storch, sondern damit hat es folgende Verwandtschaft. Die Kiemsfedern an der Brust dieser Thiere sind sehr lang und mit einer weiten Haut überzogen. Durch deren Hülfe kann sich der Fisch eine Zeit lang in der Luft erhalten. Aber endlich, das thut nicht länger gut, als diese Haut naß ist. Sobald sie trocknet, fällt der Fisch ins Wasser zurück. Zweitens, er geht nicht aus dem Wasser ohne Noth, fliegt nicht spazieren für Kurzweil oder um seine Kunst zu zeigen, sondern wenn ihn ein Raubfisch verfolgt und kann ihm nicht mehr anders entrinnen, und dann ist er klüger als mancher Mensch, der schon Hals und Bein gebrochen hat. Denn der Fisch sagt: man muß seiner Natur und seinem Stand getreu bleiben, so lang man kann, kein Wagstück treiben, wenn's nicht seyn muß, nicht eben zum Fenster hinaus springen, wenn die Thüre offen steht.

Welche fliegende Fische gehen den Schiffahrenden, die viele Wochen lang nichts als Himmel und Wasser um sich haben, auf ihrer langweiligen Reise manche Kurzweil, besonders wenn der Raubfisch, welcher sie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen nachsetzt. Da sieht man eine seltsame Fischjagd in der Luft. Oft erkalbt der Raubfisch seine Beute, und zieht sie wieder in das Wasser hinab. Oft entgeht sie durch Geschwindigkeit oder Glück. Manchmal ist noch ein ganz anderer Spass zu sehen. Denn gewisse Vögel fliegen über dem Wasser her und hin, und stellen den Fischen nach, können ihnen aber nichts anhaben, so lange diese daheim im Wasser bleiben, wohin sie gehören. Wenn aber ein solcher Luftkrieg zwischen ihnen ansetzt, so wird bald der Fliehende, bald der Jäger, bald beide von dem Vogel, der das Fliegen besser versteht, erkalbt, und kommen ihr Leben lang nimmer ins Wasser. Und dazu laden die Schiffer.

Merke: Solcher Spass, bei dem man aber oft lieber weinen als lachen möchte, ist manchmal auch mitten auf dem trockenen Lande zu sehen, wenn zwei Brüder oder Verwandte oder Bundesgenossen Freud und Zeit mit einander führen, und kommt ein Dritter dazu und beraubt beide des Vortheils, den jeder von ihnen allein haben wollte und keiner dem andern gönnte. Merke: Wenn die Fische im Meer Handel haben, ist's lauter Freude für die leisen Vögel in der Luft.

Schlechter Gewinn.

Ein junger Kerl that vor einem Juden gewaltig groß, was er für einen hüben Fieb in der Hand führe, und wie er eine Sted nadel der Länge nach halten könne mit Einem Zug. Ja gewiß,

Mauschel Abraham, sagte er, es soll einen Siebzehner gelten, ich baue dir in freier Luft das Schwarze vom Nagel weg auf ein Haar und ohne Blut. Die Wette galt, denn der Jude hielt so etwas nicht für möglich, und das Geld wurde ausgelegt auf den Tisch. Der junge Kerl zog sein Messer und hieb, und verlor's, denn er hieb dem armen Juden in der Ungeschicklichkeit das Schwarze vom Nagel und das Weiße vom Nagel und das vordere Gelenk mit Einem Zuge rein von dem Finger weg. Da that der Jude einen lauten Schrei, nahm das Geld und sagte: Au weib, ich hab's gewonnen!



Au diesen Juden soll jeder denken, wenn er versucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derselbe werth ist.

Wie mancher Prozeßkrämer hat auch schon so sagen können! Ein General meldete einmal seinem Monarchen den Sieg mit folgenden Worten: „Wenn ich noch einmal so siege, so komme ich

allein beim." Das heißt mit andern Worten auch: O waih, ich hab's gewonnen!

Der wohlbezahlte Spakvogel.

Wie man in den Wald schreit, so schreit es wieder heraus. Ein Spakvocat wollte in den neunziger Jahren einen Juden in Frankfurt zum Besien haben. Er sprach also zu ihm: Weist du auch, Manschel, daß in Zukunft die Juden in ganz Frankreich auf Stein setzen müssen?" Dem bot der Jude also geantwortet: „Wenn das ist, artiger Herr, so wollen wir Zwei auf dem deutschen Boden bleiben, wenn schon Ihr kein Jude seid.“

Eine sonderbare Wirthszech.

Manchmal gelingt ein muthwilliger Einfall, manchmal kostet's den Hock, oft sogar die Haut dazu. Dießmal aber nur den Hock. Denn abgleich einmal drei lustige Studenten auf einer Reise keinen rothen Heller mehr in der Tasche hatten, alles war verjubelt, so gingen sie doch noch einmal in ein Wirthshaus und dachten, sie wollten sich eben wieder hinaus helfen und doch nicht wie Schelmen davon schleichen, nur es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirthin ganz allein in der Zinde war. Sie aßen und tranken gutes Bluttee, und führten mit einander ein gar gelehrtes Gespräch, als wenn die Welt schon viele tausend Jahre alt wäre, und noch eben so lang stehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahres alles wieder so komme und

sey, wie es am nämlichen Tag und in der nämlichen Stunde vor sechstaufend Jahren auch gewesen sey. „Ja,“ sagte endlich einer zur Wirthin — die mit einer Striderei seitwärts am Fenster saß und aufmerksam zuhörte, — „ja, Frau Wirthin, das müssen wir aus unsern gelehrten Büchern wissen.“ Und Einer war so fest und behauptete, er könne sich wieder dunkel erinnern, daß sie vor sechstaufend Jahren schon einmal da gewesen seyen, und das hübsche freundliche Gesicht der Frau Wirthin sey ihm noch wohl bekannt. Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt, und je mehr die Wirthin alles zu glauben schien, desto besser ließen sich die jungen Schwentfelder den Wein und Braten und manche Prezel schmecken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 kr. auf der Kreide stand. Als sie genug gegessen und getrunken hatten, rüdten sie mit der Pist heraus, worauf es abgesehen war.

„Frau Wirthin,“ sagte einer, „es steht diesmal um unsere Pagen nicht gut, denn es sind der Wirthshäuser zu viele an der Straße. Da wir aber an Euch eine verständige Frau gefunden haben, so hoffen wir als alte Freunde hier Credit zu haben, und wenn's Euch recht ist, so wollen wir in sechstaufend Jahren, wenn wir wieder kommen, die alte Fede sammt der neuen bezahlen.“ Die verständige Wirthin nahm das nicht übel auf, war's voll kommen zufrieden, und freute sich, daß die Herren so verlieb genommen, stellte sich aber unvermerkt vor die Stubenthüre und bat, die Herren möchten nur so gut seyn, und jetzt einstweilen die 5 fl. 16 kr. bezahlen, die sie vor sechstaufend Jahren schuldig geblieben seyen, weil doch alles schon einmal so gewesen sey, wie es wieder komme. Zum Unglück trat eben der Bergesetzte des Ortes mit ein paar braven Männern in die Stube, um mit einander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen Vögeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amts wegen das Urtheil gefällt und vollzogen: Es sey aller Ehren werth, wenn man



sechstaufent Jahre lang gebergt habe. Die Herren sollten also augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen, oder ihre noch ziemlich neuen Oberkörbe in Verfaß geben. Dieß letzte mußte geschehen, und die Wirthen versprachen, in sechstaufent Jahren, wenn sie wieder kommen und besser als jetzt bei Pagen seyen, ihnen alles, Stück vor Stück, wieder anzusetzen.

Dieß ist geschehen im Jahr 1805 am 17ten April im Wirthshause zu Zeuringen.

Seltfamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und läßt seinen Puben zu Fuß neben her laufen. Kommt ein Wanderer und sagt:

das ist nicht recht, Vater, daß Ihr reitet und laßt Euren Sohn laufen; Ihr habt stärkere Thiere. Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt, das ist nicht recht, Burische, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine. Da lassen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: was ist das für ein Unverstand, zwei Kerle auf Einem schwachen Thiere! Sollte man nicht einen Stod nehmen und euch beide hinab jagen? Da flogen beide ab und gingen selbst zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: Ihr seid drei kuriose Geisellen. Ist's nicht genug, wenn Zwei zu Fuß



gehen? Weht's nicht leichter, wenn Einer von euch reitet? Da band der Vater dem Esel die vordern Peine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Peine zusammen, zogen einen starken Baumstahl durch, der an der StraÙe stand, und trugen den Esel auf der Stiel beim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Drei Wünschr.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glückselig beisammen, und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust tadeln ist: wenn man's gut hat, häßt man's gerne besser. Aus diesem Fehler entsprossen so viele überflüssige Wünsche, woran es unterm Hano und seiner Lise auch nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen Ader, bald des Löwenwirths Geld, bald des Meyers Hano und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen bayerische Thaler kurzweg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Rüsse aufklopften, und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderschön von Gestalt und Angesicht, und die ganze Stube war voll Helenduh. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Morgenroth, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Weiblein aus und überzog alle Wände. Ueber so etwas kann man nun doch ein wenig erschreden, so schön es aussehen mag. Aber unser junges Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Fräulein mit wunderlicher süßereiner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfey, Anna Frey, die im krystallinen Schloß mitten in

den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinland streut, und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr thun; drei Wünsche sollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellenbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: das lautet nicht übel. Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Tugend gestifteten Hauben, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergsee sie mit aufgegebenem Zeigefinger warnte: Acht Tage lang, sagte sie, habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl, und libereilt euch nicht. Das ist kein Fehler, dachte der Mann, und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergsprödelein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Kesselduftes zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Feldampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon zum Voraus waren, und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Dackgeigen; so waren sie jetzt doch recht übel dran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passiren, ehe sie es genug überlegt hätten. Nun sagte die Frau: Wir haben ja noch Zeit bis am Freitag.

Des andern Abends, während die Kartoffeln zum Nachessen in der Pfanne prasselten, standen beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, saßen zu, wie die kleinen Feuerflüßlein an der ruhigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als die Frau aber die gerösteten Kartoffeln aus der Pfanne auf das Plättlein anrichtete, und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten,“ sagte sie in aller Unschuld, und ohne an

etwas zu denken, und — o weh, da war der erste Wunsch gethan. — Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenroth und Abendröth unter einander durch das Kamin herab, und aus den Kartoffeln lag die schönste Pratzwurst. — Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn du doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre,“ sprach er in der ersten Ueberraschung, auch in aller Unschuld, und ohne etwas anders zu denken — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so sah die Wurst



an der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen in Mutterleib, und hing zu beiden Seiten herab wie ein Hufarenschwanzbart.

Nun war die Noth der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren gethan und verübet, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Weizenorn, sondern nur um eine böse Pratschur reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichthum und alles Glück zu einer solchen Nasenzierrath der Hausfrau. Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Vergesseln bitten, mit unsichtbarer Hand Barbierdienste zu leisten, und Frau Vise wieder von der vermaledeiten Wuch zu befreien. Wie gebeten, so geschehen, und so war der dritte Wunsch auch verübet und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Vise nachher wie vorher, und die schöne Vergesseln kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Vergesseln also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche

Numero Eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du

Numero Zwei wünschen solltest, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein thörichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero Drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue. Oder so:

Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, bist nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.

Eine merkwürdige Abbitte.

Das ist merkwürdig, daß in einem schlechten Menschen der Name eines ehelichen Mannes gar nicht haftet, und daß er durch solchen nur ärger geschimmt ist.

Zwei Männer saßen in einem benachbarten Dorf zu gleicher Zeit im Wirthshaus. Aber der eine von ihnen hatte bösen Leumund wegen allerlei, und es sah ihn und den Aلس Niemand gern auf seinem Hof. Aber beweisen vor dem Richter konnte man ihm nichts. Mit dem bekam der Andere Zwist im Wirthshaus, und im Unwillen, und weil er ein Glas Wein zu viel im Kopfe hatte, sagte er zu ihm: Du schlechter Kerl! — Damit sann einer zu frieren sein, wenn er's ist, und braucht nicht mehr. Aber der war nicht zufrieden, wollte noch mehr haben, schimpfte auch und verlangte Beweis. Da gab ein Wort das andere, und es hieß: du Spigbub! du Heiddieb! — Damit war er noch nicht zufrieden, sondern ging vor den Richter. Da war nun freilich derjenige, welcher geschimpft hatte, übel dran. Längnen wollte er nicht, beweisen konnte er nicht, weil er für das, was er wohl wußte, keine Zeugen hatte, sondern er mußte einen Gulden Strafe erlegen, weil er einen ehrlichen Mann Spigbube geheißen habe, und ihm Abbitte thun, und dachte bei sich selber: theurer Wein! Als er aber die Strafe erlegt hatte, sagte er: „Also einen Gulden kostet es, gestrenger Herr, wenn man einen ehrlichen Mann einen Spigbuben nennt? Was kostet's denn, wenn man einmal in der Bergeßlichkeit oder sonst zu einem Spigbuben sagt: Ehrlicher Mann!“ Der Richter lächelte und sagte: Das kostet nichts, und damit ist Niemand geschimpft. Hierauf wendete sich der Beklagte zu dem Kläger um, und sagte: „Es ist mir leid, ehrlicher Mann! Nichts für ungut, ehrlicher Mann! Adieu, ehrlicher Mann!“ Als der erbeute Gegner das hörte, und wohl merkte, wie es gemeint war, wollte er noch einmal anfangen, und hielt sich jetzt für ärger beleidigt als vorher. Aber der Richter, der ihn doch auch als einen verdächtigen Menschen kennen mochte, sagte zu ihm: Er könne jetzt zufrieden sein.

Der große Sanhedrin zu Paris.

Dass die Juden seit der Zerstörung Jerusalems, das heißt, seit mehr als 1700 Jahren, ohne Vaterland und ohne Bürgerrecht auf der ganzen Erde in der Zerstreuung leben; dass die meisten von ihnen, ohne selber etwas Nützliches zu arbeiten, sich von den arbeitenden Einwohnern eines Landes nähren; dass sie daher auch an vielen Orten als Fremdlinge verachtet, mißhandelt und verfolgt werden, ist Gott bekannt und leid. — Mancher sagt daher im Unverstand: man sollte sie alle aus dem Lande jagen. Ein Anderer sagt im Verstand: man sollte arbeitssame und nützliche Menschen aus ihnen machen, und sie alsdann behalten.

Den Anfang dazu hat der große Kaiser Napoleon gemacht. Werthwürdig für die Gegenwart und für die Zukunft ist dasjenige, was er wegen der Judenthümlichkeit in Frankreich verordnet und veranstaltet hat.

Schon in der Revolution bekamen alle Juden, die in Frankreich wohnten, das französische Bürgerrecht, und man sagte freich brüderlich die Hand. Aber was will da heranskommen? Der christliche Bürger hat ein anderes Gesetz und Recht, so hat der jüdische Bürger auch ein anderes Gesetz und Recht, und will nicht haben Gemeinschaft mit dem Geseim. Aber zweierlei Gesetz und Willen in Einer Bürgerschaft thut gut, wie ein brausender Sturzel in einem Strom. Da will Wasser auf, da will Wasser ab, und eine Mühle, die darin steht, wird nicht viel Mehl mahlen.

Das sah der große Kaiser Napoleon wohl ein, und im Jahr 1806, ließ er schreiben an die ganze Judenthümlichkeit in Frankreich, daß sie ihm sollte schicken aus ihrer Mitte verständige und gelehrte Männer aus allen Departementen des Kaiserthums. Da war nun Jeder mann in großem Wunder, was das werden sollte, und der Eine

sagte das, der Andere jenes, z. B. der Kaiser wollte die Juden weiter bringen in ihre alte Heimat am großen Berg Libanon, an dem Ruch Neggert und am Meer.

Nis aber die Abgeordneten und Rabbiner aus allen Departementen, worin Juden wohnten, beisammen waren, ließ der Kaiser ihnen bald gewisse Fragen vorlegen, die sie sollten bewegen in ihrem Herzen, und beantworten nach dem Geley, und es war daraus zu sehen, es sey die Rede nicht vom Fortschiden, sondern vom Da bleiben, und von einer festen Verbindung der Juden mit den andern Bürgern in Frankreich. Denn alle diese Fragen gingen darauf hinaus, ob ein Jude das Land, worin er lebt, nach seinem Glauben könne ansehen und lieben als sein Vaterland, und die andern Bürger desselben als seine Mitbürger, und die bürgerlichen Gesetze desselben halten.

Das war nur fast spitzig, und wie es anfänglich schien, war nicht gut sagen: Ja, und war nicht gut sagen: Nein.

Allein die Abgeordneten sagten, daß der Geist der göttlichen Weisheit erleuchtet habe ihre Gemüther, und sie ertheilten eine Antwort, die war wohlgefällig in den Augen des Kaisers.

Darum formirte die jüdische Versammlung aus sich, zum erhöhten Wunder unserer Zeit, den großen Sanhedrin. Denn der große Sanhedrin ist nicht ein großer Jude zu Paris, wie der Riese Goliath, so aber ein Philister war, sondern — Sanhedrin, das wird vertolmeticht eine Versammlung, und wurde vor alten, alten Zeiten also genannt der hohe Rath zu Jerusalem, der bestand aus 71 Rathsherren, die wurden für die verständigsten und weisesten Männer gehalten eines ganzen Volks, und wie diese das Geley erklärten, so war es recht, und mußte gelten in ganz Israel.

Einen solchen Rath setzten die Abgeordneten der Judenchaft wieder ein und sagten, es sey seit 1500 Jahren kein großer San-

bedrin gewesen, als dieser unter dem Schutze des erhabenen Kaisers Napoleon.

Dies ist der Inhalt der Gesetze, die der große Sanhedrin ansprach zu Paris im Jahr 5567 nach Erichaffung der Welt im Monat Adar desselbigen Jahres am 22sten Tag des Monats:

1) Die jüdische Ehe soll bestehen aus Einem Manne und Einer Frau. Kein Israelite darf zu gleicher Zeit mehr haben, als Eine Frau.

2) Kein Rabbiner darf die Schidung einer Ehe ansprechen, es sey dann, die weltliche Obrigkeit habe zuvor gesprochen, die Ehe sey nach dem bürgerlichen Gesetz aufgelöst.

3) Kein Rabbiner darf die Beschäftigung einer Ehe ansprechen, es sey dann, daß die Verlebten von der weltlichen Obrigkeit einen Trauschein haben.

Aber ein Jude darf eine Christentochter heirathen, und ein Christ eine jüdische Tochter. Solches hat nichts zu sagen.

4) Denn der große Sanhedrin erkennt, die Christen und die Juden seyen Brüder, weil sie Einen Gott anbeten, der die Erde und den Himmel erschaffen hat, und befiehlt daher, der Israelite soll mit dem Franzosen und mit den Unterthanen jedes Landes, in welchem sie wohnen, so leben, als mit Brüdern und Mitbürgern, wenn sie denselben Einigen Gott anerkennen und verehren.

5) Der Israelite soll die Gerechtigkeit und die Liebe des Nächsten, wie sie befohlen ist im Gesetz Moses, ausüben, eben so gegen die Christen, weil sie seine Brüder sind, als gegen seine eigenen Glaubensgenossen, in und außer Frankreich.

6) Der große Sanhedrin erkennt das Land, wovon ein Israelite geboren und erzogen ist, oder wo er sich niedergelassen hat und den Schutz der Gesetze genießt, als sein Vaterland, und befiehlt daher allen Israeliten in Frankreich, solches Land als ihr Vaterland anzunehmen, ihm zu dienen, es zu vertheidigen &c.

Der jüdische Soldat ist in solchem Stand von den Ceremonien frei, die damit nicht vereinbar sind.

7) Der große Sanhedrin befehlt allen Israeliten, der Jugend Liebe zur Arbeit einzusäen, sie zu nützlichen Künsten und Handwerken anzuhalten, und ermahnt sie, liegende Gründe anzukaufen, und allen Pächtskaffungen zu entsagen, wodurch sie in den Augen ihrer Mitbürger könnten verhaßt oder verächtlich werden.

8) Kein Israelite darf von dem Geld, welches ein israelitischer Hanovater in der Noth von ihm geliehen hat, Zins nehmen. Es ist ein Werk der Liebe, aber ein Kapital, das auf Gewinn in den Handel gesteckt wird, ist verzinsbar.

9) Das Nämliche gilt auch gegen die Mitbürger anderer Religionen. Aller Wucher ist gänzlich verboten, in und außer Frankreich, nicht nur gegen Glaubensgenossen und Mitbürger, sondern auch gegen Fremde.

Diese neun Artikel sind publicirt worden den 2ten März 1807, und unterschrieben von dem Vorsteher des großen Sanhedrin, Rabbi Luzzheim von Straßburg und von andern hohen Rathsherren.

Der schlane Pilgrim.

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der sich für einen fremden Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Vaterbern und laufe geraden Wegs zum heil. Grab nach Jerusalem, fragte eben in Mühlheim an der Pfist: Wie weit ist es noch nach Jerusalem? Und wenn man ihm sagte: Siebenhundert Stunden; aber auf dem Aufweg über Manchen ist es eine Viertelstunde näher, so ging er, um auf dem langen Weg eine Viertelstunde zu erfahren, über Manchen. Das wäre nun so übel nicht. Man muß einen

kleinen Vortheil nicht verachten, sonst kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit, einen Batzen zu ersparen oder zu gewinnen, als einen Gulden. Aber 15 Batzen sind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von 700 Stunden nur allemal an 5 Stunden weiß eine Viertelstunde abzukürzen, der hat an der ganzen Reise gewonnen — wer rechnet aus, wie viel? Allein unser verkleideter Pilgrim dachte nicht eben so, sondern weil er nur dem Müßiggang und gutem Essen nachzog, so war es ihm einerlei, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprüchwort nie verirren, muß in ein schlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr darin belohnt, als er unterwegs an den Seelen zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unser Pilgrim aber dachte doch immer darauf, so bald als möglich wieder an die Landstraße zu kommen, wo reiche Häuser stehen, und gut gekocht wird. Denn der Hahnte war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim sein soll, mit gemeiner Nahrung, die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, sondern wollte nichts fressen als nabehaste Kieselsteinsuppen. Wenn er nämlich irgendwo so ein braves Wirthshaus an der Straße stehen sah, wie zum Exempel das Festhaus in Krehingen, oder den Baselstab in Schliengen, so ging er hinein und bat ganz demüthig und hungrig um ein gutes Wasserküpplein von Kieselsteinen, um Gotteswillen, Geld habe er keines. — Wenn nun die mitleidige Wirthin zu ihm sagte: „Frommer Pilgram, die Kieselsteine könnten Euch hart im Magen liegen!“ so sagte er: Eben deswegen! die Kieselsteine halten länger an, als Brod, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn Ihr mir aber ein Gläslein Wein dazu beisehren wollt, um Gotteswillen, so könnt ich's freilich besser verdauen. Wenn aber die Wirthin sagte: „Aber, frommer Pilgram, eine solche Suppe kann Euch doch unmöglich Kraft geben!“ So antwortete er: „Ei, wenn Ihr anstatt des Wassers wöllt Fleischbrühe dazu nehmen, so wär's freilich nahrhafter.“ Brachte nun die Wirthin eine



leiche Suppe, und sagte: „Die Tüfstein sind doch nicht so gar weich worden.“ so sagte er: „Ja, und die Prübe sieht gar dünn aus. Sättet Ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüs davein, oder ein Stücklein Fleisch, oder beides?“ Wenn ihm nun die mitleidige Wirthin auch noch Gemüs und Fleisch in die Schüssel legte, so sagte er: „Verzeiht's euch Gott! Gebt mir jetzt Brod, so will ich die Suppe essen.“ Hierauf streifte er die Ärmel seines Pilgergewandes zurück, legte sich, und griff an das Brod mit Freuden, und wenn er Brod und Wein und Fleisch und Gemüs und die Fleischbrühe aufgezehret hatte bis auf den letzten Prosamen, Kaser und Treifen, so wuschte er den Mund am Tischtuch oder an dem Ärmel ab, oder auch gar nicht, und sagte: „Kran Wirthin, Eure Suppe hat mich rechtchaffen gesättigt, so daß ich die schönen Kieselsteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es ist schade dafür! Aber hebt sie auf. Wenn ich wieder komme, so will ich Euch eine heilige Muschel mitbringen ab dem Meeresstrand von Alcaton, oder eine Kote von Zeriche.“

Drum blü' Dich; nicht das Gewand macht den Pilgrim, sondern der fromme Sinn, und eine Sünde ist es dasselbe zu mißbrauchen.

Unkreuz schlägt den eigenen Herrn.

Als in dem Kriege zwischen Frankreich und Preußen ein Theil der französischen Armee nach Schlessien einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheer dabei, und ein deutscher Offizier wurde zu einem Edelmann einquartiert und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemälde hingen. Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bei diesem Mann gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirth, daß er ihm eins von diesen Gemälden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirth sagte, daß er das mit Vergnügen thun wolle, und stellte seinem Gaste frei, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von Jemand auszuwählen, so erfordern Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Beste und Kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeint. Daran schien dieser Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. Aber das war unserm schlessischen Edelmann nichts desto lieber, und er hätte ihm gern das Kostbarste dafür gelassen. Mein Herr Obrist, so sprach er mit sichtbarer Unruhe, warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Ursache werth ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier oder jenes dort. Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, schien auch nicht zu

merken, daß sein Hauswirth immer mehr und mehr in Angst gerieth, sondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer feuchter Fleck. Was soll das sein? Sprach der Offizier, wie erzählt, zu seinem todtblaffen Wirth, that einen Stoß, und auf einmal fielen ein paar frisch gemauerte und übertünchte Backsteine zusammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Erelmanns eingemauert war. Der gute Mann hielt nun sein Eigenthum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine namhafte Theilung ohne Inventarium und ohne Commissarine vornehmen werde, ergab sich geduldig darein, und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemälde sein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiderte: ich werde den Entdecker sogleich holen lassen, dem ich obnehin eine Belohnung schuldig bin, und in kurzer Zeit brachte sein Portier — sollte man's glauben — den Maurermeister selber, den nämlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spitzbubenstreichen, die der Satan auf ein Sündenregister setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue, und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte.

Aber was thut man nicht um des Geldes willen! oft gerade das Nämliche, was man um der Schläge oder um des Zuchthauses willen thut, oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spitzbub. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt jetzt hinaus vor die Stube führen, und ihm von früher Hand 100, sage hundert Prügel haar ausbezahlen, lauter gute Valuta, und war kein einziger falsch darunter. Dem Erelmann aber gab er unbetastet sein Eigenthum zurück. —

Das wollen wir beides gut heißen, und wünschen, daß jedem, der Einquartierung haben muß, ein so rechtschaffener Gast, und jedem Verräther eine solche Belohnung zu Theil werden möge.

Jakob Hummel.

Jakob Hummel, eines armen Bauern Sohn von Dönschwend im Schreizerkanton Aargau, kann jedem seines gleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Beispiel dienen, wie ein junger Mensch, dem es ernst ist, etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu werden, trotz allen Hindernissen, am Ende seinen Zweck durch eigenen Fleiß und Gottes Hülfe erreichen kann.

Jakob Hummel wünschte von selber Jugend an ein Thierarzt zu werden, um in diesem Beruf seinen Mitbürgern viel Nutzen leisten zu können. Das war sein Dichten und Trachten Tag und Nacht.

Sein Vater gab ihn daher in seinem 16ten Jahr einem sogenannten Viehdocter von Mummenthal in die Lehre, der aber kein geschidter Mann war.

Bei diesem lernte er zwei Jahre, bekam alsdann einen braven Lehrbrief, und wußte Alles, was sein Meister wußte, nämlich Tränkelein und Salben kochen, auch Pflaster Ineten für den bösen Wind, sonst nichts — und das war nicht viel.

Ich weiß Einen, der wäre damit zufrieden gewesen, hätte nun auf seinen Lehrbrief und seines Meisters Wort Salben gekocht, zu Pflaster gestrichen drauf und dran für den bösen Wind, das Geld dafür genommen und selber gemeint, er sey's.

Jakob Hummel nicht also. Er ging zu einem andern Viehdocter in Oberoltern im Emmenthal noch einmal in die Lehre, hielt abermal ein

Jahr bei ihm aus, bekam abermal einen braven Lehrbrief, und wußte abermal — nichts, weil auch dieser Meister die wichtige Kunst selber nicht verstand, keine Kenntniß hatte von der innern Beschaffenheit eines Thieres im gesunden und kranken Zustande, und von der Natur der Arzneimittel.

Ich weiß Einen, der hätt's jetzt bleiben lassen, wär' eben wieder heimgekommen wie er fortgegangen, und hätt' sich mit Andern getrübet, aus denen auch nichts hat werden wollen.

Kast sah es mit unserm armen Jakob Hummel eben so aus. Mit Buntfalten war wenig Geld, noch weniger Credit und Ehre zu verdienen. Was er verdiente, zog der Vater. Hummel wurde gemeiner Tagelöhner, ging in armseliger Kleidung umher, ohne Geld, ohne Rath, und dennoch hatte er noch immer den Thierarzt — nicht im Kopf, denn das wäre schon recht gewesen, sondern im lehnwüthseligen Verlangen. Jetzt verdingte er sich als Hausbedienter bei Herrn Küngler im Alsterli zu Rellingen. Bei diesem Herrn war er drei Jahre, bekam einen guten Lohn, und wurde gütig behandelt, wie ein Kind.

Ich weiß einen, der hätte die Güte eines solchen Herrn mißbraucht, wäre meistertes worden, den Lohn hätten bekommen der Wirth und der Spielmann.

Aber Jakob Hummel wußte mit seinem Verdienst etwas Besseres anzufangen. Er wann er bei dem Essen aufwartete, hörte er die Herren am Tisch französisch reden. Da kam er auf den Gedanken, diese Sprache auch zu lernen. Vermuthlich hoffte er dadurch auf irgend eine Art leichter zu seinem Zweck zu kommen, noch ein geschickter und braver Thierarzt zu werden. Er ging mit seinem zusammengekauften Verdienst nach Nien in die Schulanstalt des Herrn Zuess, und lernte so viel, als in neun Monaten zu lernen war. Jetzt war sein Vorrath verzehret, und ehe er seine Studien fortsetzen konnte, mußte er darauf denken, wie er wieder Geld verdiente.

Gott wird mich nicht verlassen, dachte er. Er ging zu Herrn Landvogt Bucher in Wildenstein als Kammerdiener in Dienste, erwarb sich bei diesem und nachher bei einem andern Herrn wieder etwas Geld, und befand sich im Jahr 1798, als die Franzosen in die Schweiz kamen, in seinem Geburtsort zu Bueisdorf, und trieb mit seinem erworbenen Geld einen kleinen Aernhandel nach Zürich, der recht gut von Statten ging, und seine Vorräthe nach Bümich vermehrte. Jetzt war er im Begriff, ins Ausland zu gehen, und von dem ehrlich erworbenen Geld endlich seine Kunst rechtlichaffen zu studiren. Da wurde ein Corps von 18,000 Mann helvetischer Hülfstruppen errichtet. Die Gemeinde Bueisdorf mußte acht Mann stellen. Die jungen Bursche müssen spielen, den guten Jakob Hummel trifft das Loos, Soldat zu werden.

Ich weiß Einen, der hätte gedacht: die Welt ist groß, und der Weg ist offen; wär' mit seiner kleinen Vorräthe ins Weite gegangen, und hätte seine Mitbürger dafür sorgen lassen, wo sie statt seiner den achten Mann nehmen wollten.

Aber Jakob Hummel liebt sein Vaterland, und ist ein ehrliches Muth. Er stellte einen Mann, den er zwei Jahre lang auf seine Kosten unterhalten mußte. Das Beste von seinem erworbenen Vermögen, wovon er noch etwas lernen wollte, ging zu seinem unfäglichen Schmerzen drauf, und er dachte: jetzt habe ich hohe Zeit, sonst ist's Noththum am letzten. Mit diesem Gedanken nahm er den Rest seiner Vorräthe in die Tasche, einen Stod in die Hand, und lief eines Tages, ohne sich umzusehen, nach Karlsruhe, und als er auf der Mühlburger Straße zwischen den langen Reihen der Pappelbäume die Stadt erblickte, da dachte er, Gottlob! und Gott wird mir helfen.

Guter Jakob Hummel, Gott hilft jedem, der sich wie du von Gott will helfen lassen, und du hast es erfahren.

In Karlsruhe ist eine öffentliche Anstalt zum Unterricht in

der Thierarzneikunst. Die Lehrstunden werden unentgeltlich erteilt. Die sehr geschickten Lehrer geben sich Mühe, ihre Lehrjünger gründlich zu unterrichten. Schon mancher brave Thierarzt hat in dieser nützlichen Schule sich zu seinem Berufe vorbereitet und gebildet.

Hier war nun Humbel in seinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er seinen lang gehaltenen Durst nach Wissenschaft befriedigen konnte, lernte ein krankes Thier mit andern Augen anschauen als im Mummenthal und Emmenthal, konnte andere Sachen lernen als Wind machen und bösen Wind vertreiben, und war nicht viel im Bierhaus zur Stadt Berlin, oder im Wirthshaus zur Stadt Straßburg, oder in Klein-Karlsruhe im Wilhelm Tell zu leben, ob er gleich sein Landsmann war, auch nicht einmal recht am Sonntag auf dem Paraderlay, oder zu Mühlburg im Rappen, sondern vom frühen Morgen bis in die späte Nacht beschäftigte er sich zwanzig Monate lang unermüdet und unverdrossen mit seiner Kunst, und wenn er wieder etwas Neues, Schönes und Nützliches gelernt hatte, so machte ihn das am Abend vergnügter als der Karlskirsch mit der schönsten türkischen Musik; zumal wenn ihm bei derselben sein Aesthänger einfiel bei den belweisichen Hüßstruppen.

Endlich lehrte er als ein angelernter Thierarzt, mit den schönen Zeugnissen seiner Lehrer aus Karlsruhe, freudig in sein Vaterland zurück, wurde von dem Sanitätsrath in dem Kanton Aarau gerufen, legte zu Jedermanns Erstaunen und Freude die weitläufigsten und gründlichsten Kenntnisse an den Tag, erhielt mit wohlverdienten Vesprißchen und Ehren das Patent auf seine Kunst — und sah sich nun nach allen scheinbaren Schwierigkeiten und Mühseligkeiten am schönen Ziele seiner lebenslänglichen Wünsche, einer der geschicktesten und angeesehensten Thierärzte in dem ganzen Schweizerlande.

Jetzt weiß ich Hier, die denken: wenn solcher Muth und Ernst

dazu gehört, etwas Braves zu lernen, so ist's kein Wunder, daß aus mir nichts hat werden wollen.

Guter Freund, nimm Gott zu Hülfe, und versuche es noch!

Franz Ignaz Hardecki.

Man erzählt doch durch den Krieg allerlei, unter vielem Schlimmen auch manchmal etwas Gutes, und es heißt da wohl: die Berge kommen nicht zusammen, aber die Leute. So wird wohl zum Beispiel ein Polak, Namens Franz Ignaz Hardecki, im Jahr 1707 auch nicht daran gedacht haben, daß nach 100 Jahren der französische Kaiser Napoleon noch zu ihm nach Polen kommen und ihm ein sorgenfreies Alter verschaffen werde: und doch ist's geschehen in den ersten Wochen des Jahres 1807. Er ist geboren im Jahr 1690, und lebt noch, und ich will glauben, daß er in seiner Jugend sich nicht oft betrunken und nicht ausschweifend gelebt habe, denn er hatte in seinem hundert und siebenzehnten Lebensjahr noch kein Gebrechen, ob er gleich in seiner Jugend Kriegsdienste that, als Gefangener von den Russen nach Asien geführt wurde, und nachher auch nicht lauter gute Tage hatte. Diesem Mann hat es seit 1690 manchmal auf den Sinn geschmeit, und er kann wohl von manchem Grabe sagen, wer darin liegt. In seinem 70sten Jahr, wenn Andere bald ans Sterben denken, hat er zum erstenmal geheirathet, und vier Kinder erzeugt. Im 86sten Jahr nahm er die zweite Frau und zeugte mit ihr sechs Kinder. Aber von allen ist nur noch ein Sohn aus der ersten Ehe am Leben. Der König von Preussen ließ diesem polnischen Mettmalese bisher alle Monate ein Gehalt von 24 polnischen Gulden bezahlen. Das ist doch auch schön. Ein polnischer Gulden aber beträgt nach deutschem Geld

ungefähr 24 fr. Als nun Kaiser Napoleon in seinem Feldzug in die Gegend seiner Heimat kam, wünschte ihn der alte Mann auch noch zu sehen. Es geschah, und er überreichte ihm ein sehr artiges Schreiben, welches er noch selber mit eigener Hand recht leserlich geschrieben hatte. Der Kaiser nahm es mit Wohlgefallen auf, und machte ihm ein schönes Geschenk von hundert Napoleonsd'or. Ein Napoleonsd'or ist eine Goldmünze von 9 fl. 18 kr. unseres Geldes.

Der Wegweiser.

Bekanntlich sagte einst ein alter Schutz von Wesselnheim seiner Frau, daß ihn sein Französisch fast unter den Boden bringe. Er sollte nämlich einem französischen Soldaten, der ausgerissen war, den Weg zeigen, verstand ihn nicht recht, antwortete ihm verkehrt, und bekam für die beste Meinung Schläge genug zum Dank, oder vielmehr zum Mordank. Anders sah ein anderer Wegweiser die Sache an. Er sollte nämlich im letzten Kriege einem Jung Franzosen den Weg über das Gebirge zeigen, wußte aber kein Wort von ihrer Sprache als *Oui*, welches so viel heißt, als Ja, und *Bougre*, welches ein Schimpfname ist. Diese zwei Worte hatte er oft gehört, und lernte sie nachsagen, ohne ihren Sinn zu verstehen. Anfänglich ging alles gut, so lange die Franzosen nur unter sich sprachen, nur ihn mit seiner Laterne und drei oder vier Fernstern, die sie ihm angehängt hatten, voraus oder neben her geben ließen. Da er aber der Spur nach allemal mitlachte, wenn sie etwas zu lachen hatten, so fragte ihn einer französisch, ob er auch verstünde, was sie mit einander redeten. Er hätte herzlich sagen dürfen: Nein! Aber eben, weil er es nicht verstand, so kam es ihm nicht darauf an, was er antwortete. Er nahm daher all sein Französisch zusammen,

und antwortete: *Oui Bongre* (Ja Sehr!). Mit einem ellenlangen französischen Kluch riß der Soldat den Säbel aus der Scheide, und ließ ihm denselben um den Kopf herum und nahe an den Ohren



vorbei laufen. „Wie?“ sagte er, „du willst einen französischen Soldaten schimpfen?“ *Oui Bongre!* war die Antwort. Die Andern hatten die höchste Zeit, dem erbesten Kameraden in den Arm zu fallen, daß er dem Wegweiser, ohne welchen sie in der finstern Nacht nicht konnten weiter kommen, nicht auf der Stelle den Kopf spaltete; doch gaben sie ihm mit manchem Kluch und Klutensstef rechts und links zu verstehen, wie es gemeint sei, und fragten ihn alsdann, ob er jetzt wolle manierterlicher sein. *Oui Bongre!* war die Antwort. Nun wurde er jämmerlich zerfchlagen, und alle seine Bitten um Verzeihung und alle seine Bitten um Schenung legte er ihnen mit lauter *Oui Bongre* aus Herz. Endlich kamen sie auf

die Vermuthung, er sey verrückt (denn daß er französisch verstand, hatte er beibehalten). Sie nahmen daher auf einem Hof, wo noch ein Vieh brannte, einen andern Häbrer, sagten diesen fort, und er wiederete den Abschied des Einen, daß er sich zum Fenster packen sollte, richtig mit *Oui Bougre*. Als er aber so bald wieder nach Hause kam, und sich seine Frau verwunderte, die ihn erst auf den andern Montag wieder erwarten konnte, so erzählte er, wie die Zeit daen mit etwas viel Spaß mit ihm abgeht hätten, so daß es ihm fast sey zu arg werden, und wie sie hernach auf dem Rindbauer Hof einen andern genommen, und ihn wieder heimgeschickt hätten. Die Franzosen (setzte er treuherzig hinzu) sind nicht so schlimm, als man meint, wenn man nur mit ihnen reden kann.

Brodlose Kunst.

In der Stadt Aachen ist eine Fabrik, in welcher nichts als Nähnadeln gemacht werden. Das ist keine brodlose Kunst. Denn es werden in jeder Stunde zweihundert Pfund Nadeln verfertigt, von denen 1000 Stück auf ein Pfund gehen, Acu: Eine Willien, und der Meister Schneider und die Näherin und jede Hausmutter weiß wohl, wie viel man für einen Kreuzer bekommt, und es ist nicht schwer, auszurechnen, wie viel Geld an den Aachener Nadeln in 70. Jahr ist selbst nur durch den Handel jährlich verdient und gewonnen wird. Das Werk geht durch Maschinen, und die meisten Arbeiter sind Kinder von 8—10 Jahren.

Ein Fremder besichtigte einst diese Arbeiten, und wunderte sich, daß es möglich sey, in die allerfeinsten Nadeln mit einem noch feinem Instrument ein Loch zu stechen, durch welches nur der aller feinste, fast unsichtbare Faden kann gezogen werden.

Aber ein Mägdelein, welchem der Fremde eben zuschaute, zog sich hierauf ein langes Haar aus dem Kopfe, stach mit einer der feinsten Nadeln eine Oeffnung dadurch, nahm das eine Ende des Haares, bog es um, und zog es durch die Oeffnung zu einer artigen Schleife.

Das war so brotlos eben auch nicht. Denn das Mägdelein bot dieses künstlich gezeichnete Haar dem Fremden zum Andenken und bekam dafür ein artiges Geschenk, und das wird mehr als einmal im Jahr geschehen seyn. Seid ein kleiner Nebenverdienst in einem fleißigen Kinde wohl zu gedenken.

Aber während ehrliche Eltern und Kinder aller Orten etwas Nützliches arbeiten und ihr Brod mit Ehren verdienen, und mit gutem Gewissen essen, zog zu seiner Zeit ein Tagelöhner durch die Welt, der sich in der Kunst geübt hatte, in einer ziemlich großen Entfernung durch ein Nadelstich kleine Linien zu werfen. Das war eine brotlose Kunst. Doch ließ es auch nicht ganz leer ab. Denn als der Linienstichler unter anderm nach Paris kam, ließ er sich auch vor dem Kaiser sehen, der sonst ein großer Freund von seltsamen Künsten war, hoffte ein hübsches Stück Geld von ihm zu bekommen, und machte schon ein paar wunderliche Augen, als der Schatzmeister des Kaisers mit einem Säcklein auf ihn zuging, und blühte sich entsetzlich tief, als ihm der Schatzmeister das ganze Säcklein anbot.

Allein was war darin? Ein halber Becher Linien, die ihm der Kaiser, zur Belohnung und Aufmunterung seines Fleißes, über machen ließ, damit er sich in seiner Kunst noch ferner üben und immer größere Fortschritte darin machen könnte.

Glück und Unglück.

Auf eine so sonderbare Weise ist Glück im Unglück, und Unglück im Glück noch selten beisammen gewesen, wie in dem Schicksal zweier Matrosen in dem letzten Seekrieg zwischen den Russen und Türken. Denn in einer Seeschlacht, als es sehr hitzig zuging, die Kugeln sausten, die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, da und dort brach auf einem Schiff die Klamme aus und konnte nicht gelöscht werden. Es muß schrecklich seyn, wenn man keine andere Wahl hat, als dem Tod ins Wasser entgegen zu springen, oder im Feuer zu verbrennen. Aber unsern zwei russischen Matrosen wurde diese Wahl erspart. Ihr Schiff fing Feuer in der Pulverkammer und flog mit entsetzlichem Krachen in die Luft. Beide Matrosen wurden mit in die Höhe geschleudert, wirbelten unter sich und über sich in der Luft herum, fielen nahe hinter der feindlichen Flotte wieder ins Meer hinab, und waren noch lebendig und unbeschädigt, und das war ein Glück. Allein die Türken sahen sehr wie Trachten auf sie herans, zogen sie wie nasse Wäsche aus dem Wasser, und brachten sie in ein Schiff; und weil es Feinde waren, so war der Willkomm kurz. Man fragte sie nicht lange, ob sie vor ihrer Abreise von der russischen Flotte schon zu Mittag gegessen hätten oder nicht, sondern man legte sie in den untersten feuchten und dunkeln Theil des Schiffes an Ketten, und das war kein Glück. Unterdeffen sausten die Kugeln fort, die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, und post! sprang auch das türkische Schiff, auf welchem die Gefangenen waren, in tausend Trümmern in die Luft. Die Matrosen flogen mit, kamen wieder neben der russischen Flotte ins Wasser herab, wurden eilig von ihren Freunden hineingezogen, und waren noch lebendig, und das war ein großes Glück. Allein für diese wiedererhaltene Freiheit und für das zum zweitenmal gewettete Leben mußten

diese guten Leute doch ein theures Opfer geben, nämlich die Beine. Diese Glieder wurden ihnen beim Vosschnellen von den Ketten, als das türkische Schiff aufhub, theils gebrochen, theils jämmerlich zer-
rissen, und mußten ihnen, sobald die Schlacht vorbei war, unter dem Knie weg abgenommen werden, und das war wieder ein großes Unglück. Doch hielten beide die Operation aus, und lebten in diesem Zustande noch einige Jahre. Endlich starb doch einer nach dem andern, und das war nach Allem, was vorhergegangen war, nicht das Schlimmste.

Diese Geschichte hat ein glaubwürdiger Mann bekannt gemacht, welcher beide Matrosen ohne Beine selber gesehen, und die Erzählung davon aus ihrem eigenen Munde gehört hat.

Abendlied,

Wenn man aus dem Wirthshaus geht.

Jetzt schwingen wir den Hut,
Der Wein der war so gut.
Der Kaiser trinkt Burgunder Wein,
Sein schönster Zunker schenkt ihm ein,
Und schmeckt ihm doch nicht besser,
Nicht besser.

Der Wirth, der ist bezahlt,
Und keine Kreide malt
Den Namen an die Kammertür
Und hinten dran die Schuldegebühr.
Der Gast darf wieder kommen,
Ja kommen.

Nur wer sein Glaslein trinkt,
 Ein lustig Viellein singt
 Im Arcten und mit Zinsausen,
 Nur geht nach Hause zu rechter Zeit,
 Der Galt darf wieder lehren,
 Mit Ehren.

Der Wurbo sein Töchterlein
 Zu Jüdena, Schlauf und sein,
 Die Mutter hält's in treuer Hüt,
 Nur hat sie keine, das ist nicht gut,
 Musst eins in Straßburg laufen,
 Ja laufen.

Jetzt Prüder, gute Nacht!
 Der Herr am Himmel wacht:
 Nur wacht er nicht, so schläft er noch.
 Wir hüten Weg und Kanonbör noch,
 Nur schlafen aus im Arcten,
 Ja Arcten.

Der Kommandant und die Jäger in Hersfeld.

Im letzten preussisch-russischen Krieg, als die französische Armee mit ein großer Theil der bündesgenössischen Truppen in Polen und Preussen hant, besand sich ein Theil des badischen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf ihren Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser im Anfang des Feldzugs eingenommen mit uns Mannschaft besetzt. Da gab es nun von Seiten der Einwohner, denen das Alte besser gefiel, als das Neue, mancherlei

Anordnungen, und es wurden besonders in dem Ort Heroselt mehrere Widerstandstheuen ausgeübt, und unter andern ein französischer Offizier getödtet. Das konnte der französische Kaiser nicht geschehen lassen, während er mit einem zahlreichen Heere im Anzuge kämpfte, daß auch hinter ihm Feindesheere ausbrachen, und ein heimer Haufe sich in einer großen Feuerbrunst entzündete. Die armen Einwohner von Heroselt bekamen daher ganz Ursache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen. Denn der französische Kaiser befahl, die Stadt Heroselt zu plündern, und alsdann an vier Orten anzuzünden und in die Asche zu legen. Dieses Heroselt ist ein Ort, der viele Fabriken, und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und schöne Gebäude hat; und ein Menschenberg kann wohl empfinden, wie es den armen Leuten, den Vätern und Müttern zu Muthe war, als sie die Schreckensereignisse vernahmen; und der arme Mann, dem sein Hab und Gut auf einmal auf dem Feuer konnte weggetragen werden, war sehr so übel dran, als der reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte, und in der Asche sind die großen Häuser auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch so gleich, als die reichen Leute und die armen Leute auf dem Kirchhof. Nun zum Schlimmsten kam es nicht. Auf Anstalten der französischen Kommandanten in Cassel und Heroselt wurde die Strafe so gemildert: es sollten zwar nur vier Häuser verbrannt werden, und dieß war glimpflich; aber bei der Plünderung sollte es bleiben; und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrocken, so alles Muthes und aller Besinnung beraubt, daß sie der menschenfremdliche Kommandant selber einmahnen mußte, statt des vergeblichen Klagens und Bittens die kurze Frist zu benutzen, und ihr Vellies noch geschwind auf die Feinde zu schaffen. Die fürchterliche Stunde ertönte. Die Fackeln wirkten ins Klagegeschrei der Unglücklichen. Durch das Geräusch der Flüchtenden,

Ärmerden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da tritt der brave Kommandant von Herosfeld vor die Reihen seiner Mägar, stellt ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor die Augen und sagte hierauf: „Selbsten! die Erlaubniß, zu plündern, fängt jetzt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Orter.“ Kein Mann trat heraus. Nicht einer! Der Rufus wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte sich; und wollte der Kommandant geplündert haben, so hätte er müssen selber gehen. Aber es war Niemand lieber als ihm, daß die Sache also abliefe, das ist leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zu Rube, wie einem, der aus einem schweren Traum erwacht. Ihre Artude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sogleich eine Gesandtschaft an den Kommandanten, ließen ihm für diese Milde und Gerechtigkeit danken, und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geschenk an. Wer weiß, was Mander geben hätte! Aber der Kommandant schlug dasselbe ab und sagte: er lasse sich keine gute That mit Geld bezahlen. Dieß geschah zu Herosfeld im Jahre 1807, und das Zitterlein sieht noch.

Pieve.

Jedermann kennt die Bilder- und Landkartenbändler, die im Lande herum ihre Waaren, Bildnisse von Heiligen, Bildnisse von Königen und Mönigen und Kriegsgebauplänen feil tragen. Aber für Mander kommen sie wie die Sterben ins Land, das heißt, er weiß nicht, woher sie kommen. Von Pieve kommen sie, im Ranten Tessine, in welch Dorfe, und dieses Pieve dient zum Beweis, was aus einem armen Dorfe werden kann, wenn aus unverdrossene und harthame Väter eben so brave Söhne und Enkel folgen, und

beswegen ist an einem solchen Bildermann mehr zu sehen, als an seinen Bildern allein. Pieve hat eine unfruchtbare Gemarkung. Der Boden nährt seine Einwohner nicht. Lange behielten sich daher die armen Leute mühsam und kümmerlich mit einem Handel von Feuersteinen, der eben nicht viel eintrug. Als aber der Besitzer der berühmten Buch- und Kupferstichhandlung, Remondini in Bassano, sah, wie unverdorren und fleißig die Leute waren, so vertraute er ihnen Anfangs schlecht, alsdann immer bessere Kupferstiche und Heiligen an, um damit einen kleinen Handel zu treiben. Damit durchzogen sie nun Tyrol, die Schweiz und das angrenzende Deutschland, und es ging ihnen besser. Sie hatten an den gemalten Kaisern, Königen, Propheten und Aposteln selber mehr Freude, als an den plumpen Feuersteinen. Sie trugen auch leichter daran, und hatten mehr Gewinn. Bald brachten sie es so weit, daß sie den Kupferstichhandel aus dem Juraament verstanden und mit eigenem Gelde treiben konnten. Und, was fast unglaublich ist, sie bildeten in kurzer Zeit stehende Handelsgesellschaften in Augsburg, Straßburg, Amsterdam, in Hamburg, Albed, Kopenhagen, Stedholm, Warschau und Berlin. In allen diesen und noch mehreren Orten sind sie Jahr aus Jahr ein mit großen Vorräthen von sehr kostbaren Kupferstichen und Kunstwerken zu finden. Ja eine Gesellschaft kam sogar bis nach Tebetol in Asien, und eine andere, welche aber mißglückte, bis nach Philadelphia in Amerika, lauter Leute aus dem armen Dörflein Pieve. Neben diesen stehenden Bilderverhandlungen aber durchwandern noch viele andere von ihnen alle Länder von Europa, besonders Deutschland, Polen, Preußen, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland, England und Frankreich. Alle Mannsleute in Pieve kennen diesen Handel und beschäftigen sich damit. Vor der französischen Revolution, als ihre Geldbörse am glücklichsten von statten gingen, war zur Zeit des Sommers, außer Kindern und alten Greisen, keine männliche Person daheim, aber alle kamen

mit wehlenverdienem Gewinn zurück. Die Weiber trieben unter dessen von Aethon. Seit der Revolution und dem Krieg an allen Enden und Ecken hat dieser lebhafteste Handel sehr geblüht. Dennoch hat noch jede Kamille von Vieve unaufhörlich einen Mann auf der Reise. Schon in der frühen Jugend begleitet der Sohn den Vater auf seinen Gängen, und wird dieser alt, so überläßt er dem Sohn das Geschäft, und brinat seine Jahre dabeim in Ruhe und Wohlstand und mit Ehren zu.



Das sind die Hütendändler von Vieve. Der rheinische Hausfreund kennt fast alle, die am Rhein auf und ab auf den Straßen sind, und gibt vor jedem den Hut ab.

Die Planeten.

(Fortsetzung.)

Der rheinländische Hausfreund stellt sich seinen Lesern gegenüber und fragt: weißt du auch noch, geehrtester Leser, wovon im vorigen Artikel über das Weltgebäude ist geredet worden?

Leser. Ja! von den Planeten ist geredet worden.

Hausfreund. Weißt du auch noch, was man Planeten nennt?

Leser. Ja! Planeten nennt man eine Sterne, die mit den andern nicht gleichen Schritt halten, denn sie laufen in großen Kreisen um die Sonne herum, und kommen der eine heu, der andere morgen, aber jeder zu seiner Zeit.

Hausfreund. Weißt du denn auch noch, welche Planeten sind in der Betrachtung des Weltgebäudes im vorigen Artikel abgehandelt worden.

Leser. Ja! der Mercurius ist betrachtet worden, und die Venus, das ist der Abendstern.

Der Hausfreund kann sich nicht genug darüber verwundern, daß der geehrteste Leser so wohl begriffen, und es so lange im Kopf behalten hat, und fährt nun also fort:

Der nächste Planet nach der Venus, oder der dritte von der Sonne weg, ist unsere Erde selber mit ihrem Heiläuser, dem Mond. Sie hat 5400 deutsche Meilen im Umfang. Sie ist 21 Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt, und bekommt doch von ihr ein so schönes Tageslicht und so kräftige Wärme. Sie läuft um die Sonne herum in 365 Tagen und 6 Stunden, und legt in dieser Zeit einen Raum von mehr als 131 Millionen Meilen zurück, ohne ein einzigemal anzuhalten. Was aber laßt noch von der Erde zu sagen ist, und wie ihre Einwohner thäten, was dem Herrn libet

achtet, erweilen aber doch auch etwas, das ihm wohl gefiel, siehe, das ist geschrieben in einem eigenen Abschnitt und in den Erzählungen des islandischen Hausfreundes.

Nach der Erde kommt der wunderthätige Planeten Mars, der nicht wie die andern ein gelbes oder weißes, sondern ein röthliches Licht hat, als wenn unaufhörlich ein großes Kreuzfeuer dort brennte. Er erscheint uns, wie die andern Planeten, nicht immer gleich, weil seine Seite von uns weg nicht immer die nämliche ist. Er ist größer und schöner, wenn er näher bei der Erde ist; unkenntlich und klein, wenn er weit weg steht. Er ist übrigens von der Sonne fast 32 Millionen Meilen weit entfernt, braucht doch nur ein Jahr und 322 Tage zu seinem Umlauf um dieselbe, und durchläuft in solcher Zeit eine Bahn von 200 Millionen Meilen. Dagegen ist er fünfmal kleiner als die Erde und fast zehnmal leichter, und kann also schon flüchtiger fortfliegen.

Für den nächsten Planeten nach dem Mars hat man von den ältesten Zeiten an bis vor wenig Jahren den Jupiter gehalten, und war nur seiner Vich zwischen ihnen noch ein anderer zu entdecken. Die Sternseher aber behaupteten verzweifelt, zwischen ihnen fehle einer, ob ihn gleich noch kein sterblicher Mensch gesehen habe. Entweder, sagten sie, ist er so klein, daß wir ihn nicht sehen können, oder er hat seinen jüngsten Tag und die Auferstehung seiner Todten schon erlebt, und ist nachher im Feuer aufgegangen, oder sonst verkommen.

Doch brachten sie selgendermaßen heraus: Wenn man sich von der Sonne weg bis zu dem Planeten Saturn, der für den letzten gehalten wurde, in einer geraden Linie gleichweit von einander hundert Pünktlein vertheilt, so steht von der Sonne weg auf dem vierten Pünktlein der Planet Mercurius, und kann Niemand etwas dafür, daß er dort steht und an keinem andern Ort. Wenn man aber weiter zählt drei, dort steht die Venus. Zählt man weiter

zweimal drei ist sechs, dort steht unsere Erde; zählt man weiter zweimal sechs ist zwölf, dort steht der Mars und fehlt sich nicht. Zählt man weiter zweimal zwölf, gibt vier und zwanzig, dort sah man nichts, und doch, wenn man wieder weiter fortfährt, und sagt: zweimal vier und zwanzig ist acht und vierzig, so steht daselbst wieder der Planet Jupiter, und zweimal acht und vierzig ist sechs und neunzig, dort ist der Saturn. Sechs und neunzig aber addirt mit den vier ersten Punkten von der Sonne weg bis zum Mercurius thut hundert, so daß also der Saturnus richtig auf dem hundertsten Punktelein steht. Weil nun alle diese Planeten in einer so sichtbaren Proportion und Ordnung von einander absteigen, und doch auf dem Punktelein 21 nichts zu sehen war, deswegen sagten die Sternkundigen, dort müsse auch noch einer stehen, wenn er nicht schon wieder verschwunden sey. So etwas erzählt der Hans freunde nicht allen Leuten, aber seinen Lesern kann er nichts vorant halten, damit sie sehen, was wir Sternlehrer und Staudermacher für respectable Leute sind, die die Sterne des Himmels überschauen, wie ein Vint seine Schäflein oder ein Schulherr seine Kinder, und merkt gleich, wenn eins fehlt. Wie gewiß wir aber unserer Sache sind, das hat sich vor einigen Jahren zu großer Freude gezeigt. Denn als der berühmte Mann, Namens Herschel, vor mehreren Jahren eine neue Art von Fernröhren oder Perspektiven erfunden hat, die noch viel weiter tragen als die alten, so hat man einen kleinen Planeten auf Nr. 21 richtig entdeckt, und sich etwas Rechtschaffenes darauf eingebildet. Allein das ist noch nicht alles. Denn da dieser Planet so klein erschien, so hatte man das Herz, zu behaupten, er sey nimmer ganz, sondern nur ein Stück von einem Ganzen. Auch diese Vermuthung scheint durch die Erfahrung bestätigt zu seyn, indem man nachher in kurzer Zeit nacheinander noch drei Sternlein umge fähr in der nämlichen Weite von der Sonne weg entdeckte, so daß man jetzt statt einem, der zu fehlen schien, vier auf einmal hat.

Es ist daher fast nicht mehr zu zweifeln, daß einmal ein großer Blauschein an jener Stelle gewesen, und schon vor undenklichen Zeiten in diese vier Stücke zerfallen sey, und muß ein rechtes Betrübniß gewesen seyn, wenn ein Vater oder eine Mutter auf einem Stuhl abliehen ist, und die Kinder auf einem andern, und konnten hernach nichts mehr von einander erfahren, und einander durch Niemand trösten lassen.

Da jeder Stern einen Namen haben muß, wenn man von ihm reden will, so nannte man diese vier: die Pallas, die Juno, die Ceres und die Vesta. Drei davon sind durch deutsche Männer entdeckt worden.

Nach diesem kommt nun der 100 Millionen Meilen von der Sonne weg der vierte Planet, Jupiter genannt. Ob er gleich in unsern Augen nicht größer als ein brabantischer Thaler aussieht, so ist er doch 117mal größer als die Erde, und der größte unter allen Planeten. Er vollendet seine Laufbahn um die Sonne in zwölf Jahren nur einmal, und um ihn selbst bewegen sich in ungleichen Entfernungen 1 Monde, was schon ansehen muß, wenn sie in einer Nacht alle zugleich am Himmel stehen. Auch laufen mehrere veränderliche große Streifen über ihn weg, und man weiß nicht recht, was man davon halten soll.

Der fünfte Planet ist der SATURN. Dieser ist von der Sonne fast noch einmal so weit entfernt, als der Jupiter, nämlich 190 Millionen Meilen. Sein Weg um die Sonne umfaßt mehr als 1280 Millionen Meilen, wegn er 29^{1/2} Jahr verstreichen hat. Da er so unendlich weit von der Sonne entfernt ist, so muß auf ihm das Licht derselben 50mal schwächer als auf unserer Erde seyn, und muß einer schon gute Augen haben, wenn er dabei eine Nadel will entdecken.

Dafür hat er aber sieben Monde, die ihm seine trübten Tage erhellend machen, und seine langen Nächte erweitern. Uebrigens hat

dieser Planet noch etwas, was kein anderer hat, einen Ring, der aber doppelt ist. Dieser Ring zieht sich in einer nicht gar großen Entfernung um den Saturn rings herum, ist sehr breit, nicht gar dick, und wird ebenfalls von der Sonne erleuchtet. Ohne Zweifel wirft er sein Licht eben so wie die Munde auf den dunkeln Körper des Planeten zurück und hilft zu seiner Erhellung. Sonst weiß man von ihm nicht viel zu sagen.

Lange hat man geglaubt, dieser Saturn sey nun der letzte Planet, an den die Sonne scheint, und jetzt sey man fertig, bis der berühmte Herrichet, von welchem oben Erwähnung geschah, ebenfalls ein geheimer Deutscher, am 13. Mai 1791 zur großen Verwunderung und Freude der Gelehrten noch einen neuen entdeckte, welcher nun an der Zahl der erste ist, und vielleicht noch nicht der letzte ist. Denn der schwache Mensch kommt der göttlichen Allmacht nie an das Ende, und man muß nie sagen: wo ich nichts mehr sehe, dort ist nichts mehr. Dieser neue Planet heißt Uranus, wird aber ohne Zweifel der älteste seyn. Er ist noch einmal so weit von der Sonne entfernt, als der Saturn, nämlich 400 Millionen Meilen. Er muß in einem Kreis von 254 Millionen Meilen um die Sonne herumgehen. Ein Jahr auf diesem Planeten währt so lang, als bei uns 83 Jahre oder ein langes Menschenleben, und ein hundertjähriger Kalender thut dafelbst 8300 Jahre lang gut. Wegen der großen Entfernung ist dafelbst die Wirkung der Sonne 361mal schwächer als bei uns. Dagegen wird er von sechs, und vielleicht noch mehreren Munden erleuchtet, die um ihn herum aufgehen und untergehen, jeder zu seiner Stunde, und muß der Kalendermacher allea ein ganzer Mann seyn, und ein recht Stüd Arbeit haben, bis er fertig ist, wenn er für jeden Tag des langen Jahres jedes Mundes Aufgang und Untergang, und ihre Brüche ausrechnen und anzeigen soll.

Das sind nun die Planetensterne, welche man bis jetzt kennt und
Hegel, Schapstlein

entdeckt hat, nach ihrer Reihe, Massen und Zeiten. Weil man aber so eine Zahl von ein paar hundert Millionen Meilen leicht wegliegt und nicht daran denkt, wie viel sie ausweist, so merke: Wenn auf der Sonne ein Artillerist vom Zien Pataillen in diesem Augenblick eine Kanone abbrennte, die Kugel stöge in ihrer bekannten Geschwindigkeit, Tag und Nacht, Sonntag und Werketage in gerader Linie immer fort und fort, so käme sie doch in dem Merkur erst ungefähr nach 10 Jahren, in der Venus nach 18, auf der Erde, wie eben gesagt, nach 25, auf dem Mars nach 38, auf dem Jupiter nach 130 Jahren an. Bis zu dem Saturnus aber hätte sie zu fliegen 238, und zu dem Uranus 479 Jahre. So weit sind diese 11 Sterne einer nach dem andern von der Sonne entfernt, die gleichsam ihre Mutter und Säugamme ist; und sie verbräutet doch rings um sich bis zu dem letzten so viel Licht und Wärme und Segen, als jedem nöthig ist, und der unsichtbare Gott, der sie erschaffen hat, ist mit seiner Allmacht und Güte überall gegenwärtig, und sättiget und erfreuet Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen.

Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Ermüdungen und Gündelungen, so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Zustand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und aufzuerstehen zu werthen mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem verkehrten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese reiche und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser,

wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderchaft von Tullingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung diese kostbare Gebäude, die sechs Ramine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus dabeim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund,“ redete er ihn an, „könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Kevloien?“ — Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: Mannitverstan, und schnurrte vorüber. Dieß war ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch soviel, als: Ich kann Euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sey der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann seyn, der Herr Mannitverstan, dachte er, und ging weiter. Was aus Was ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf Deutsch: das Ipfilen. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchsehen werde, alle diese Merkwürdigkeiten genng zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Kässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer, und salzeni Wandtrock darunter. Als er aber lange zugegeben hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste

auf der Achsel heraus trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „Kannitverstan,“ war die Antwort. Da dachte er: Haba, schaut's da heraus? Mein Wunder, wenn das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sey unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermunnte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Totten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis Alles vorüber war. Doch machte er sich an den Lebten vom Zug, der eben in der Stille anrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff ihn fachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Erlöse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen seyn,“ sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betriibt und nachdenklich macht.“ Kannitverstan! war die Antwort. Da fielen unserem guten Zittlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. Armer Kannitverstan, rief er aus, was hast du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armuth auch bekam: ein Tottenkleid und ein Veinuch, und von allen

beinen schönen Blumen vielleicht ein Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Naute. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn



Mannitverstan hinabsteigen in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht Acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seyen und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Mannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

Schlechter Lohn.

Als im letzten preussischen Krieg der Franzose nach Berlin kam, in die Residenzstadt des Königs von Preußen, da wurde unter

andern viel königliches Eigenthum weggenommen und fortgeführt oder verkauft. Denn der Krieg bringt nichts, er brest. Was noch so gut verbergen war, wurde entdeckt und manches davon zur Beute gemacht, doch nicht Alles. Ein großer Verrath von königlichem Panholz blieb lange unverrathen und unveriebt. Doch kam zuletzt noch ein Spigbube von des Königs eigenen Unterthanen, dachte, da ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen, und zeigte dem französischen Commandanten mit schmeicheleicher Miene und spigbüßischen Augen an, was für ein schönes Quantum von eichenen und tannenen Panstämmen noch da und da beisammen liege, woraus manch tausend Gulden zu lösen wäre. Aber der brave Commandant gab schlechten Dank für die Verrätherci, und sagte: „Laßt Ihr die schönen Panstämme nur liegen, wo sie sind. Man muß dem Feind nicht sein Nothwendiges nehmen. Denn wenn Euer König wieder ins Land kommt, so braucht er Holz zu neuen Galgen für so ehrliche Unterthanen, wie Ihr einer seid.“

Das muß der rheinländische Hausfreund leben, und wollte gern aus seinem eigenen Wald ein paar Stämmlein auch hergeben, wenn's helfen sollte.

Der kann Deutsch.

Bekanntlich gibt es in der französischen Armee viele Deutschgeborne, die es aber im Feld und im Quartier nicht immer merken lassen. Das ist alsdann für einen Hauswirth, der seinen Einquartierten für einen Stuchfranzosen hält, ein groß Kreuz, wenn er nicht französisch mit ihm reden kann. Aber ein Bürger in Salzweel, der im letzten Krieg einen Sundgauer im Quartier hatte, entdeckte von unsähe ein Mittel, wie man bald dahinter kommt. Der

Sundgauer partirte lauter *Fondre diable*, forderte mit dem Säbel in der Faust immer etwas anders, und der Salzweierer wusste nie, was? Hätt's ihm gern gegeben, wenn er gekonnt hätte. Da sprang er in seines Nachbarn Haus, der sein Gevatter war und ein wenig Französisch kann, und bat ihn um seinen Beistand. Der Gevatter



sagte: er wird aus dem Dauphiné sein, ich will schon mit ihm zu recht kommen. Aber weit gefehlt. War's vorher arg, so war's jetzt ärger. Der Sundgauer machte Forderungen, die der gute

Mann nicht zu befriedigen wusste, so daß er endlich im Unreissen sagte: Das ist ja der vermaledeiste Zirkube, mit dem mich der Potentatschreiber noch heimgesucht hat. Aber kaum war das unsichrige Wort heraus, so bekam er von dem vermeinten Stockfrazen eine ganz entsetzliche Ohrfeige. Da sagte der Nachbar: „Gevattermann! Nun laßt euch nimmer Angst seyn, der kann Deutsch.“

Der Fremdling in Memel.

Es sieht die Wahrheit wie eine Vöge aus. Das erfuhr ein Fremder, der vor einigen Jahren mit einem Schiff aus Westindien an den Küsten der Ostsee ankam. Damals war der russische Kaiser bei dem König von Preußen auf Besuch. Beide Potentaten standen in gewöhnlicher Kleidung, ohne Begleitung, Hand in Hand, als zwei rechte gute Freunde, bei einander am Ufer. So etwas sieht man nicht alle Tage. Der Fremde dachte auch nicht dran, sondern ging ganz treuherzig auf sie zu, meinte es seien zwei Kaufleute oder andere Herren aus der Gegend, und fing ein Gespräch mit ihnen an, war begierig, allerlei Neues zu hören, das seit seiner Abwesenheit hin zugetragen habe. Endlich, da die beiden Monarchen sich leutlich mit ihm unterhielten, fand er Veranlassung, den einen auf eine höfliche Art zu fragen, wer er sey. „Ich bin der König von Preußen,“ sagte der eine. Das kam nun dem fremden Aufkömmling schon ein wenig sonderbar vor. Doch dachte er, es ist möglich, und machte vor dem Könige ein ehrerbietiges Compliment. Und das war vernünftig. Denn in zweifelhaften Dingen muß man immer das Sicherste und Beste wählen, und lieber eine Höflichkeit aus Irrthum begehen, als eine Grobheit. Als aber der König

weiter sagte, und auf seinen Begleiter deutete: „Doch ist Se. Majestät der russische Kaiser,“ da war's doch dem ehrlichen Mann, als wenn zwei lose Vögel ihn zum Vessen haben wollten, und sagte: „Wenn ihr Herren mit einem ehrlichen Mann euren Spaß haben wollt, so sucht einen andern als ich bin. Bin ich deswegen aus Westindien hieher gekommen, daß ich euer Narr sey?“ — Der Kaiser wollte ihn zwar versichern, daß er allerdings derjenige sey. Allein der Fremde gab kein Gehör mehr. „Ein russischer Spaßvogel möget Ihr seyn,“ sagte er. Als er aber nachher im grünen Baum die Sache erzählte und andern Bericht erhielt, da kam er ganz demüthig wieder, bat kuckfällig um Vergebung, und die großmüthigen Potentaten verziehen ihm, wie natürlich, und hatten hernach viel Spaß an dem Verfall.

Das seltsame Recept.

Es ist sonst kein großer Spaß dabei, wenn man ein Recept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hof eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam eine große lannene Stubenthüre ab und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen und sagte: Was wollt ihr da, guter Freund, mit eurer Stubenthüre? Der Schreiner wohnt nun zwei Häuser links. Dem sagte der Mann, der Doktor sey bei seiner kranken Frau gewesen und habe ihr wollen ein Tränklein verordnen, so sey in dem ganzen Haus keine Feder, keine Dinte und kein Papier gewesen, nur eine Axtde. Da habe der Herr Doktor das Recept an die Stubenthüre geschrieben, und nun soll der Herr Apotheker so gut seyn und das Tränklein lechen.



Nein, wenn es nur gut gethan hat. Weht dem, der sich in der Noth zu helfen weiß.

Ein einfältiger Mensch.

Ein einfältiger Mensch wollte sein Haus verkaufen. Damit er nun um so eher davon los werden möchte, brach er einen großen

Stein aus demselben heraus, trug ihn auf den großen Marktplatz, wo viel Verkehr und Handel getrieben wird, und setzte sich damit unter die Verkäufer. Wenn nun ein Mann kam und fragte ihn: „Was habt Ihr denn feil?“ so sagte er: Mein zweistöckiges Haus in der Kapuzinergasse. Wenn Ihr Lust dazu habt, — hier ist ein Muster.



Der Häutliche sagte einmal bei einer Gelegenheit, als von der Kinderzucht die Rede war: „Es ist ein Glück für meine Kinder, daß ich keine habe. Ich könnte so zornig werden, daß ich sie alle todt schlage.“

Der Barbierjunge von Segringen.

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätiabr kam in dem Wirthshaus zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte, und fast wunderlich ausah, also, daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirth, ob' er etwas zu essen oder zu trinken fordert: „Habt Ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasiren kann?“ Der Wirth sagt Ja, und holt den Barbier. Zu dem sagt der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine stöckliche Haut. Wenn Ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahl' ich Euch vier Kronenthaler. Wenn Ihr mich aber schneidet, so steck' ich Euch fort. Ihr wäret nicht der Erste.“ Wie der erschrockene Mann das hörte (denn der fremde Herr machte ein Gesicht, als wenn es nicht verriet wäre, und das frigidie, kalte Eisen lag auf dem Tische), so brinat er fort und schickt den Gefellen. Zu dem sagt der Herr das Nämliche. Wie der Gefell das Nämliche hört, brinat er ebenfalls fort und schickt den Lehrlinge. Der Lehrlinge läßt sich blenden von dem Geld und denkt: „Ich wag's. Gerathet es mir ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für vier Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweibe laufen und einen Schneever. Gerathet's nicht, so weiß ich, was ich thue,“ und rasirt den Herrn. Der Herr hält ruhig still, weiß nicht, in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene Lehrlinge spaziert ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn's nur um einen Zedler, oder im Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zunder oder Altespapier darauf zu thun wäre, und nicht um vier Kronenthaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht ohne Schnitt und ohne Blut, und tadelt doch, als er fertig war: „Gottlob!“



Als aber der Herr aufgestanden war und sich im Spiegel beobachtet und abgetrocknet hatte, gab dem Jungen die vier Kronenthaler, sagt er zu ihm: „Aber junger Mensch, wer hat dir den Muth gegeben, mich zu rasiren, so doch dein Herr und der Gesell sind fortgesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätt' ich dich erstochen.“ Der Lehrlinge aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld und sagte: Gnädiger Herr, Ihr hättet mich nicht erstochen, sondern wenn Ihr gezuckt hättet und ich hätt' Euch ins Gesicht geschnitten, so wär' ich Euch zuvorgekommen, hätt' Euch augenblicklich die Wurzel abgehauen und wäre auf und davon gesprungen. Als der fremde Herr das hörte und an die Gefahr dachte, in der er gefessen war, ward er erst blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burischen noch einen Kronenthaler extra, und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich stehe dich todt, wenn du mich schneidest.“

Merkwürdige Gespenstergeschichte.

Verwichenen Herbst fuhr ein fremder Herr durch Schliengen, das ein schöner, braver Ort ist. Den Berg hinauf aber ging er zu Fuß wegen den Kessen, und erzählte einem Grenzbader folgende Geschichte, die ihm selber begegnet ist.

Als der Herr ein halbes Jahr vorher nach Dänemark reiste, kammt er auf den späten Abend in einen Flecken, wo nicht weit davon auf einer Anhöhe ein sauberes Schloßlein stand, und will übernacht bleiben. Der Wirth sagt, er habe keinen Platz mehr für ihn, es werde morgen Einer gerichtet, und seien schon drei Schanfrichter bei ihm übernacht. So erwiedert der Herr: „Ich will denn dort in das Schloßlein gehen. Der Baron, oder wem es angehört, wirt mich schon hinein lassen und ein leeres Bett für mich haben.“ Der Wirth sagt: „Manch schönes Bett, mit seidenen Umbängen, steht aufgeschlagen in den hohen Gemächern; und die Schlüssel hab' ich in Verwahrung. Aber ich will es Euch nicht rathe. Der anathae Herr ist schon vor einem Vierteljahr mit seiner Frau und mit dem Junker auf eine weite Reise gezogen, und seit der Zeit wüthten im Schloßlein die Gespenster. Der Schloßvogt und das Weibte konnten nimmer bleiben: und wer seitdem in das Schloßlein gekommen ist, der geht zum Zweitenmal nimmer hinein.“ Darüber lachten der fremde Herr: denn er war ein herzhafter Mann, der nichts auf die Gespenster hielt, und sagt: Ich will's versuchen. Trotz aller Widerrede mußte ihm der Wirth den Schlüssel geben: und nachdem er sich mit dem Nöthigen zu einem Gespensterbesuch versehen hatte, ging er mit dem Verienen, den er bei sich hatte, in das Schloß. Im Schloß liebkete er sich nicht aus, wollte auch nicht schlafen, sondern abwarten, was geschieht. Zu dem Ende stellte er zwei brennende Lichter auf den Tisch, legte ein paar geladene Pistolen daneben, nahm zum Zeitvertreib den rheinländischen

Hausfreund, der in Geldpapier eingebunden an einem rothen seidenen Bändelein unter der Spiegelrahme hing, und beschaute die schönen Bilder. Lange wollte sich nichts spüren lassen. Aber als die Mitternacht im Kirchturm sich rührte und die Glocke zwölf schlug, eine Gewitterwolke zog über das Schloß weg, und die großen Regentropfen schlugen an die Fenster, da klopfte es dreimal stark an die Thüre, und eine fürchterliche Gestalt, mit schwarzen schielenden Augen, mit einer halbellentlangen Nase, stehenden Zähnen und einem Pocksbart, zettig am ganzen Leib trat in das Gemach und brummte mit fürchterlicher Stimme: „Ich bin der Großherr Werbißtophetes. Willkommen in meinem Palast! und habt Ihr auch Abschied genommen von Frau und Kind?“ Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer vom großen Leben an über den Rücken hinauf, bis unter die Schlaflappe, und an den armen Bedienten darf man gar nicht denken. Als aber der Werbißtophetes mit fürchterlichen Grimassen und hoch gehobenen Knien gegen ihn herkam, als wenn er über lauter Klammern schreiten müßte, dachte der arme Herr:



In Gottes Namen, jetzt ist's einmal so, und stand herzhaft auf, hielt dem Ungeheuer die Pistole entgegen und sprach: „Halt, oder ich schieß!“ Mit so etwas läßt sonst nicht jedes Geistes sich schrecken, denn wenn man auch schießen will, so geht's nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trifft nicht den Geist, sondern den Schützen. Aber Mephistopheles hob drohend den Zeigefinger in die Höhe, lehnte langsam um, und ging mit eben solchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort. Als aber der Fremde sah, daß dieser Satan Keiseft vor dem Pulver hatte, dachte er: Jetzt ist keine Gefahr mehr, nahm in die andere Hand ein Licht und ging dem Geistes, das langsam einen Gang hinabschritt, eben so langsam nach, und der Bediente sprang, so schnell er konnte, hinter ihm zum Thurm hinaus und ins Ort, dachte, er wolle lieber bei den Scharfrichtern übernacht sein, als bei den Geistern. — Aber auf dem Gang, auf einmal, verschwindet der Geist vor den Augen seines süßlichen Verfolgers, und war nicht anders, als wär' er in den Boden gesunken. Als aber der Herr noch ein paar Schritte weiter gehen wollte, um zu sehen, wo er hineingesunken, hörte auf einmal unter seinen Füßen der Boden auf, und er fiel durch ein Loch hinab, aus welchem ihm Feuergeist entgegen kam, und er glaubte selber, jetzt seh' es an einen andern Ort. Als er aber ungefähr zehn Fuß tief gefallen war, lag er zwar unbeschädigt auf einem Haufen Feuer, in einem unterirdischen Gemölde. Aber sechs kurtose Gesellen standen um ein Feuer herum, und der Mephistopheles war auch da. Allerlei wunderbares Geräthe lag umher, und zwei Tische lagen gehaubt voll funkelnder Köpfeinstäbaler, einer schöner als der andere. Da merkte der Fremde, wie er daran war. Denn das war eine heimliche Gesellschaft von Falschmünzern, die alle Fleisch und Bein hatten. Diese benutzten die Abwesenheit des Varen, legten in seinem Schloß ihre verborgenen Münzstöcke an, und waren vermuthlich von seinen eigenen Leuten dabei, die im Haus Bericht und

Gelegenheit wußten; und damit sie ihr heimlich Weien ungestört und unbeschrien treiben konnten, fingen sie den Weipenstörclärmen an, und wer in das Haus kam, wurde so in Schrecken gesetzt, daß er zum zweitenmal nimmer kam. Aber jetzt fand der verwegene Reisende erst Ursache, seine Unvorsichtigkeit zu bereuen, und daß er den Vorstellungen des Wirths im Dorfe kein Gehör gegeben hatte. Denn er wurde durch ein enges Loch hinein in ein anderes finsternes Gehalt geschoben, und hörte wohl, wie sie Kriegsgericht über ihn hielten und sagten: „Es wird das Beste seyn, wenn wir ihn umbringen.“ Aber Einer sagte noch: „Wir müssen ihn zuerst verhören, wer er ist, und wie er heißt, und wo er sich berichreibt.“ Als sie aber hörten, daß er ein vornehmer Herr sey und nach Kopenhagen zum König reise, sahen sie einander mit großen Augen an, und nachdem er wieder in dem finstern Gewölbe war, sagten sie: „Jetzt steht die Sache schlimm. Denn wenn er vermißt wird und es kommt durch den Wirth heraus, daß er ins Schloß gegangen ist und ist nimmer herausgekommen, so kommen über Nacht die Husaren, heben uns aus, und der Hauf ist dich sehr wohl gerathen, daß ein Strick zum Hängen nicht viel kostet.“ Also kündigten sie dem Gefangenen Pardon an, wenn er ihnen einen Eid ablegte, daß er nichts verrathen wolle, und drohten, daß sie in Kopenhagen wollten auf ihn Achtung geben lassen: und er mußte ihnen auf den Eid hin sagen, wo er wohne. Er sagte: Neben dem wilden Mann linker Hand in dem großen Haus mit grünen Läden. Darnach schenkten sie ihm Burgunderwein ein zum Morgentruak, und er schaute ihnen zu, wie sie Köstlichkeiten prägten bis an den Morgen. Als aber der Tag durch die Kellertöcher hinab schien, und auf der Straße die Weiseln hielten, und der Stubbiert blühte, nahm der Fremde Abschied von den nächtlichen Gefellen, bedankte sich für die gute Bewirthung und ging mit frohem Muth wieder in das Wirthshaus, ohne daran zu denken, daß er seine Uhr und seine

Tabakspfeife und die Pistolen habe liegen lassen. Der Wirth sagte: „Gottlob, daß ich Euch wieder sehe, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Wie ist es Euch gegangen?“ Aber der Reisende dachte: Ein Eid ist ein Eid, und um sein Leben zu retten, muß man den Namen Gottes nicht mißbrauchen, wenn man's nicht halten will. Deshalb sagte er nichts, und weil jetzt das Glöcklein läutete, und der arme Sünder hinausgeführt wurde, so lief alles fort. Auch in Kopenhagen hielt er nachher reinen Mund, und dachte selber fast nicht mehr daran. Aber nach einigen Wochen kam auf der Post ein Kistlein an ihn, und waren darin ein paar neue mit Silber emaillirte Pistolen von großem Werth, eine neue goldene Uhr mit schönen Diamanten besetzt, eine türkische Tabakspfeife mit einer alten Ketten daran, und eine seidene mit Gold gestickte Tabakspfeife und ein Brieflein drin. In dem Brieflein stand: „Dieß schiden wir Euch für den Schrecken, den Ihr bei uns ausgestanden, und zum Dank für Eure Verschwiegenheit. Jetzt ist alles vorbei, nur Ihr dürft es erzählen, wenn Ihr wollt.“ Deshalb hat's der Herr dem Wenzacher erzählt, und das war die nämliche Uhr, die er eben auf dem Berg herauszog, als es in Hertingen Mittag läutete, und schaute, ob die Hertinger Uhr recht geht, und sind ihm hernach im Sterchen zu Basel von einem französischen General Tönnne Dublous darauf geboten worden. Aber er hat sie nicht drum geben.

Gute Antwort.

Wer ausgibt, muß auch wieder einnehmen. Kennt einmal ein Mann an einem Wirthshaus vorbei, der einen stattlichen Schmiedehammer hatte, also, daß er auf beiden Seiten fast über den Sattel

berunter hängte. Der Wirth steht auf der Staffei und ruft ihm nach: „Nachbar, warum habt Ihr denn den Zwergsfack vor Euch auf das Ross gebunden und nicht hinten?“ Dem rief der Reitende



zurück: Damit ich ihn unter den Augen habe. Denn hinten gibt es Spießbuben. Der Wirth sagte nichts mehr.

Drei andere Wünsche.

Diesmal ist aber die Frau Anna Krige nicht dabei, auch riecht es nicht nach Rosenduft und Morgenroth, sondern nach Klingenberger und nach Kalbfleisch in einer sauren Brühe. Drei lustige Kameraden saßen beisammen zu Nacht im Kamm, und als sie das Sauer essen verzehrt hatten, und noch eine Flasche voll Klingenberger mit

einander tranken, sprachen sie von allerlei und fingen zuletzt an zu wünschen. Endlich wurden sie der Reihe eins, es sollte jeder noch einen fernhaften Wunsch thun, und wer den besten Wunsch hervorbringe, der soll frei ausgehen an der Feste.

Da sprach der Erste: So wünsch' ich dann, daß ich alle Festungsgräben von ganz Straßburg und Mehl voll seiner Nähmaden hätte, und in jeder Nadel einen Schneider, und jeder Schneider müßte nur ein Jahr lang lauter Malterfäde nähen, und wenn ich dann jeden Malterfad voll doppelter Tublenen hätte, so wolle ich zu freuen sein.

Der Zweite sagte: So wolle ich denn, daß das ganze Straßburger Münster bis unter die Krone des Thurms hinauf voll Wechselbriefe vom feinsten Festpapier läge, so viel darin Platz haben, und wäre nur auf jedem Wechselbrief so viel Geld geschrieben, als in allen roten Malterfäden Platz hat, und ich hätt's.

Der Dritte sagte: So wolle ich denn, daß ihr beide hättet, was ihr wünscht, und daß euch alsdann beide in einer Nacht der Henter beste, und ich wär' euer Erbe.

Der Dritte ging frei aus an der Feste.

Der Husar in Heiße.

Als im Anfang der französischen Revolution die Preußen mit den Franzosen Krieg führten und durch die Provinz Champagne zogen, dachte man nicht daran, daß sich das Mäntlein wenden könnte und daß der Franzose noch im Jahr 1806 nach Preußen kommen und den ungebetenen Besuch weit machen werde. Denn nicht jeder führte sich auf, wie es einem braven Zeitaten in Heintestand wohl ansteht. Unter andern drang damals ein brauner preussischer Husar,

der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein baares Geld, so viel es war, und viel Geldwerth, zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Ueberzug, und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von acht Jahren bat ihn häufig, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wieder geben. Der Hufar stoß ihn unbarmherzig von sich.



Die Tochter läuft ihm nach, hält ihn am Dolman feste und steht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie und wirft sie in den Sedbrunnen, der im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt

Reiße in Schlesien, denkt nimmer daran, was er einmal verlißt hat und meint, es sey schon lange Gras darüber gewachsen. Allein, was geschieht im Jahr 1806? Die Franzosen rücken in Reiße ein; ein junger Sergeant wird Abends einquartiert bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant ist auch brav, süßet sich ordentlich auf und scheint guter Dinge zu seyn. Der andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum Frühstück. Die Frau denkt: Er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffee ins Stübchen. Als er noch immer nicht kommen wollte, ging sie endlich in das Stübchen hinauf, macht leise die Thüre auf und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da sah der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände in einander gelegt und seufzte, als wenn ihm ein great Un Glück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte, oder so etwas, und sah nicht, daß Jemand in der Stube ist. Die Frau aber ging leise auf ihn zu und fragte ihn: „Was ist Euch begegnet, Herr Sergeant, und warum seht Ihr so traurig?“ Da sah sie der Mann mit einem Blick voll Thränen an und sagte: Die Ueberzüge dieses Bettes, in dem er heute Nacht geschlafen habe, haben vor 18 Jahren seinen Eltern in Champagne angehört, die in der Plünderung Alles verloren haben und zu armen Leuten geworden seyen, und jetzt denke er an Alles und sein Herz sey voller Thränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne und kannte die Ueberzüge noch, und die rothen Namensbuchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschrad die gute Frau und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem braven Husaren gekauft habe, der noch hier in Reiße lebe, und sie könne nichts dafür. Da stand der Franzose auf, und ließ sich in das Haus des Husaren führen, und kannte ihn wieder.

Denkt Ihr noch daran, sagte er zu dem Husaren, wie Ihr

vor achtzehn Jahren einem unschuldigen Mann in Champagne Hab und Gut, und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt, und habt keine Parmberzigkeit gehabt, als Euch ein achtfähriger Knabe um Schonung anflehte: und an meine Schwester? Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen, es gehe bekanntlich im Krieg nicht alles, wie es soll, und was der Eine liegen lasse, hole doch ein Anderer; und lieber nimmt man's selber. Als er aber merkte, daß der Sergeant der nämliche sey, dessen Eltern er geßündert und mißhandelt hatte; und als er ihn an seine Schwester erinnerte, verlagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, und er fiel vor dem Franzosen auf die zitternden Kniee nieder und konnte nichts mehr herausbringen, als: Pardon! dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leser denkt vielleicht auch: „Jetzt wird der Franzos den Husaren zusammenbauen, und freut sich schon darauf.“ Allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: Wir sind in Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch und sagte: „Daß du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast, und ist nimmer davon gekommen, das verzeihe dir Gott.“ — Mit diesen Worten ging er fort, ohne dem Husaren das Geringste zu Leide zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber ward es nachher zu Muth, als wenn er vor dem jüngsten Gericht gestanden wäre und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr und soll nach einem Vierteljahr gestorben seyn.

Merke: Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man sich dabem nicht darf finden lassen.

Merke: Es gibt Ausbaten, über welche kein Gras wächst.

Ein Wort gibt das andere.

Ein reicher Herr im Schwabenland schickte seinen Sohn nach Paris, daß er sollte Französisch lernen und ein wenig gute Sitten. Nach einem Jahr oder drüber kommt der Knecht aus des Vaters Haus auch nach Paris. Als der junge Herr den Knecht erblickte, rief er voll Staunen und Freude aus: Ei Hans, wo führst dich der Himmel her? Wie steht es zu Hause und was gibt's Neues? — Nicht viel Neues, Herr Wilhelm, als daß vor zehn Tagen Euer schöner Kabe crepirt ist, den Euch vor einem Jahr der Waidgesell geschenkt hat.

U das arme Thier, erwiderte der Herr Wilhelm. Was hat ihm denn gefehlt?

Drum hat er zu viel Luder gefressen, als unsere schönen Pferde fielen, eins nach dem andern. Ich hab's gleich gesagt.

Wie! Meines Vaters vier schöne Mehrenschimmel sind gefallen? sagte der Herr Wilhelm. Wie ging das zu?

Drum sind sie zu sehr angestrengt worden mit Wasserführen, als uns Hans und Hof verbrannte, und hat noch nichts geholfen.

Um Gottes willen! rief der Herr Wilhelm voll Schrecken aus. Ist unser schönes Haus verbrannt? Wann das?

Drum hat man nicht auf's Feuer Acht gegeben, an Ihres Herrn Vaters seliger Leiche, und ist bei Nacht

begraben werden mit Kadeln. So ein Kunklein ist bald verzettelt.

Unglückselige Postchaft! viel voll Schmerz der Herr Wilhelm aus. Mein Vater lebt? Und wie geht's meiner Schwester?



Drum eben hat sich ihr Herr Vater seliger zu todt
gegrämt, als Ihre Jungfer Schwester ein Kindlein
gebar, und hatte seinen Vater dazu. Es ist ein Püblein.

Sonst gibt's zuß nicht viel Neues, sagte er hinzu.

Moses Mendelssohn.

Moses Mendelssohn war jüdischer Religion, und Handlungs-
 betrieb bei einem Kaufmann, der das Pulver nicht selbst erfunden
 haben. Dabei war er aber ein sehr frommer und weiser Mann,
 und wurde daher von den angesehensten und gelehrtesten Männern
 hochgeschätzt und geliebt. Und das ist recht. Denn man muß um
 des Vortheils willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst.
 Dieser Moses Mendelssohn gab unter anderm von der Zufriedenheit
 mit seinem Schicksal folgenden Beweis. Denn als eines Tages ein
 Freund zu ihm kam, und er eben an einer schweren Rechnung
 schmierte, sagte dieser: „Es ist doch schade, guter Moses, und ist
 unverantwortlich, daß ein so verständiger Kopf, wie Ihr seyd, einem
 Manne umme Preß dienen muß, der euch das Wasser nicht bieten
 kann. Seyd Ihr nicht am kleinen Finger gescheidter, als der am
 andern Körper, so groß er ist?“ Einem Andern hätt' das im Kopf
 gewunnt, er hätte Feder und Tintenfaß mit ein paar Ästchen
 hinter den Ofen geworfen, und seinem Herrn aufgekündet auf der
 Stelle. Aber der verständige Mendelssohn ließ das Tintenfaß stehen,
 steckte die Feder hinter das Ohr, sah seinen Freund ruhig an und
 sprach zu ihm also: „Das ist recht gut, wie es ist, und von der
 Verückung weise angedacht. Denn so kann mein Herr von meinen
 Diensten viel Nutzen ziehen, und ich habe zu leben. Wäre ich der
 Herr, und er mein Schreiber, ihn könnte ich nicht brauchen.“

Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler.

Als der letzte König von Polen noch regierte, entstand gegen ihn eine Empörung, was nicht Seitenees war. Einer von den Rebellen, und zwar ein polnischer Fürst, vergaß sich so sehr, daß er einen Preis von 20,000 Gulden auf den Kopf des Königs setzte. Ja, er war frech genug, es dem König selber zu schreiben. Er wollte, um ihn zu betrüben oder zu erschrecken. Der König schrieb ihm ganz kaltblütig zur Antwort: „Euern Brief habe ich empfangen und gelesen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf bei Euch noch etwas gilt. Denn ich kann Euch versichern, für den Surigen gab' ich keinen rothen Heller.“

Theure Eier.

Als zu seiner Zeit ein fremder Fürst nach Frankreich reiste, wurde es ihm unterwegs öd im Magen und ließ sich in einem gemeinen Wirthshaus, wo sonst dergleichen Gäste nicht einkehren, drei gefottene Eier geben. Als er damit fertig war, fordert der Wirth dafür 300 Livres. Der Fürst fragte, ob denn hier die Eier so rar seyen. Der Wirth lächelte und sagte: Nein, die Eier nicht, aber die großen Herren, die so etwas dafür bezahlen können. Der Fürst lächelte auch, und gab das Geld, und das war gut. Als aber der damalige König von Frankreich von der Sache hörte (es wurde ihm als ein Spaß erzählt), nahm er's sehr übel, daß ein Wirth in seinem Reich sich unterstand, solche unverkämte Ueberforderungen zu machen, und sagte dem Fürsten: Wenn Sie auf Ihrer Reise wieder an dem Wirthshaus vorbeifahren, werden Sie sehen,



daß Schrottstadeln in meinem Lande herrscht. Als der Kisch auf seiner Rückreise wieder an dem Wirthshaus vorbeifuhr, sah er keinen Schand mehr thun, aber die Thüren und Fenster waren zugemauert, und das war auch gut.

Die drei Diebe.

Der aelteste Vögel wird ermohlet, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung verkleumt. Doch ist sie in einem schönen Band beschrieben und zu Preis gebracht.

Der Hundstheiner und der Hundstrieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Zeilers Tochter legitimirt war, nämlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der rothe Dieter, hielt's auch mit, und

war der Jüngste. Doch merkten sie nicht und griffen keine Menschen an, sondern blühten nur bei Nacht in den Silberkassen,



und wenn's Gelegenheit gab, in den Kassen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften sie immer am weishesten ein. Wenn's aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich untereinander mit allerlei Aufgaben und Wagspielen, um im Handwerk weiter zu kommen. Einmal im Wald sieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Nest sitzen, denkt, er hat Eier, und fragt die Andern: „Wer ist im Stand und best dem Vogel dort oben die Eier aus dem Nest, ohne daß es der Vogel merkt? Der Heister, wie eine Katze, klettert

hinan, naht sich leise dem Nest, kehrt langsam ein Kuckuck unten drein, läßt ein Ei ein nach dem andern in die Hand fallen, sticht das Nest wieder zu mit Moos und bringt die Eier. — „Aber wer dem Vogel die Eier wieder unterlegen kann,“ — sagte leicht der Frierder, „ohne daß es der Vogel merkt!“ Da kletterte der Heiner den Baum hinan, aber der Frierder kletterte ihm nach, und während der Heiner dem Vogel langsam die Eier untersetzte, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frierder dem Heiner langsam die Hosen ab, ohne daß es der Heiner merkte. Da gab es ein groß Gelächter, und die beiden Andern saßen: „Der Frierder ist der Meister.“ Der reiche Dieter aber sagte: „Ich lebe schon, mit euch kann ich's nicht zutisch thun, und wenn's einmal zu bösen Häusern geht und der Unrechte kommt über uns, so ist's mir nimmer Angst für euch, aber für mich.“ Als amg er fert, wurde wieder eheulich, und lebte mit seiner Frau arbeitsam und häuslich. Im Spätjahr, als die zwei Andern noch nicht lang auf dem Hofmarkt ein Kuckuck ge-
 heiblen hatten, besuchten sie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe: denn sie hatten gehört, daß er ein Schwein geschlachtet, und wollten ein wenig Aht geben, wo es liegt. So hing in der Kammer an der Wand. Als sie fert waren sagte der Dieter: „Frau, ich will das Zäuslein in die Küche tragen und die Mulde drauß toden, seufz ist es Morgen nimmer unser.“ In der Nacht kommen die Diebe, brechen, so leise sie können, die Mauer durch, aber die Peute war nicht mehr da. Der Dieter merkt etwas, steht auf, geht um das Haus und sieht nach. Unterdessen schleicht der Heiner um das andere Ed herum ins Haus bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Mannes Stimme an, und sagt: Frau, die San ist nimmer in der Kammer. Die Frau sagt: Schwäg nicht so einfältig? Daß du sie nicht selber in die Küche unter die Mulde getragen? Ja so, sagte der Heiner, drum bin ich halb im Schlaf, und ging, holte das Schwein und trug es unbeschrien fort, wußte

in der finstern Nacht nicht, wo der Bruder ist, dachte, er wird schon kommen an den bestellten Platz im Wald. Und als der Dieter wieder ins Haus kam und nach dem Sänlein greifen will, „Krau,“ rief er, „seht haben's die Galgenstricke doch geholt.“ Allein, so geschwind gab er nicht gewonnen, sondern setzte den Dieben nach, und als er den Heiner einholte (er war schon weit vom Hause weg) und als er merkte, daß er allein sey, nahm er schnell die Stimme des Frierers an und sagte: „Bruder, laß seht mich das Sänlein tragen, du wirst müde seyn.“ Der Heiner meint, es sey der Bruder und gibt ihm das Schwein, sagt, er wolle vorausgehen in den Wald und ein Feuer machen. Der Dieter aber lebte hinter ihm um, sagte für sich selber: Hab' ich dich wieder, du liebes Sänlein? und trug es heim. Unterdessen irrte der Frierer in der Nacht herum, bis er im Wald das Feuer sah und kam, und fragte den Bruder: „Hast du die Sau, Heiner?“ Der Heiner sagte: „Hast du sie denn nicht, Frierer?“ Da schauten sie einander mit großen Augen an, und hätten kein so prasselndes Feuer von buchernen Spänen gebraucht zum Nachtleben. Aber desto schöner prasselte jetzt das Feuer daheim in Dieters Küche. Denn das Schwein wurde sogleich nach der Heimkunft verbanen, und Kesselfleisch über das Feuer gethan. Denn der Dieter sagte: „Krau, ich bin hungrig, und was wir nicht beizeiten essen, holen die Schweine doch.“ Als er sich aber in einen Winkel legte und ein wenig schlummerte, und die Krau lebte mit der eisernen Gabel das Fleisch herum, und schaute einmal nach der Seite, weil der Mann im Schlaf so seufzte, kam eine zugespitzte Stange langsam durch das Kamin herab, spießt das beste Stück im Kessel an, und zog's herauf; und als der Maan im Schlaf immer ängstlicher winkelte, und die Krau immer eifriger nach ihm sah, kam die Stange zum zweitenmal; und als die Krau den Dieter weckte: „Mann, seht wollen wir aufrichten,“ da war der Kessel leer, und wär' ebenfalls kein großes Feuer nöthig gewesen.

zum Nachsehen. Als sie aber beide schon im Begriffe waren, burgaria ins Bett zu gehen, und dachten: Will der Heuler das Säulein heben, so können wir's ja doch nicht heben, da kamen die Diebe vom Dach herab, durch das Loch der Mauer in die Kammer, und aus der Kammer in die Stube, und brachten wieder, was sie geraubt hatten. Jetzt ging ein fröhliches Leben an. Man aß und trank, man scherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es sey das letztmal, und war unter Tinge, bis der Mond im letzten Viertel über das Häuflein wegging und zum zweitenmal im Dorf die Hühner krächten, und von weitem der Hund des Wegzegers bellte. Denn die Stradritzer waren auf der Spur, und als die Frau des rothen Fiedler sagte: „Jetzt ist's einmal Zeit ins Bett,“ kamen die Stradritzer von wegen des gehobenen Häufleins und holten den Hundescheiner und den Hundesfiedler in den Thurm und in das Gefängnis.

Suwarow.

Der Mensch muß eine Herrschaft über sich selber ausüben können, sonst ist er kein braver und achtungswürdiger Mensch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch thun, aber nicht einmal für allemal, sondern immer. Der russische General Suwarow, den die Türken und Persen, die Italiener und die Schweizer wohl kennen, der hielt ein scharfes und strenges Kommando. Aber was das Bornehmste war, er stellte sich unter sein eigenes Kommando, als wenn er ein Anderer, und nicht der Suwarow selber wäre, und sehr oft mußten ihm seine Adjutanten dies und jenes in seinem eigenen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte. Einmal war er während aufgebracht über einen Zeisigen, der im Dienst etwas versehen hatte, und fing schon an,

ihn zu prüfeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wolle dem General und dem Soldaten einen guten Riech erweisen, eilte herbei und sagte: „Der General Suwarow hat befohlen, man solle sich nie vom Horn übernehmen lassen.“ Sogleich ließ Suwarow nach und sagte: „Wenn's der General befohlen hat, so muß man gehorchen.“



Rlein und Groß.

In Asien, in dem Gebirge Taurus und an andern Orten lebt eine Art von wilden Schafen, Argali genannt, die sind sehr groß.
Hebel, Schaylanlein.

hart und eben, und haben sehr große Hörner. Wenn ein solches Thier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was gewissen geschieht, so kommt es den dortigen Hühnlein zu gut. Diese haben alsdann nicht nöthig, einen Bau in die Erde zu graben, meinen, das Horn sey wegen ihnen da, schlupfen hinein, und wohnen darin. Werüber muß man sich mehr verwundern, über die großen Hörner, oder über die kleinen Hühner?

Die kleinsten Vögel, die man kennt, heißen Kolibri. Sie sind in Südamerika daheim, haben wunderschöne Farben von Gold- und Zuberblau, legen Eilein, so nicht größer sind, als eine Erbse, und werden nicht mit Schwerten gefressen, sondern mit kleinen Sandförmeln, weil sonst nichts Ganges an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt eine Spinne, die ist so groß, daß sie diese armen Thierlein wie Mäusen fängt und auffängt. Doch das weiß der geneigte Leser schon, denn er ist ein belehener Mann.

Andern Reichthum stößt der Herr Kämmergeier seiner Nachbarschaft ein, der in den Tyroler und Schweizergebirgen daheim ist. Denn mit seinen ausgepannten Flügelu bedeckt er eine Länge von 8 bis 9 Fuß, und ist stark genug, Gämien, Ziegen und Kinder anzupacken, zu überwältigen und davon zu tragen.

Der größte unter allen Vögeln, die fliegen können, ist der Rentier, ein Pandemann des Kolibri. Dieser mißt mit ausgepannten Flügelu 14 Fuß, seine Flügeladern sind vorne fingerdick, also daß man schön Aratim damit schreiben könnte, und das Mauschen seiner Flügel gleich einem fernem Donner.

Aber der allergrößte Vogel ist der Strauß in den Wüsteneien von Arabien und Afrika, der aber wegen seiner Schwere und wegen der Kürze seiner Arme gar nicht fliegen kann, sondern immer muß auf der Erde bleiben. Doch trägt er seinen Kopf 9 bis 10 Fuß hoch in der Luft, kann weit herum schauen, und könnte, wie ein guter Freund, neben einem Reiter auf seinem Koss herlaufen und

mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache verlaßt wären.

In Asien lebt eine Art von Hirschen, Awerghirschlein genannt, deren Hirschlein sind fingerlang, und so dünn, wie der Stiel einer söltnischen Tabakerpfeife. Das Spitzmäuselein, ebenfalls in Asien, wiegt ein halbes Oncentlein, und ist das kleinste unter allen bekannten Thieren, die auf vier Beinen gehen und ihre Zungen fängen. Der Elephant aber ist 12 bis 14 Fuß hoch, 15 bis 17 Fuß lang, wiegt seine 7000 Pfund: nur ein fleißiger Schüller soll mir ausrechnen: wie viel Spitzmäuselein müßte man haben, die zusammen so schwer sind als ein einziger Elephant?

Das kleinste Thierlein auf der Erde hat auch mit dem stärksten Vergrößerungsglas wohl noch kein Mensch gesehen. Aber das größte ist der Wallfisch, der bis zu einer Länge von 120 Fuß wachsen kann, und seine 1000 Centner und darüber wiegt.

In den fabelhaften Zeiten hat man geglaubt, daß es eine ganze Nation von Menschen gebe, die von dem Boden weg nur zwei Fuß hoch seyen. Der Völcenprophet Mahomet aber behauptete einmal, er habe den Erzengel Gabriel gesehen, und es sey von seinem rechten Auge über den Katenwinkel bis zum linken ein Zwischenraum von 70,000 Tagreisen.

Hohes Alter.

In Schottland gibt es Leute, welche sehr alt werden. Ein Reisender begegnete einmal einem betagten Sechzigjahr, welcher schluchzte. Auf die Frage, was ihm fehle, sagte dieser, der Vater habe ihm eine Ohrfeige gegeben. Das kam dem Fremden fast ungläublich vor, daß ein Mann von solchen Jahren noch einen Vater

am Leben und noch unter seiner Fucht stehen soll. Als er ihn aber nach der Ursache dieser Ehrfurcht fragte, so sagte der Sechziger: drum habe er den Großvater schier fallen lassen, als er ihm habe sollen ins Bett helfen. Als das der Fremde hörte, ließ er sich von dem Mann ins Haus führen, ob es auch so sey, wie er sagte. Ja, es war so. Der Rube war 62 Jahre alt, der Vater 96, und der Großvater 130. Und der Fremde sagte nachher, als er es wieder erzählte, es werde einem ganz kurios zu Muthe, wenn man so 288 unter drei Söhnen bei einander sehe.

Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne.

Der Kaiser Napoleon brachte seine Jugend als Zögling in der Kriegsschule zu Brienne zu, und wie? Das lehrten in der Folge seine Kriege, die er führte, und seine Thaten. Da er gerne Obst aß, wie die Jugend es liebt, so bekam eine Obsthändlerin daselbst manchen schönen Pagen von ihm zu lesen. Hatte er je einmal kein Geld, so borgte sie. Bekam er Geld, so bezahlte er. Aber als er die Schule verließ, um nun als kenntnißreicher Soldat auszuübten, was er dort gelernt hatte, war er ihr doch einige Thaler schuldig. Und, als sie das letztmal ihm einen Teller voll saftiger Pfirsiche oder süßer Trauben brachte, „Peste,“ sagte er, „jezt muß ich fort und kann Euch nicht bezahlen. Aber Ihr sollt nicht vergessen seyn.“ Aber die Obstfrau sagte: „O reizen Sie wegen dessen ruhig ab, lieber junger Herr. Wen erhalte Sie gesund, und mache aus Ihnen einen glücklichen Mann.“ — Allein auf einer solchen Laufbahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jezt betrat, kann doch auch der beste Kopf so etwas vergessen, bis zuletzt das erkenntliche Gemüth ihn wieder daran erinnert. Napoleon wird in kurzer Zeit

General, und erobert Italien. Napoleon geht nach Egypten, wo einst die Kinder Israels das Zieglerhandwerk trieben, und liefert ein Treffen bei Nazareth, wo vor 1800 Jahren die hochgeliebte Jungfrau wohnte. Napoleon lebte mitten durch ein Meer voll feindlicher Schiffe nach Frankreich und Paris zurück, und wird erster Consul. Napoleon stellt in seinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe und Ordnung wieder her, und wird französischer Kaiser, und noch hatte die gute Obstfrau in Brienne nichts, als sein Wort: „Ihr sollt nicht vergessen seyn!“ Aber ein Wort noch immer so gut als baares Geld, und besser. Denn als der Kaiser in Brienne einmal erwartet wurde, er war aber in der Stille schon dort, und mag wohl sehr gerührt gewesen seyn, wenn er da an die vorige Zeit dachte und an die jetzige, und wie ihn Gott in so kurzer Zeit und durch so viele Gefahren unverfehrt bis auf den neuen Kaiserthron geführt hatte, da blieb er auf der Gasse völlig stille stehen, legte den Finger an die Stirne, wie Einer, der sich auf etwas besinnt, nannte bald darauf den Namen der Obstfrau, erkundigte sich nach ihrer Wohnung, die ziemlich hauffällig war, und trat mit einem einzigen treuen Begleiter zu ihr hinein. Eine enge Thüre führte ihn in ein kleines, aber reinliches Zimmer, wo die Frau mit zwei Kindern am Kamin kniete und ein sparsames Abendessen bereiteete.

„Kann ich hier etwas zur Erfrischung haben?“ so fragte der Kaiser. — „Ei ja!“ erwiderte die Frau, die Melonen sind reif, und holte eine. Während die zwei fremden Herren die Melone verzehrten, und die Frau noch ein paar Weiser an das Feuer legte, „kennt Ihr den Kaiser auch, der heute hier seyn soll?“ fragte der Eine. Er ist noch nicht da, antwortete die Frau, er kommt erst. Warum soll ich ihn nicht kennen? Manden Teller und manches Stübchen voll Obst hat er mir abgekauft, als er noch hier in der Schule war. — „Hat er denn auch alles ordentlich bezahlt?“ — Ja freilich, er hat alles ordentlich bezahlt. Da sagte zu ihr der fremde

Denn: „Frau, ihr geht nicht mit der Wahrheit um, oder Ihr müßt ein schlechtes Gedächtniß haben. Für's erste, so kennt Ihr den Kaiser nicht. Denn ich bin's. Für's andere hab' ich Euch nicht so deutlich bezahlt, als Ihr sagt, sondern ich bin Euch zwei Thaler schuldig oder etwas:“ und in diesem Augenblick zählte der Begleiter auf den Fingern eintausend und zweihundert Franken, Kapital und Zins. Die Frau, als sie den Kaiser erkannte, und die Geldstücke auf dem Tisch klingen hörte, fiel ihm zu Füßen und war vor



Freude und Schrecken und Dankbarkeit ganz außer sich, und die Kinder schienen auch einander an, und wissen nicht, was sie sagen sehen. Der Kaiser aber befahl nachher, das Haus niederzureißen, und der Frau ein anderes an den nämlichen Platz zu bauen. „In diesem Hause,“ sagte er, „will ich wohnen, so oft ich nach Vienne komme, und es soll meinen Namen führen.“ Der Frau aber versprach er, er wolle für ihre Kinder sorgen.

Wirklich hat er auch die Töchter derselben ehrenvoll verheiratet, und der Zehn ward auf kaiserliche Kosten in der nämlichen Stadt erzeugt, aus welcher der Kaiser selber ausgegangen ist.

Das Bombardement von Kopenhagen.

In der ganzen gefahrvollen Zeit von 1789 an, als ein Land nach dem andern entweder in die Revolution oder in einen blutigen Krieg gezogen wurde, hatte sich das Königreich Dänemark theils durch seine Lage, theils durch die Weisheit seiner Regierung den Frieden erhalten. Sie lebte Niemand zu lieb und Niemand zu leid, dachte nur darauf, den Wohlstand der Untertanen zu vermehren, wurde deswegen von allen Mächten in Ehren gehalten. Als aber im Jahr 1807 der Engländer sah, daß Rußland und Preussen von ihm abgegangen sey, und mit dem Feind Frieden gemacht habe, und daß die Franzosen in allen Häfen und festen Plätzen an der Ostsee Meister sind, und die Sache schlimm gehen kann, wenn sie auch noch sollten nach Dänemark kommen, sagte er I in Wert, sondern ließ eine Flotte auslaufen, und Niemand wußte wohin. Als aber die Flotte im Sund und an der dänischen Küste und vor der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen stand, und alles sicher und ruhig war, so machten die Engländer Bericht nach Kopenhagen hinein: „Weil wir so gute Freunde zusammen sind, so gebt uns gutwillig bis zum Frieden Eure Flotte, damit sie nicht in des Feindes Hände kommt, und die Festung. Denn es wäre uns entsetzlich leid, wenn wir Euch müßten die Stadt über dem Meer zusammen schießen.“ Als wenn ein Bürgermann oder Bauer mit einem andern einen Prozeß hat, und kommt in der Nacht mit seinen Knechten einem Nachbar vor das Bette und sagt: „Nachbar, weil ich mit meinem Gevattermann einen Prozeß habe, so müßt Ihr mir bis Ausgang der Sache Eure Kasse in meine Verwahrung geben, daß mein Gegenpart nicht kann darauf zu den Advokaten reiten, sonst zünd' ich Euch das Haus an, und müßt mir erlauben, daß ich an der Strafe mit meinen Knechten in Euer Ackerfeld stehe, auf daß, wenn der Gevattermann auf seinem eigenen Kess

zum Gefacericht reiten will, so verrenn' ich ihm den Weg." Der Nachbar sagt: „Laßt mir mein Haus unangezündet! Was geben mich Eure Händel an?" Und so sagten die Dänen auch. Als aber der Engländer fragte: Wollt ihr gutwillig oder nicht? und die Dänen sagten: „Nein, wir wollen nicht gutwillig!" so stieg er mit seinen Vantungsstruppen aus Ufer, rückte immer näher gegen die Hauptstadt, richtete Patterien auf, führte Kanonen drein, und sagte am 2. September nach dem Frieden von Tilsit, jetzt sey die letzte Frist. Allein alle Einwohner von Kopenhagen und die ganze dänische Nation sagten: „Das Petragen des übermüthigen Feindes sey unerhört, und es wäre eine Schande, die der Welt nicht abwaschen könnte, sich durch Forderungen schrecken zu lassen und in seine ungerechten Aertierungen einzuwilligen. Nein!" Da fing das fürchterliche Geräch an, das über diese arme Stadt im Schicksal beschloßen war. Denn von Abends um sieben Uhr an hörte das Schießen auf Kopenhagen, mit 72 Mörsern und schweren Kanonen, die ganze Nacht hindurch zwölf Stunden lang nimmer auf; und ein Satan, Namens Congreve, war dabei, der hatte ein neues Zerstörungsmittel erfunden, nämlich die sogenannten Brandraleten. Das ist ungefähr eine Art von Röhren, die mit brennbaren Materien angefüllt werden und vorne mit einem kurzen spizigen Pfeil versehen sind. Im Schuß entzündet sich die Materie, und wenn nun der Pfeil an etwas hinfährt, wo er Habung hat, so bleibt er stecken, manchmal wo Niemand zukommen kann, und die Feuermaterie zündet an, was brennen kann. Auch diese Brandraleten flogen die ganze Nacht in das arme Kopenhagen hinein. Kopenhagen hatte damals 4000 Häuser, 85,966 Einwohner, 22 Kirchen, 4 königliche Schulen, 22 Krankenspitäler, 30 Armenhäuser, einen reichen Handel und viele Fabriken. Da kann man denken, wie mancher schöne Dachstuhl in dieser aufstwellen Nacht zerschmettert wurde, wie mancher bange Mutterberg sich nicht zu helfen wußte, wie manche

Wunde blutete, und wie die Stimme des Gebets und der Verzeihung, das Sturmgeläute und der Kanonendonner durch einander ging. Am 3. September, als der Tag kam, hörte das Schießen auf und der Engländer fragte, ob sie noch nicht wollten gewonnen geben. Der Kommandant von Kopenhagen sagte: Nein. Da fing das Schießen Nachmittags um vier Uhr von Neuem an, und dauerte bis den 4. September Mittags fort, ohne Unterlaß und ohne Barmherzigkeit. Und als der Kommandant noch nicht wollte Ja sagen, fing Abends das Feuer wieder an, und dauerte die ganze Nacht bis den 5. des Mittags. Da lagen mehr als 300 schöne Häuser in der Asche; ganze Kirchthürme waren eingestürzt und noch überall wüthete die Flamme. Mehr als 8000 Pürger waren schon getödtet und mehrere schwer verwundet. Ganz Kopenhagen sah hier einer Plankstätte oder einem Steinhaufen, da einem Lazareth und dort einem Schlachtfeld gleich. Als endlich der Kommandant von Kopenhagen nirgends mehr Rettung noch Hülfe und überall nur Untergang und Verderben sah, hat er am 7. September kapitulirt, und der Kronprinz hat's nicht einmal gelobt. Das Erste war, die Engländer nahmen die ganze Seeflotte von Kopenhagen in Besitz und führten sie weg: 18 Linienchiffe, 15 Fregatten und mehrere kleinere bis auf eine Fregatte, welche der König von England ehemals dem König von Dänemark zum Geschenk gemacht hatte, als sie noch Freunde waren. Diese ließen sie zurück. Der König von Dänemark schickte sie ihnen aber auch nach, und will nichts Geschenktes mehr zum Andenken haben. Im Land selbst und auf den Schiffen hausten die Engländer als böse Feinde, denn der Soldat weiß nicht, was er thut, sondern denkt: wenn sie es nicht verdient hätten, so führte man keinen Krieg mit ihnen. Zum Glück dauerte ihr Aufenthalt nicht lang; denn sie schifften sich am 19. Oktober wieder ein, und fuhren am 21. mit der dänischen Flotte und dem Raub davon, und der Congreve ist unterwegs ertrunken, und

hat Frau und Kinder nimmer gesehen. Von dem an hielten die Dänen gemeinschaftlich mit den Franzosen, und Kaiser Napoleon wollte nicht eher mit den Engländern Frieden machen, als bis sie die Schiffe wieder zurückgegeben und Kopenhagen bezahlt hätten. Dieß ist das Schicksal von Dänemark, und die Freunde der Engländer sagen, es sey nicht so schlimm gemeint gewesen, Andere aber sagen, es hätte nicht können schlimmer seyn, und die Dänen meinen's auch.

Unglück in Kopenhagen.

Das sollte man nicht glauben, daß eine Granate, die in den unglücklichen Septembertagen 1807 nach Kopenhagen geworfen wurde, noch im Juli 1808 losgehen werde. Zwei Knaben fanden sie unter der Erde. Einer von ihnen wollte sie mit einem Nagel von dem anhängenden Grunde reinigen. Plötzlich gerieth sie in Brand, zerbrach, tödtete den einen auf der Stelle, nahm dem andern die Peine weg und zerquetschte der Mutter, die mit einem Säugling an der Brust sorglos zusah, den Arm. Dieß lehrt vorsichtig seyn mit allen Granaten und Bombenfugeln.

Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf.

In Frankreich ist ein Departement, heißt Gersbügel. In diesem Departement befindet sich eine kleine Landschaft, genannt Sautien (mußt lesen Zott). Diese Landschaft bekam im März des Jahres

1807 einen schlimmen Feind von einem reisenden Thier, wie man noch keines dazwischen gesehen hatte, hier zu Lande auch nicht. Es hatte Aehnlichkeit mit einem Wolf, wird auch einer gewesen seyn. Doch hatte es eine längere Schwanz als ein gemeiner Wolf, war lang und mager und mit langen dunkelgrünen Haaren besetzt. Diese grausame und blutgierige Pestie wüthete mehrere Tage lang zum Schrecken der Einwohner in dem Lande herum, griff Menschen und Thiere an, wagte sich sogar am 30. März am hellen Tag auf der Landstraße an die Reisenden, zerriss einen Genscribirten, zerfleischte zwei Mägdelein und einen Knaben und blieb selbige Nacht nahe bei dem Hause eines Landmannes, Namens Machin, im Gebüsche übernacht. Der gute Machin, der an eine solche Schildwache vor seinem Hause nicht dachte, ging des Morgens früh um drei Uhr, als es noch ganz finster war, aus dem Hause. Da hörte er etwas rauschen im Gebüsch, glaubte, es sey die Kage, die sich vor einigen Tagen verlaufen hatte, und rief seiner Frau, die Kage sey da. Aber im nämlichen Augenblicke springt das Unthier wüthend auf ihn los. Er wirft es zurück. Es kommt wieder, stellt sich auf die Hinterfüße, drückt ihn zwei Schritte weit an die Wand zurück und packt ihn mit einem Rachen voll scharfer starker Zähne wüthend an der linken Brust. Vergebens sucht er sich loszumachen. Das Thier legt immer tiefer seine Zähne ein und verurtheilt ihm die entsetzlichsten Schmerzen. Da umfaßt es der verzweifte und starke Machin mit beiden Armen, drückt es fest an sich, ringt mit ihm, bis er es im Hause hat, wirft sich mit ihm auf einen Tisch, so daß das Thier unten lag, und rief seiner Frau, daß sie ein Licht anzünde. Aber Frau und Kinder wagten es nicht, sich zu nähern, und das Thier biß sich immer tiefer und tiefer in die Brust des unglücklichen Mannes ein, bis endlich die älteste Tochter von 22 Jahren sich ermannete und mit einem Ruch und einem Messer herbeieilte. Der Vater drückt, so stark er kann, mit seinem Körper auf das Thier, zeigt ihr mit

der linken Hand, wo sie hineinstechen müsse, daß das Ungeheuer sicher gerichtet werde. Noch biß sich die Pestie immer tiefer und tiefer ein, während die Tochter den süßlichen und glücklichen Stich that und ein paar mal das Messer in der Wunde umkehrte. Aber jetzt schied das heiße schwarze Blut wie ein Strom aus der tödtlichen Wunde hervor, das Thier fing an die Augen zu vertreiben, und es war ihm nicht, als wenn es noch viele Puben und Mägdlein zerreißen wollte. Aber erst nachdem es sich völlig verblutet hatte, war man im Stande, die Brust des braven Machin von ihm los zu machen, so fest hatte es sich mit seinen mörderischen Nähen eingehauen. Trauf wurde das Unthier vollends todtege schlagen und verlegt. Machin aber hatte noch lange an seiner Brust zu leiden und zu heilen, und sagt, er wolle sein Lebenlang dran denken.

Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers.

Eines Tages reiste ein junger Engländer auf dem Postwagen zum erstenmal in die große Stadt London, wo er von den Menschen, die daselbst wohnten, seinen einzigen kannte, als seinen Schwager, den er besuchen wollte, und seine Schwester, welche des Schwagers Frau war. Auch auf dem Postwagen war neben ihm Niemand, als der Condukteur, das ist, der Aufseher über den Postwagen, der auf Alles Acht haben und an Ort und Stelle über die Briefe und Pakete Het und Antwort geben muß; und die zwei Reiselameraden dachten damals nicht daran, wo sie einander das nächstemal wieder sehen würden. Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London an. In dem Posthause konnte der Fremde nicht übernachten bleiben, weil der Postmeister daselbst ein vornehmer Herr ist und nicht werthet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jüngling

in der ungeheuer großen Stadt, bei stockfinsterner Nacht, so wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stednadel. Da sagte zu ihm der Condukteur: „Junger Herr, kommt Ihr mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach Pondou komme, bei einer Verwandten ein Stüblein, wo zwei Betten stehen. Meine Waise wird Euch schon beherbergen, und morgen könnt Ihr Euch alsdann nach Eures Schwagers Haus erkundigen, wo Ihr's besser finden werdet.“ Das ließ sich der junge Mensch nicht zweimal sagen. Sie tranken bei der Frau Waise noch einen Krug englisches Bier, aßen eine Knackwurst dazu und legten sich dann schlafen. In der Nacht kam dem Fremden eine Nothdurft an, und mußte hinaus gehen. Da war er schlimmer dran als noch nie. Denn er reufte in seiner dormaligen Nachtherberge, so klein sie war, so wenig Bericht, als ein paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Condukteur auch wach und sagte ihm, wie er gehen müsse, links und rechts und wieder links. „Die Thüre,“ fuhr er fort, „ist zwar verschlossen, wenn Ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüssel verloren. Aber nehmt in meinem Kodelerlath mein großes Messer mit und schiebt es zwischen dem Thürlein und dem Pfosten hinein, so springt inwendig die Kalle auf. Geht nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Thüre rauschen, und zieht etwas an, die Nacht ist kalt.“ Der Fremde erwachte in der Geschwindigkeit und in der Finsterniß das Kammet des Condukteurs, statt des seinen, zog es an und kam glücklich an den Platz. Denn er schlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Kaut zu kurz genommen hatte, so daß er mit der Nase an ein Eck aufstieß, und wegen des hitzigen Biers, das er getrunken hatte, entsetzlich blutete. Allein, ob dem starken Blutverlust und der Verblüthung bekam er eine Schwäche und schlief ein. Der nachsfertige Condukteur wartete und wartete, wußte nicht, wo sein Schlafkamerad so lange bleibt, bis er auf der Gasse

einen Arm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilt's, der arme Mensch ist an die Hausthüre kommen, ist auf die Gasse hinausgegangen und gepreßt worden.“ Denn wenn die Enkelkinder viel Voss auf ihre Schiffe brauchen, so gehen unversehens bestellte starke Männer Nachts in den gemeinen Wirthshäusern, in verdächtigen Häusern und auf der Gasse herum, und wer ihnen das um in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange: Landsmann, wer bist du? oder Landsmann, wer sendst du? sondern machen kurzen Prozeß, schleppen ihn — gern oder ungern — fort auf die Schiffe, und Gott befehlen! Solch eine nächtliche Menschenjagd nennt man Preissen, und deswegen sagte der Centenieur: „Was gilt's, er ist gepreßt worden!“ — In dieser Angst brang er eilig auf, warf seinen Rock über um sich und eilte auf die Gasse, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gasse und zwei Gassen weit dem Varmen nachgegangen war, fiel er selber den Pressern in die Hände, wurde auf ein Schiff geschleppt — ungern — und den andern Morgen weiters. Weg war er. Nachher kam der junge Mensch im Hause wieder zu sich, eilte, wie er war, in sein Pette zurück, ohne den Schlafkameraden zu vermissen, und schlief bis in den Tag. Unterdessen wurde der Centenieur, um acht Uhr, auf der Post erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Postbedienter abgeschickt, ihn zu suchen. Der fand keinen Centenieur, aber einen Mann mit klumpigem Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes offenes Messer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauschte die Themse. Da fiel ein böser Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Centenieur ermordet und in das Wasser geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn visitirte und in den Taschen des Hamsels, das er noch immer an hatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbelannten silbernen Fischeastring des Centenieurs am Riemen befestigt, da war es um den armen Jüngling

geschoben. Er betraf sich auf seinen Schwager — man kannte ihn nicht; auf seine Schwester — man wusste nichts von ihr. Er erzählte den ganzen Vorgang der Sache, wie er selber sie wusste. Aber die Plutrichter sagten: „Das sind blane Rebel, und Ihr werdet gehenkt.“ Und wie gesagt, so geschah, noch am nämlichen Nachmittag nach engläntrischem Recht und Brauch. Mit dem engläntrischen Brauch aber ist es so: weil in London der Spitzbuben viele sind, so macht man mit denen, die gehenkt werden, kurzen Prozess, und bestimmen sich nicht viele Leute darum, weil man's oft sehen kann. Die Missethäter, so viel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen gesetzt und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den bösen Nagel ein, fährt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die schönen Gesellen jayren und schaut nicht um. Allein in England ist das Hängen nicht so schimpflich wie bei uns, sondern nur tödtlich. Deshalb kommen nachher die nächsten Verwandten des Missethätters und ziehen so lange unten an den Beinen, bis der Herr Vetter oben erstickt. Aber unserm Fremdling that Niemand diesen traurigen Dienst der Liebe und Freundschaft an, bis Abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte, und im Vorbeigehen nach dem Galgen schaute. Da fiel die Frau, mit einem lauten Schrei des Entsetzens, in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unser Bruder!“ Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bei der bekannten Stimme seiner Schwester die Augen nieder aufschlug und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch, und das Ehepaar, das vorüber ging, war die Schwester und der Schwager. Der Schwager aber, der ein entschlossener Mann war, verlor die Besinnung nicht, sondern dachte in der Stille auf Rettung. Der Platz war entlegen, die Leute hatten sich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein paar beherzte und

vertraute Purche, die nahmen den Geheften mir nichts dir nichts ab, als wenn sie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeschrien in des Schwaegers Haus. Dort ward er in wenig Stunden wieder zu sich gebracht, bekam ein kleines Fieber und wurde unter der lieben Pflege seiner getrösteten Schwester bald wieder völlig gesund. Eines Abends aber sagte der Schwager zu ihm: Schwager! Ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn Ihr entdeckt werdet, so könnt Ihr noch einmal gehängt werden, und ich dann. Und wenn auch nicht, so habt Ihr ein Halsband an Eurem Hals getragen, das für Euch und Eure Verwandten ein schlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für Euch sorgen. Das sah der gute Jüngling ein, ging bei der ersten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff und kam nach 80 Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit schwerem Herzen wieder an das Ufer stieg, und als er eben bei sich selber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menschen entgegen führte, der mich kennt;“ siehe da kam in armelhafter Schiffsfleidung der Contakteur. Aber



so groß sonst die Freude des unverhofften Wiedersehens an einem solchen fremden Orte ist, so war doch hier der erste Willkomm schlecht genug. Denn der Contrabbandier, als er seinen Mann erkannte, ging er mit geballter Faust auf ihn los: „Wo führt Euch der Böse her, verdammter Nachtläufer? wißt Ihr, daß ich wegen Euch bin gepreßt worden?“ Der Engländer aber sagte: „Goddam, Ihr vermaledeiter Heberall und Nirgends, wißt Ihr, daß man wegen Euch mich gehängt hat?“ Der nach aber gingen sie mit einander ins Wirthshaus zu den drei Kronen in Philadelphia und erzählten sich ihr Schicksal. Mit der jungen Engländer, der in einem Handlungshaus gute Geschäfte machte, ruhte nachher nicht, bis er seinen guten Freund loskaufen und wieder nach London zurück schicken konnte.

Nach ein unschuldig Gehenkter.

Folgende unglückliche Begebenheit hat sich auf dem Speßart zgetragen. Mehrere Knaben hielten mit einander an einer Pergalbe unten an dem Walde das Vieh ihrer Eltern oder Meister. In der Langweile trieben sie allerlei und abtun unter einander, wie dieses Alter zu thun pflegt, die Handlungen und Geschäfte der erwachsenen Menschen spielend nach. Eines Tages sagte der Eine von ihnen: „Ich will der Dieb seyn.“ — „So will ich das Oberamt seyn,“ sagte der Zweite. Seyd Ihr die Hartschiere,“ sagte er zum Dritten und Vierten, „und du bist der Henker,“ sprach er zum Fünften. Gut! Der Dieb stiehlt einem seiner Kameraden heimlich ein Messer und setzt sich auf flüchtigen Fuß; der Bestohlene klagt beim Oberamt; die Hartschiere streifen im Revier, attrapiren den Dieb in einem hohen Baum und liefern ihn ein. Der Richter

vernichtet ihn zum Tode. Unterdeffen hört man im Wald einen Schuss fallen: Hundgebell erhebt sich. Man achtet's nicht. Der Heuler wußt dem Malefizanten kurz und gut einen Strich um den Hals und heult ihn im Unverstand und Leichtsinne an einen Ast hängen an einem Farnstamm, also daß er mit den Füßen gar nicht kann die Erde berühren, denkt, ein paar Augenblicke kann er's schon aushalten. Plötzlich rauscht es im dürrn Laub im Wald; es knackt und knackt im dichten Gebüsch; ein schwarzer, wilder Eber dreht zettig und blühend aus dem Wald hervor und läuft über den Nichtsdaß. Die Hirtenbuben, denen es obnebin halb zu Muthe war, als ob es doch nicht ganz recht wäre, mit einer so ernsthaften und beenglichen Sache Mutwillen zu treiben, erschrecken, meinen, es sey der böse Feind, vor dem uns Gott behüte, laufen vor Angst davon, einer von ihnen ins Dorf und erzählt, was geschehen sey. Aber als man kam, um den Gehentken abzulösen, war er erstickt und todt. Dief ist eine Warnung. Das Oberamt und die Hofschiere kamen nachher auf drei Wochen ins Ruchthaus, und der Heuler auf sechs. Daß aber der Eber soll der schwarze Feind gewesen seyn, hat sich nicht bestätigt. Denn er wurde von den nachziehenden Jägern erlegt und zum Kerstamt geliefert; der Schwarze aber befindet sich noch am Leben.

Der Kehrut.

Zum schwäbischen Kreiscontingent kam im Jahr 1795 ein Kehrut, der ein schöner wohlgewachsener Mann war. Der Offizier fragte ihn, wie alt er sey. Der Kehrut antwortete: „Einundzwanzig



Jahr. Ich bin ein ganzes Jahr lang krank gewesen, heuſt wär' ich
zweimundzwanzig."

Böſer Markt.

In der großen Stadt Venden und rings um ſie her gibt es
außerordentlich viel gute Narren, die an anderer Vende Geld oder
Sachbren oder koſtbaren Hingerringen eine kindiſche Freude haben
und nicht ruhen, bis ſie dieſelben haben. Dieß bringen ſie zumweg
manchmal durch Liſt und Betrug, noch öfter durch kühnen Angriff,
manchmal am hellen lichten Tag und an der offenen Landſtraße.
Einem gerathet es, dem andern nicht. Der Aerklermeiſter zu Venden
und der Scharfrichter wiſſen davon zu erzählen. Eine ſeltſame Ge-
ſchichte beſegnete aber eines Tags einem vernunten und reichen Mann.
Der König und viele andere große Herren und Frauen waren an

einem schönen Sommertage in einem großen königlichen Garten versammelt, dessen lange gewundene Gänge sich in der Ferne in einem Wald verloren. Viele andere Personen waren auch zugegen, denen es nicht auf einen Gang und auf ein paar Stunden ankam, ihren geliebten König und seine Familie froh und glücklich zu sehen. Man aß und trank, man spielte und tanzte; man ging spazieren in den schönen Gängen und zwischen dem rustenden Reisengebüsch paar weise und allein, wie es sich traf. Da stellte sich ein Mensch, wohl gekleidet, als wenn er auch dazu gehörte, mit einer Pistole unter dem Rock, in einer abgelegenen Gegend an einen Baum, wo der Garten an den Wald gränzt, dachte, es wird schon Jemand kommen. Wie gesagt, so geschehen, kommt ein Herr mit funkelndem Fingerring, mit klingenden Uhrenketten, mit diamantnen Schnallen, mit breitem Ordensband und goldenem Stern, will spazieren gehn im kühlen Schatten, und denkt an nichts. Indem er an nichts denkt, kommt der Gefelle hinter dem Baum hervor, macht dem guten Herrn ein beiseitiges Compliment, zieht die Pistole zwischen dem Rock und Kamisel heraus, richtet ihre Mündung auf des Herrn Brust und bittet ihn höflich, keinen Lärm zu machen, es brauche Niemand zu wissen, was sie mit einander zu reden haben. Man muß übel dran sein, wenn man vor einer Pistole steht, weil man nicht weiß, was drin steckt. Der Herr dachte vernünftig: Der Leib ist kostbarer als das Geld: lieber den Ring verlieren, als den Finger, und versprach zu schweigen. „Gnädiger Herr,“ fuhr jetzt der Gefelle fort: „wären Euch Eure zwei goldenen Uhren nicht feil für gute Bezahlung? Unser Schulmeister richtet die Uhr alle Tage anders, man weiß nie, wie man dran ist, und an der Sonnenuhr sind die Zahlen verwischt.“ Will der reiche Herr wohl oder übel, so muß er dem Hallunken die Uhren verkaufen für ein paar Stüber oder etwas, wofür man kaum ein Schöpplien trinken kann. Und so handelt ihm der Spitzbube Ring und Schnallen und Ordensstern



und das goldene Herz, das er vorne auf der Brust im Hemde hatte, Stück für Stück ab um schlechtes Geld, und immer mit der Pistole in der linken Hand. Als endlich der Herr dachte: „Jetzt bin ich absolviert, Gottlob!“ fing der Spitzbube von Neuem an: „Gnädiger Herr, weil wir so gut mit einander zurecht kommen, wollest Ihr mir nicht auch von meinen Waaren etwas abhandeln?“ Der Herr denkt an das Sprüchwort, daß man müsse zu einem bösen Markt ein gutes Gesicht machen und sagt: „Laßt sehen!“ Da zog der Bursche allerlei Kleinigkeiten aus der Tasche hervor, die er vom

Zweihundertkrämer gekauft, oder auch schon auf einer ungewaschenen Bank gekündet hatte, und der gute Herr mußte ihm Alles ablaufen, Stück für Stück um theures Geld. Als endlich der Spigbube nicht mehr als die Pistole übrig hatte und sah, daß der Herr noch ein paar schöne Dublonen in dem grünen seidenen Geldbeutel hatte, sprach er noch: „Gnädiger Herr, wollet Ihr mir für den Rest, den Ihr da in den Händen habt, nicht die Pistole ablaufen? Sie ist vom besten Büchsenmacher in London, und zwei Dublonen unter Weidern werth.“ Der Herr dachte in der Ueberraschung: „Du dummer Dieb!“ und kauft die Pistole. Als er aber die Pistole gekauft hatte, lehnte er den Stiel um und sprach: „Nun halt, saubere Gelelle, und geh' augenblicklich voraus, wohin ich dich heißen werde, oder ich schieße dich auf der Stelle todt.“ Der Spigbube aber nahm einen Sprung in den Wald und sagte: „Schießt herzhaft los, gnädiger Herr, sie ist nicht geladen.“ Der Herr brühte ab, und es ging wirklich nicht los. Er ließ den Ladestock in den Lauf fallen, und es war kein Körnlein Pulver darin. Der Dieb aber war unterdessen schon tief im Wald, und der vornehme Engländer ging soamreth zurück, daß er sich also habe in Schrecken setzen lassen, und dachte an Vieles.

Die Kometen.

Der geachtete Vater ist nun bereits ein ganz anderer Mann, als vor kurzer Zeit, und wenn jetzt einmal im wilden Mann oder in den drei Mönigen von den Planeten die Rede ist, und der Mars wird genannt, oder die Juno, oder der Jupiter, oder der Saturn, oder der Uranus, so kann er auch ein Wort mit sprechen bei seinem Schöpferlein, und ist nicht schuldig zu stehen,

daß er's aus dem Hausfreund hat. Der Hausfreund verlangt's nicht.

Jetzt kommen wir zu den Kometsternen.

Von den Kometsternen wäre nun viel zu sagen, weil man nicht viel von ihnen weiß. Allein der Hausfreund hat nie damit umgehen können, den Leuten etwas anzubinden, zum Exempel einen Bären, und will sich deswegen kurz fassen, und Alles in einer Predigt abthun, ob es gleich nicht nur eiff Kometsterne gibt, wie man nur von eiff Planeten weiß, sondern schon viel mehr als 400 seit undenklichen Zeiten entdeckt und beobachtet worden sind.

Ein solcher Kometstern ist nun allemal eine sehr merkwürdige Erscheinung, wenn er so auf einmal unangemeldet und unbeschieden am Himmel sichtbar wird, und da steht, und sagt kein Wort, zumal ein solcher, wie im Jahr 1680, der viermal so groß schien als der Abendstern, oder 146 Jahr vor Christi Geburt, der größer soll angesehen haben als die Sonne, oder im Jahr 1769, dessen Schweif durch den vierten Theil des Himmels reichte, oder wenn gar zwei zugleich erscheinen, was auch schon geschehen ist. Es ist also dann allemal, als wenn der liebe Gott einen Sternseher, ich will sagen, den rheinischen Hausfreund, also anredete: „Weinst du, daß du jetzt fertig seyst und die Sterne des Himmels alle kennest? Sieh, da ist auch noch einer, den du noch nie gesehen hast, und wirst jetzt erst nicht wissen, was du daraus machen sollst.“ Andere Leute aber schauen das Wundergestirn auch mit Begierde und Staunen an, und die Mutter zeigt es dem Kind und sagt: „Sieh, wie wunderbar die göttliche Allmacht ist!“

Solche Kometsterne nun sind einander nicht alle gleich, auch der nämliche, so lang man ihn beobachten kann, verändert oft sein Aussehen, sie sind bald heller, bald trüber, bald größer, bald kleiner, rund und edig, näher oder weiter von uns entfernt. Der Komet im Jahr 1770 war dabey dreizehnmal größer als der Mond, ob

man ihn gleich wegen der weiten Entfernung hier zu Land nicht dafür anseheben hat. Einer im Jahr 1680 war hundertundsechzigmal näher bei der Sonne, als die Erde bei ihr ist. Einer im Jahr 1770 war siebenmal weiter von der Erde weg als der Mond. Einige sind so weit entfernt oder so klein, daß nur wir Sternliebhaber und Kalendarmacher mit unsern Perpektiven sie entdecken können; andere kann man ohne Zweifel gar nicht sehen, weil sie zu weit entfernt sind, oder bei Tag am Himmel stehen.

Die Kometsterne haben viel Aehnliches mit den Planeten und treiben sich eben so wie sie um die Sonne herum. Aber sie sind auch wieder sehr von den Planeten verschieden. Sie werden nur selten sichtbar — sie haben keine so feste und kernhafte Masse als die Erde oder andere Planeten — sie sind mit einem schönen leuchtenden Schweif geziert. — Sie bedeuten ein großes Unglück.

Zage ersiens, sie erscheinen viel seltener, als die Planeten, die alle Tage am Himmel auf- und untergehen, denn sie sind nicht immer so nahe bei der Sonne oder bei uns, wie die Planeten. Nein, sondern sie sind rechte Nachtläufer und scheuen sich nicht in die Arme zu gehen, wie manches Mutterkind sich schent. Wenn so ein Stern einmal um die Sonne herum ist, und hat sich an ihr erwärmt, und einen kräftigen Sommer gehabt, so zieht er in einer langen langen Linie hinweg und in seinen Winter hinaus, weiß Niemand wohin. Wenn er alsdann 30 oder 100 oder viele hundert Jahre lang immer weiter und weiter hinweg gezogen ist, und es fällt ihm ein, so kehrt er wieder um, damit er sich wieder einmal an die lieben Sonne recht erwärmen kann, und braucht wieder eben so viel Zeit zu seiner Herreise, und selten Einer, der ihn zum erstenmal gesehen hat, wartet's aus, bis er wieder kommt, sondern legt sich schlafen, und bekümmert sich nachher nichts mehr darum. Es ist aufgeschrieben, daß ein Komet im Jahr 1456, einer im Jahr 1531, einer im Jahr 1607, einer im Jahr 1682

gestanden sey. Weil nun immer von einer Zeit zur andern ein Zwischenraum von ungefähr 76 Jahren, etwas mehr oder weniger, verfloßen war, so behauptete ein gelehrter Mann Namens Halley, es sey allemal der nämliche gewesen, und er müßte längstens bis Anno 1759 wieder kommen, was auch richtig geschehen ist, und so muß er ungefähr im Jahr 1830 ebenfalls wieder erscheinen. Der Hausfreund will's seinem Nachfolger überlassen, den geneigten Leser bis dorthin wieder daran zu erinnern. Ebenso behauptete einst ein anderer Gelehrter, der Kometstern von 1532 und 1661 sey der nämliche, und müßte deshalb im Jahr 1790 wieder kommen, ist aber doch ausgeblieben.

Sage zweitens, der Kometstern hat keine so feste Masse, wie die Erde oder ein anderer Planet. Einige sehen aus wie ein bloßer Dunst, also, daß man durch sie hindurch die andern Sternlein will sehen können, die hinter ihnen stehen. Andere sind zwar schon etwas dichter, haben aber doch das Ansehen, als wenn nicht Alles daran recht an einander hänge, sondern viel leere Zwischenräume da wären. Einige Gelehrte wollen jedoch behaupten, daß ein solcher Komet auf seiner langen Reise, wenn ihm unterwegs kein Hügelland begegnet, immer dichter werden, und zuletzt die völlige Natur und Eigenschaft eines Planeten annehmen könne. Unsere Erde könne wohl auch einmal eine bloße Dunstfugel von viel tausend Meilen im Umfang gewesen seyn, hernach sey sie immer wässriger werden, dann habe sich das feste Land angelegt, das Land und das Wasser habe sich geschieden, und sey zuletzt das drans werden, was sie jetzt ist. Aus Respekt vor der himmlischen Allmacht mischt sich der Hausfreund nicht in diesen Streit.

Sage drittens, die Kometsterne sind mit einem schönen leuchtenden Schweif geziert, aber nicht alle. Einige zum Beispiel haben rings um sich bloß einen Strahlenschein, als wenn sie mit leuchtenden Haaren eingefaßt wären, wie in den großen Bibeln die Köpfe

der heiligen Evangelisten und Apostel ausleihen, und Johannes des Täufers. Hat aber ein solcher Stern einen Schweif, so hat er allemal das Ansehen eines Dunstes, der von Strahlen erhellt ist. Man kann hinter ihm immer die Sterne sehen, an denen er vorbei zieht, er ist immer etwas gebogener, wird bald größer, bald kleiner, heller und bleicher. Er ist nie auf der Seite des Kometen, die gegen der Sonne steht, sondern allemal auf der entgegengesetzten. Zerst weiß man noch nicht für gewiß, was es mit ihm für eine Veranlassung hat. Dem Hausfreund will manchmal vorkommen, es sey nur der Schein von Sonnenstrahlen, die durch den dunstigen oder wässerigen Kometen hindurch fallen. Der geachtete Leser beliebe aber verständig zu seyn mit diesem Geheimniß, denn es wissen's noch nicht viele Leute.

Sage viertens, der Komet bedeutet ein Unglück. Man darf sich's damit rechnen, entweder es entsteht innerhalb Jahresfrist ein Krieg oder ein Erdbeben, oder es gehen ganze Städte und Königreiche unter, oder es stirbt ein mächtiger Monarch, oder es geschieht sonst etwas, werau Niemand eine Freude haben kann. Dieß ist aber nicht so zu verstehen, als wenn der Komet das Unglück herbeifüge, oder deswegen erdichene, um wie ein Postreiter es anzuzeigen. Nein, der Komet weiß nichts von uns. Er kommt, wenn seine Stunde da ist. Man kann ihn auf den andern Planeten eben so gut sehen, als auf der Erde. Wir aber da unten, mit unsern Freuden und Freuden, mit unsern Herzen voll Furcht und Hoffnung, mit unsern Gärten und Kirchhöfen, sind in Gottes Hand. Allein es geschieht auf dem weiten Erdencrund, irgendwo, diesseits oder jenseits des Meeres, alle Jahre so gewiß ein großes Unglück, daß riesenhoch, welche aus einem Kometen Schlimmes prophezeien, gewinnen Spiel haben, er mag kommen, wann er will. Gerade als wenn ein schauer Gesell in einem großen Dorf oder Marktflecken in der Neujahrsnacht auf der Straße stünde und nach den

Sternen schaute und sagte: „Ich sehe kuirlose Sachen da oben, dieses Jahr stirbt Jemand im Dorf.“ Der geneigte Leser darf nur an die letzten 20 Jahre zurück denken, an die Revolutionen und Freiheitsbäume hin und wieder, an den plötzlichen Tod des Kaisers Leopold, an das Ende des Königs Ludwig des Sechzehnten, an die Ermordung des türkischen Kaisers, an die blutigen Kriege in Deutschland, in den Niederlanden, in der Schweiz, in Italien, in Polen, in Spanien, an die Schlachten bei Austerlitz und Cotta, bei Esking und Wagram, an das gelbe Fieber, an die Pesten und Viehsenden, an die Feuersbrünste in Kopenhagen, Stockholm und Constantinopel, leider, wenn von 1789 bis 1810 alle Jahre ein anderer Komet, ja sechs auf einmal am Himmel erschienen wären, es wäre keiner von ihnen mit Schimpf bestanden.

So viel von den Kometen. Die Sterne, welche nächsten sollen beschrieben werden, bedeuten insgesamt Frieden und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz.

Der silberne Löffel.

In Wien dachte ein Offizier: Ich will doch auch einmal im rothen Ochsen zu Mittag essen, und geht in den rothen Ochsen. Da waren bekannte und unbekannte Menschen, Vornehme und Mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der Eine viel, der Andere wenig. Man sprach und disputirte von dem und jenem, zum Exempel von dem Steintregen bei Stannern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat. Das sind dem geneigten Leser bekannte Sachen, denn er erfährt durch den Hansesemil alles ein Jahr früher, als andere Leute. — Als nun das Essen fast vorbei

war, Einer und der Andere trank noch eine halbe Maas Ungarwein zum Ausprobiren, ein anderer drehte Kügelchen aus weichem Brod, als wenn er ein Brotbeker wär', und wollte Pillen machen, ein Dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel oder mit dem silbernen Vöfel, — da sah der Offizier von ungefähr zu, wie Einer, in seinem grünen Rocke, mit dem silbernen Vöfel spielte, und wie ihn der Vöfel auf einmal in den Rockärmel hineinschlüpfte und nicht wieder heraus kam.

Ein Anderer hätte gedacht: was geht's mich an? und wäre still dazu gewesen, oder hätte großen Lärm angefangen. Der Offizier dachte: Ich weiß nicht, wer der grüne Vöfelschütz ist, und was es für einen Vertrag geben kann, und war mannsstill, bis der Wirth kam und das Geld einzog. Als der Wirth kam und das Geld einzog, nahm der Offizier auch einen silbernen Vöfel und steckte ihn zwischen zwei Knopflöcher im Rocke, zu einem hinein, zum andern hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn sie den Vöfel mitbringen, aber keine Suppe. — Während dem der Offizier seine Rechnung bezahlte, und der Wirth schaute ihm auf den Rock, dachte er: „Das ist ein kurioser Verdienstort, den der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Namen mit einer Krebsuppe hervor gethan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen silbernen Vöfel bekommen hat, oder ist's gar einer von meinen eigenen?“ Als aber der Offizier dem Wirth die Rechnung bezahlt hatte, sagte er mit ernsthafter Miene: „Und der Vöfel acht ja drein. Nicht wahr? Die Rechnung ist theuer genug dazu.“ Der Wirth sagte: „So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn Ihr keinen Vöfel dabei habt, so will ich Euch einen Patentvöfel schenken, aber meinen silbernen laßt mir da.“ Da stand der Offizier auf, klopfte dem Wirth auf die Achsel und lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht, sagte er, ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt Ihr Euern Vöfel wieder aus dem Ärmel



heraus, grüner Herr, so will ich meinen auch wieder vergeben.“ Als der Föffelschütz merkte, daß er verrathen sey, und daß ein ehrliches Auge auf seine unehrliche Hand gesehen hatte, dachte er: Lieber Spaß als Genuß, und gab seinen Föfel ebenfalls her. Also kam der Wirth wieder zu seinem Eigenthum, und der Föfel lachte auch — aber nicht lange. Denn als die andern Gäste das sahen, sagten sie den verrathenen Dieb mit Schimpf und Schande zum Tempel hinaus und der Wirth sandte ihm den Hansknedt mit einer Handvoll ungebrannter Asche nach. Den wackern Offizier aber bewirthete er noch mit einer Reuteille voll Ungarwein auf das Wohl seyn aller ehrlichen Leute.

Werte: Man muß keine silbernen Eßel kochen.

Werte: Das Recht findet seinen Knecht.

Einträglicher Räthselhandel.

Von Basel führen elf Personen in einem Schiffe den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schälampi wollte, bekam die Erlaubniß, sich in einen Winkel zu setzen und auch mitzufahren, wenn er sich ant aufzuführen und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wollte. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war doch nur noch ein Zwölfskreuzerstück darin, denn das andere war ein messingener Knepf. Flessen ungeachtet nahm er die Erlaubniß dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon Mander auf dem Rhein reich worden.“ Im Anfang und von dem Wirthshaus zum Kopf weg war man sehr geistreich und lustig, und der Jude in seinem Winkel und mit seinem Zwerchschiff an der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie man's manchmal diesen Leuten macht, und verständigte sich daran. Als sie aber schon weit an Bünningen und an der Schusterinsel vorbei waren, und an Wärlt nur an dem Rheimer Aich und St. Veit vorbei, wurde Einer nach dem Andern still und gähnten und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder Einer anfang: „Mausche, sing er an, weicht du nicht, daß uns die Zeit vergeht? Deine Väter müssen doch auch ant allerlei gedacht haben in der langen Wüste. — Jetzt, dachte der Jude, ist es Zeit, das Schällein zu scheeren, und schlug vor, man sollte sich in der Reihe herum allerlei kitzelige Fragen verlegen, und er wollte mit Erlaubniß auch mit halten. Wer sie nicht beantwortet kann, soll dem Aufgeber ein Zwölfskreuzerstück bezahlen, wer sie

gut beantwortet, soll einen Kröfser bekommen. Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu belustigen liebten, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der Erste: „Wie viel weidgeschessene Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen?“ — Alle sagten, das sey nicht zu errathen und bezahlten ihre Kröfser. Aber der Jude sagte: „Eins, denn wer Ein Ei gegessen hat, ist das zweite nimmer nüchtern.“ Der Kröfser war gewonnen.

Der Andere dachte: Wart' Jude, ich will dich aus dem neuen Testament fragen, so soll' mir dein Kröfser nicht entgehen. „Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Kerinther geschrieben?“ Der Jude sagte: „Er wird nicht bei ihnen gewesen seyn, sonst hätt' er's ihnen mündlich sagen können.“ Wieder ein Kröfser.

Als der Dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut be-
schlagen sey, fing er's auf eine andere Art an: „Wer zieht sein
Geschäft in die Länge und wird doch zu rechter Zeit fertig?“ Der
Jude sagte: „Der Seiler, wenn er fleißig ist.“

Der Vierte: „Wer bekommt noch Geld dazu und läßt sich
dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht?“ Der Jude
sagte: „Der Gleicher.“

Unterdessen näherte man sich einem Dorfe, und Einer sagte:
das ist Bamlach. Da fragte der Fünfte: „In welchem Monat
essen die Bamlacher am wenigsten?“ Der Jude sagte: „Im Her-
nung, denn der hat nur 28 Tage.“

Der Sechste sagt: „Es sind zwei leibliche Brüder, und doch
ist nur einer davon mein Vetter.“ Der Jude sagte: „Der Vetter
ist Eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht Euer Vetter.“

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragte der Siebente:
„Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen? Der
Jude sagte: „Die kleinsten.“

Der Richte fragt: „Wie kann einer zur Sommerzeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so hoch scheint?“ Der Jude sagt: „Wo kein Schatten ist, muß er abhauen und zu Aufse gehen.“

Fragt der Kennte: „Wenn Einer im Winter von Basel nach Bern reist und hat die Handschuhe vergessen, wie muß er's an greifen, daß es ihn nicht in die Hand friert?“ Der Jude sagt: „Er muß aus der Hand eine Haut machen.“

Fragt der Gebote: „Warum schließt der Käser in die Käßer?“ Der Jude sagt: „Wenn die Käßer Thüren hätten, könnte er auch recht hineingehen.“

Nun war noch der Giltie übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eier theilen, also daß jeder eins bekomme und doch eins in der Schüssel bleibe?“ Der Jude sagte: „Der Letzte muß die Schüssel sammt dem Ei nehmen, dann kann er es darin liegen lassen, so lange er will.“

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er sich einen guten Jang zu machen. Mit viel Complimenten und sehr überhöflicher Höflichkeit fragte er: „Wie kann man zwei Koriellen in drei Plannen kochen, also daß in jeder Planne Eine Korielle liege?“ Das brachte abermal keiner heraus, und Einer nach dem Andern gab dem Schwärzer seinen Zwölfer.

Der Hausfreund hatte das Herz, allen seinen Lehrern, von Mailand bis nach Kopenhagen, die nämliche Frage aufzugeben, nur wollte ein bößeses Zügel Geld daran verdienen, mehr als am Kalender, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die Giltie verlangten, er sollte ihnen für ihr Geld das Räthsel auch auflösen, wandte er sich lange bedenklich hin und her, suchte die Achsel, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jude,“ sagte er endlich. Die Andern sagten: „Was sollen diese Prälambeln? Herans mit dem Räthsel!“ — „Kobte für ungn!“ — war die Antwort — „daß ich gar ein

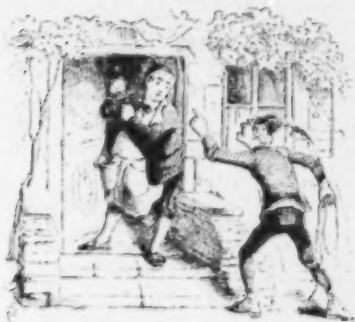
armer Jude hin.“ — Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraus sagen sollte, sie wollten ihm nichts daran abeln nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: „Dah ich's auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer!“

Als das die Andern hörten, machten sie zwar große Augen und meinten, so sey's nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verheissen konnten und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegesährte hatte ihnen von Kleinen Kemo bis nach Scholampi die Zeit verkürzt, so ließen sie es gelten, und der Jude hat aus dem Schiffe getragen — Das soll mir ein fleißiger Schlichter im Kopf ausrechnen: wie viel Gulden und Kreuzer hat der Jude aus dem Schiffe getragen? Einen Zwölfer und einen messingenen Knepf hatte er schon. Eiss Zwölfer hat er mit Straßten gewonnen, eiss mit seinem eigenen Kästlein, Einen hat er würd bezahlt, und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trunkgeld entrichtet.

Des Seilers Antwort.

In Penauwörth wurde zu seiner Zeit ein Koftrieb gehetzt, und der Hansefreund hat schon mandmal gedacht: Wer heut an den Galgen oder heut zu Tag ins Judthaus will, wezu braucht er ein Kof zu stehlen? Kommt man nicht zu Fuß früh genug? Der Penauwörther hat auch geglaubt, der Galgen laufe ihm davon, wenn er nicht reite, und ist das Kof einem ungeschickten Dieb in die Hände gefallen, so fiel der Dieb einem ungeschickten Hentersknecht in die Hände. Denn als ihm dieser das häusene Hanteband hatte angelegt und stieß ihn von der Taster dem Zeigel benneter, undte er auch lange mit den Augen hin und her, als wenn er sich noch ein
 Gebet, Sch. glück. ein.

Wegsein ausfinden wollte in der Menge. Denn unter den Zuschauern waren viele zu Pferd und auf Leiterwägen und dachten; man sieht's besser. Als aber das Volk anfing, laut zu murren, und der ungeschickte Heuler wehnte sich nicht zu bessern, so warf er sich endlich in der Angst an den Gebeulten hin, umfasste ihn mit beiden Armen, als wenn er wollte von ihm Abschied nehmen, und zog mit aller Kraft, damit die Schlinge fest zusammen gehen und ihm den Athem schneiden sollte. Da brach der Strid entzwei und fielen beide mit einander auf die Erde hinab, als wenn sie nie wären doreben gewesen. Der Wüsthüter lebte noch und sein Advokat hat ihn nachher gerettet. Denn er sagte: „Der Malesifant hat nur Ein Koss gehalten, nicht zwei, so hat er auch nur Einen Strid verdient,“ und hat binnen dran viel lateinische Buchstaben und Zahlen gesetzt, wie sie's mochten. Der Heuler aber, als er Nachmittags den Zeiler



lah, fuhr ihn ungeberdig an: „Ist das auch ein Strid gewesen?“ sagte er, „man hätte Euch selber dran denken sollen.“ Der Seiler aber wußte zu antworten: „Es hat mir Niemand gesagt,“ sagte der Seiler, „daß er zwei Scheinen tragen soll. Für Einen war er stark genug, du oder der Keschier.“

Der gekrillte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Bängel doch manchmal auch allerlei Fasten und Krankheiten anzusehen, von denen Gottlob der arme Mann nichts weiß, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Pehusessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Mantelaffen seit zum Fenster hinaus, als aber zu Mittag doch wie einreicher, und die Nachbarn sagten manchmal: Windet's draussen oder schau'nst du Nachbar so? — Den ganzen Nachmittag als und trank er eben so bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachessen anfing. Nach dem Nachessen legte er sich ins Bett und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgelandet oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeherrschbar war, wie ein Wallerast. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich



alle Daaß eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm raten. Er verordnete ganze Heuerreimer voll Mixturen und ganze Schaufen voll Pulver, und Pillen wie Emencier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Aretobele. Aber alle Arzneyen halfen ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Aerzte befohlen, sondern sagte: Zeytre, wessür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Dokter will mich nicht gesund machen für mein Geld? Endlich hörte er von einem Arzt, der hundert Stunden weit wegwohnte, der sey so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschene, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er sich leben lasse. Zu dem Arzt kassie der Mann ein Putrannen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arzney, sondern Käsigkeit und Bewegung, und sagte: Wart, ich will ich bald kurrirt haben. Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird Euch zu heissen seyn, wenn Ihr folgen wollt.

Ihr habt ein böses Thier im Pande, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber süßes Gerste, so dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Höllein reiten, sondern auf des Schuhmachers Kappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Küßt Andere dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüße, Mittags ein Pratzwürstlein dazu, und Nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleischbälllein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Fiech ist mein Rath, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahre den Ausruf nimmer hören, Thut was Ihr wollt!“ Als der Patient so mit ihm reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doctor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heute, und der Thau schien ihm so frisch und die Aehren im Feld so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doctor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ehren brannte, oder das Herzwasser lief mir.“ Als er zum Doctor kam, nahm ihn der

Dokter bei der Hand und sagte ihm: Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt. Da sagte er: Herr Dokter, mir fehlt Gethue nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen. Der Dokter sagte: „Das hat Euch ein guter Weib gerathen, daß Ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Winter ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leib, deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß hingehen und daheim fleißig Holz hacken, das Niemand sieht, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht anschlüpfen, so könnt ihr ein alter Mann werden,“ und lächelte dazu. Aber der reiche Armetling sagte: „Herr Dokter, Ihr seid ein feiner Kauz, und ich verhoff' Euch wohl,“ und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Renzjahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

Wie der Bundeisrieder und sein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich spielen.

Als der Bundeisner und der Bundeisrieder wieder aus dem Thurm kamen, sprach der Heiner zum Arieder: Bruder, wir wollen doch den rothen Dieter besuchen, sonst meint er, wir sitzen ewig in dem kalten Hundsstall beim Herr Vater auf der Herberge. — „Wir wollen ihm einen Streich spielen,“ sagte der Arieder zum Heiner, „ob er's merkt, daß wir es sind.“ Also empfing der Dieter ein Brieflein ohne Unterschrift: „Rothe Dieter, seyd heute Nacht auf Eurer Hut, denn es haben zwei Diebsgesellen eine Wette gethan: Einer will Eurer Frau das Leintuch unter dem Leibe wegholen, und Ihr sollt es nicht hindern können.“ Der Dieter sagte:

„Das sind zwei rechte Spitzbuben aneinander. Der Eine wettet, er wolle das Leintuch holen, und der Andere macht einen Bericht, damit sein Kamerad die Wette nicht gewinnt. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Heiner und der Frieder im Aechtthaus sitzen, so wollt' ich glauben, sie seyen's.“ In der Nacht schlüpfen die Schelme durch das Haussfeldt heran. Der Heiner stellte eine Leiter ans Fenster, also daß der rothe Dieter es wohl hören konnte, und steigt hinauf, schiebt aber einen ausgesterzten Strohmann vor sich her, der auslah wie ein Mensch. Als inwendig der rothe Dieter die Leiter anstellen hörte, stand er leise auf und stellte sich mit einem dicken Bengel neben das Fenster, denn das sind die besten Pistolen, sagte er zu seiner Frau, sie sind immer geladen; und als er den Kopf des Strohmanns heraus wackeln sah, und meinte der sey es, riß er schnell das Fenster auf, und versetzte ihm einen Schlag auf den Kopf aus aller Kraft, also daß der Heiner den Strohmann fallen ließ und einen lauten Schrei that. Der Frieder aber stand unterdessen mansstill hinter einem Pfosten vor der Handthüre. Als aber der rothe Dieter den Schrei hörte, und es war Alles auf einmal still, sagte er: Frau, es ist mir, die Sache sey nicht gut, ich will doch hinunter gehen und schauen, wie es aussieht. Zudem er zur Handthüre hinaus geht, schleicht der Frieder, der hinter dem Pfosten war, hinein, kommt bis vor das Ven, nimmt wieder, wie in der vorigen Erzählung, als sie das Säulein hahlen, des rothen Dieters Stimme an, und es ist wieder eben so wahr. „Frau,“ sagte er mit ängstlicher Stimme, „der Keel ist manotert, und deut nur, es ist des Schulttheißen Sehn. Jetzt gieb mir geschwind das Leintuch, so will ich ihn darin forttragen in den Wald und will ihn dort einscharren, seust gebt's zu bösen Hänfern.“ Die Frau erschrickt, richtet sich auf und gibt ihm das Leintuch. Kaum war er fort, so kommt der rechte Dieter wieder und sagt ganz getrüßet: „Frau, es ist nur ein dummer Pubenstreich gewesen, und der Dieb



ist von Stroh.“ Als aber die Frau ihn fragte, wo hast du denn das Viehrath, und lag auf dem bloßen Sprennerlad, da gingen dem Pieter die Augen auf, und sagte: „Ei ihr vermaledeiten Spitzbuben! Jetzt ist's doch der Frieder gewesen und der Heiner, und kein Hutter.“

Aber auf dem Heimweg sagte der Frieder zum Heiner: „Aber jetzt, Kinder, wollen wir's bleiben lassen. Denn im Zuchthaus ist doch auch alles schlecht, was man bekommt, ausgenommen die

Beißgel, und zum Aeußersten hinaus auf der Vantstraße hat man etwas vor den Augen, das auch nicht ansieht, als wenn man gern dran hängen möchte.“ Alie wurde auch der Frieder wieder ehrlich. Aber der Heiner sagte: „Ich geh's noch nicht anf.“

Der kluge Sultan.

An dem Großsultan der Türken, als er eben an einem Freitag in die Kirche gehen wollte, trat ein armer Mann von seinen Unterthanen mit schmutzigem Bart, zerfetztem Rock und durchlöcher-ten Pantoffeln, schlug ehrerbietig und kreuzweise die Arme übereinander und sagte: „Glaubst du auch, großmächtiger Sultan, was der heilige Propbet sagt?“ Der Sultan, der ein gütiger Herr war, sagte: „Ja, ich glaube, was der Propbet sagt.“ Der arme Mann fuhr fort: „Der Propbet sagte im Alforan: Alle Muselmänner (das heißt, alle Mahomedaner sind Brüder. Herr Bruder, so sey so gut und theile mit mir das Erbe.“ Dazu lächelte der Kaiser und dachte: Das ist eine neue Art ein Almosen zu betteln, und gibt ihm einen Löwenthaler. Der Türke beschaut das Geldstück lang auf der einen Seite und auf der andern Seite. Am Ende schüttelt er den Kopf und sagt: „Herr Bruder, wie komme ich zu einem schwäbischen Löwenthaler, da du doch mehr Silber und Gold hast, als hundert Mantelien tragen können, und meinen Kindern dabeiin werden vor Hunger die Nägel blau, und mir wird nächstens der Mund ganz zusammen wachsen. Heißt das getheilt mit einem Bruder?“ Der gütige Sultan aber hob warnend den Finger in die Höhe und sagte: „Herr Bruder, sey vorsichtig und sage ja Niemand, wie viel ich dir gegeben habe, denn unsere Familie ist groß, und wenn unsere andern Brüder alle auch kommen und verlangen ihr Erbtheil

von mir, so wird's nicht reichen, und du mußt noch herangegeben.“ Das beacht' der Herr Bruder, ging zum Bäckermeister Abu Tienqi und kaufte ein Laiblein Brod für seine Kinder, der Kaiser aber begab sich in die Kirche und verrichtete sein Gebet.

Wie man aus Barmherzigkeit rasirt wird.

In eine Barbierstube kommt ein armer Mann mit einem harten schwarzen Bart, und statt eines Zünglein Brodes bittet er, der Meister soll so gut sein und ihm den Bart abnehmen um Gottes willen, daß er doch auch wieder ansehe wie ein Christ. Der Meister nimmt das schlechteste Messer, wo er hat, denn er dachte: Was soll ich ein gutes daran stummf haden für nichts und wieder nichts? Während er an dem armen Trepfen hadt und schabt, und er doch nichts sagen, weil es ihm der Schinder umsenst thut, heult der Hund auf dem Hof. Der Meister sagt: Was fehlt dem Kopper, daß er so winselt und heult? Der Christenb sagt: Ich weiß nicht. Der Hans Frieder sagt: Ich weiß auch nicht. Der arme Mann unter dem Messer aber sagt: „Er wird vermuthlich auch um Gottes willen barbiert, wie ich.“

Der Birkelschmied.

In einer schwäbischen Reichsstadt galt zu keiner Zeit ein Geley, daß wer sich an einem verheiratheten Manne vergreift und gibt ihm eine Ohrfeige, der muß 5 Gulden Ruhe bezahlen und kommt 24 Stunden lang in den Thurm. Deswegen dachte am Andreastag

ein verarmter Rirkelschmied im Verstädtlein: ich kann doch auf meinen Namenstag ein gutes Mittagessen im goldenen Lamm bekommen, wenn ich schon keinen rothen Heller hier und dabeim habe, und seit zwei Jahren nimmer weiß, ob die bayerischen Thaler rund oder edig sind. Darauf bin läßt er sich vom Lammwirth ein gutes Essen auftragen, und trinkt viel Wein dazu, also daß die Reche zwei Gulden fünfzehn Kreuzer ausmachte; was damals auch für einen wohlhabenden Rirkelschmied schon viel war. Jetzt dachte er, will ich den Lammwirth zornig machen und in Zast bringen. „Das war ein schlechtes Essen, Herr Lammwirth,“ sagte er, „für ein so schönes Geld. Es wundert mich, daß Ihr nicht schon lang ein reicher Mann seyd, wovon ich doch noch nichts habe rühmen hören.“ Der Wirth, der ein Ehrenmann war, antwortete auch nicht glimpflich, wie es ihm der Zorn eingab, und es hatte ihn schon ein paar mal im Arme gefaßt. Als aber der Rirkelschmied zuletzt sagte: „Es soll mir eine Warnung seyn, denn ich habe mein Leben lang gehört, daß man in den schlechtesten Kneipen, wie Euer Haus eine ist, am theuersten gehalten wird,“ da gab ihm der Wirth eine



entsetzte Ehrfurcht, die zwei Dufaten unter Prüdern werth war, und sagte, er soll sehr seigleich seine Fische bezahlen, oder ich lasse Euch durch die Aechte bis in die Verstadt hinaus prügeln. Der Fischehändler aber lächelte und sagte: „Es ist nur mein Spass gewesen, Herr Pammwirth, und Euer Mittagessen war recht gut. Gebt mir nur für die Ehrfurcht, die ich von Euch baar erhalten habe, zwei Gulden fünf und vierzig Kreuzer auf mein Mittagessen heraus, so will ich Euch nicht verklagen. Es ist besser, wir leben im Frieden mit einander als in Feindschaft. Hat nicht Eure selige Frau meiner Schwester Tochter ein Kind aus der Taufe gehoben?“ — In diesen Worten machte der Pammwirth ein paar kuckische Augen: denn er war sonst ein gar unbescholtener und dabei wohlhabender Mann, und wollte lieber viel Geld verlieren, als wegen eines Anechts von der Ehrlichkeit sich strafen lassen, und nur eine Stunde des Thurnhüters Hausmann sein. Deswegen dachte er, zwei Gulden und fünfzehn Kreuzer hat mir der Salunkel schon mit Essen und Trinken abverdient; besser, ich gebe ihm noch zwei Gulden fünf und vierzig Kreuzer drauf, als daß ich das Ganze noch einmal bezahlen muß, und werde beschimpft dazu. Also gab er ihm die 2 fl. 45 kr., sagte aber: „Jetzt kommt mir nimmer ins Hand.“

Drauf sagte man, habe es der Fischehändler in andern Wirthshäusern versucht, und die Ehrfurcht seien noch ein oder zweimal ad pari gehalten, wie die Kaufleute sagen, wenn ein Wechselbrief so viel aus, als das baare Geld, wofür er verschrieben ist. Drauf seien sie schnell auf 50 Prozent herunter gesunken, und am Ende, wie die Assignaten in der Revolution, so unwerth worden, daß man sehr weit durch das ganze Schwabenland hinaus bis an die bayerische Grenze so viele unentgeltlich ausgehen und wieder einnehmen kann, als man ertragen mag.

Heimliche Enthauptung.

Hat der Scharfrichter von Landau früh den 17. Juni seiner Zeit die sechste Bitte des Vater Unfers mit Andacht gebetet, so weiß ich es nicht. Hat er sie nicht gebetet, so kam ein Brieflein von Ranzig am geschicktesten Tag. In dem Brieflein stand geschrieben: „Nachrichter von Landau! Ihr sollt unverzüglich nach Ranzig kommen, und Euer großes Nichtschwert mitbringen. Was Ihr zu thun habt, wird man Euch sagen und wohl bezahlen.“ — Eine Kutsche zur Reise stand auch schon vor der Hausthüre. Der Scharfrichter dachte: „Das ist meines Amtes,“ und setzte sich in die Kutsche. Als er noch eine Stunde bewärts Ranzig war, es war schon Abend, und die Sonne ging in blutrothen Wellen unter, und der Kutscher hielt stille und sagte: Wir bekommen morgen wieder schön Wetter, da standen auf einmal drei starke, bewaffnete Männer an der Strafe, die setzten sich auch zu dem Scharfrichter und versprachen ihm, daß ihm kein Weids widerfahren sollte, aber die Augen müßten Ihr Euch zubinden lassen; und als sie ihm die Augen zugebunden hatten, sagten sie: „Schwager, laß zu.“ Der Schwager fuhr fort, und es war dem Scharfrichter, als wenn er noch gute zwölf Stunden weiter wäre geführt worden, und konnte nicht wissen, wo er war. Er hörte die Nachtenken der Mitternacht; er hörte die Hühner rufen; er hörte die Morgenglocke läuten. Auf einmal hielt die Kutsche wieder still. Man führte ihn in ein Haus und gab ihm eins zu trinken, und einen guten Wurstwecken dazu. Als er sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, führte man ihn weiter im nämlichen Haus, Thür ein und aus, Treppe auf und ab, und als man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einem großen Saal. Der Saal war zwar ringum mit schwarzen Tüchern behängt, und auf den Tischen brannten Wachskerzen. In der Mitte saß auf einem Stuhl eine Person mit entblößtem Hals und mit einer Larve vor

dem Gesicht, und muß etwas in dem Mund gehabt haben, denn sie konnte nicht reden, sondern nur schlucken. Aber an den Wänden standen mehrere Herren in schwarzen Kleidern und mit schwarzem Alex vor den Angesichtern, also daß der Scharfrichter keinen von ihnen erkannt hätte, wenn er ihm in der andern Stunde wieder begegnet wäre, und einer von ihnen überreichte ihm sein Schwert mit dem Hölzl, dieser Person, die auf dem Stühllein saß, den Alex abzubauen. Da ward's dem armen Scharfrichter, als wenn er auf einmal im eisalten Wasser stünde bis über's Herz, und sagte: Das soll man ihm nicht übel nehmen, sein Schwert, das dem Dienste der Gerechtigkeit gewidmet sey, könne er mit einer Werthat nicht entbeihen. Allein einer von den Herren hob ihm aus der Aurne eine Pistole entgegen und sagte: „Entweder, Oder! Wenn Ihr nicht thut, was man Euch heist, so seht ihr den Kirchthurm von Vaudan nimmermehr.“ Da dachte der Scharfrichter an Jean und Minder dabeiin, und wenn es nicht anders seyn kann, sagte er, und ich vergesse unschuldiges Blut, so komme es auf Euer Hamt, und schlug mit einem Hieb der armen Person den Alex vom Roste weg. Nach der That, so gab ihm einer von den Herren einen Beiseutel, worin zweihundert Dublonen waren. Man band ihm die Augen wieder zu, und führte ihn in die nämliche Kutsche zurück. Die nämlichen Personen begleiteten ihn wieder, die ihn gebracht hatten. Und als endlich die Kutsche stille hielt, und er bekam die Erlaubniß auszus steigen und die Binde von den Augen abzulegen, stand er wieder, wo die drei Männer zu ihm eingeseßen waren, eine Stunde weiterwärts Ranzig auf der Straße nach Vaudan, und es war Nacht. Die Kutsche aber fuhr eilig wieder zurück.

Das ist dem Scharfrichter von Vaudan begegnet, und es wäre dem Hausfreunde leid, wenn er sagen könnte, wer die arme Seele war, die auf einem so blutigen Weg in die Ewigkeit hat gehen

müssen. Nein, es hat Niemand erfahren, wer sie war, und was sie gesündigt hat, und Niemand weiß das Grab.

Der Staar von Segringen.

Selbst einem Staaren kann es nützlich seyn, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. — In einem reihförmigen Dorfe, ich will sagen, in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet ist, liest es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Staar, aber der Mensch. In Segringen der Barbier hatte einen Staar, und der wohlbekannte Vehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahnte zulezt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel, so, so, lala; oder par Compagnie (das heißt so viel als: in Gesellschaft mit Andern); oder: wie Gott will; oder: du Despotisch. So titulierte er nämlich insgemein den Vehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Scheermesser am Rücken abzog, anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viele Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Traantwein ausdiente, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Staar warf auch eins von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Vehrjunge rief: Hansel, was machst du?

antwortete er: du Delirant! und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Daniel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die bestimmten Äußerungen wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen und das Wetter schön, da dachte der Staar: ich hab' jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und brach zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufhoben, flog er mit ihnen, denn er dachte: sie wissen die Gelegenheiten hier zu Lande besser als ich. Aber sie flogen unglücklichweise alle miteinander in ein Garn. Der Staar sagte: wie Gott will. Als der Vogelfänger kommt und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, drehte ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Fingerringe wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen;“ als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelfänger erschraf anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen; und als er sagte: Ei Daniel, hier hätte ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge? Da antwortete der Daniel: „par Compagnie.“ Also brachte der Vogelfänger den Staar seinem Herrn wieder, und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Anspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Daniel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passiert einem Staaren selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumstänkern, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Compagnie in die Schlinge gerathen und nunmehr heraus kommen.

Wie man in den Wald schreit, also schreit es dorans.

Ein Mann, der etwas gleich sah, aber nicht viel Complimente machte, kommt in ein Wirtshaus. Alle Gäste, die da waren, zogen höflich den Hut oder die Kappe vor ihm ab, bis auf einen, der ihn nicht kommen sah, weil er gerade die Stiche zählte, die er im Mariaschen von seinem Nachbar gewonnen hatte. Und als er eben das Herzasth durch die Finger schob und sagte: zwei und fünfzig und eilf sind drei und sechzig, und bemerkte immer den Fremden noch nicht, der etwas gleich sah, fragte ihn der Fremde: „Herr, für was seht Ihr mich an?“ Der Gast sagte: „Für einen honetten Mann: was weiß ich von Euch?“ Der Fremde sagte: „Das dankt Euch ein Anderer.“ Da stand der Gast vom Spieltisch auf und fragte: „Für was sieht denn der Herr mich an?“ Der Fremde sagte: „Für einen Kegel.“ Darauf sagte der Gast: „Das danke dem Herrn auch ein Anderer. Ich merke, daß wir einander beide für den Unrechten angesehen haben.“ Als aber die andern Gäste merkten, daß doch auch in einem feinen Rock ein grober Mensch stecken könne, setzten sie alle die Hüte wieder auf, und der Fremde konnte nichts machen, als ein andermal manierlicher seyn.

Die falsche Schätzung.

Reiche und vornehme Leute haben manchmal das Glück, wenigstens von ihren Bedienten die Wahrheit zu hören, die ihnen nicht, leicht ein Anderer sagt.

Einer, der sich viel auf seine Person und auf seinen Werth und nicht wenig auf seinen Kleiderstaat einbildete, als er sich eben

in einer Decken angezogen hatte und sich mit seinen fetten rothen Backen im Spiegel beschaute, dreht er sich vom Spiegel um und fragt seinen Kammerdiener, der ihn von der Seite her wohlgefällig beschaute: „Nun, Tharke,“ fragt er ihn, „wie viel mag ich wohl werth sein, wie ich da stehe?“ Der Tharke machte ein Gesicht,



als wenn er ein halbes Königreich zu schätzen hätte, und drehte lang die rechte Hand mit ausgestreckten Fingern so her und so hin. „Doch auch fünfhundert und fünfzig Gulden,“ sagte er endlich,

„weil doch heut zu Tag alles theurer ist, als sonst.“ Da sagte der Herr: „Du dummer Kerl, glaubst du nicht, daß mein Gewand, das ich anhab, allein seine fünfhundert Gulden werth ist?“ Da trat der Kammerdiener ein paar Schritte gegen die Stubenthüre zurück und sagte: „Verzeiht mir meinen Irrthum, ich hab's etwas höher angeschlagen, sonst hätte ich nicht so viel herausgebracht.“

Das letzte Wort.

Zwei Eheleute in einem Dorf an der Donau, bewährte Alm, lebten mit einander, die waren nicht für einander gemacht, und ihre Ehe ward nicht im Himmel geschlossen. Sie war verschwenkerisch und hatte eine Zunge wie ein Schwert; er war lara, was nicht etwa in den eigenen Mund und Magen ging. Kannte er sie eine Vergenderin, so schimpfte sie ihn einen Knicker, und es kam nur auf ihn an, wie oft er seinen Ehrentitel des Tags hören wollte. Denn wenn er hundertmal in einer Stunde Vergenderin sagte, sagte sie hundert und einmal: Du Knicker, und das letzte Wort gehörte allemal ihr. Einmal singen sie es wieder mit einander an, als sie ins Bett gingen, und sollen's getrieben haben bis früh um fünf Uhr, und als ihnen zuletzt vor Müdigkeit die Augen zu fielen und ihr das Wort auf der Zunge einschlafen wollte, liegte sie sich mit den Kägeln in den Arm und sagte noch einmal: Du Knicker! Darüber verlor er alle Liebe zur Arbeit und zur Häuslichkeit und lief fort, sobald er konnte, und wohin? Ins Wirthshaus. Und was im Wirthshaus? Zuerst trinken, darnach spielen, endlich saufen, anfänglich um baares Geld, zuletzt auf die Kreide. Denn wenn die Frau nichts zu Rathe hält und der Mann nichts erwirbt, in einer solchen Tasche darf schon ein Loch sein, es fällt

nichts heraus. Als er aber im rothen Heflein den letzten Hauch gekostet hatte und leunt' ihn nicht bezahlen, und der Wirth schrieb seinen Namen und seine Schuld, sieben Gulden ein und fünfzig Kreuzer, an die Stubentbür, und als er nach Hans kam und die Frau erblickte, „Nichts als Schimri und Schande hat man von dir, du Vergaenderin,“ sagte er zu ihr. „Und nichts als Unehre und Verdruß hat man von dir, du Säuser, du der und jener, du Knicker,“ sagte sie. Da stieg es schwarz und grimmig in seinem Herzen auf, und die zwei bösen Geister, die in ihm wohnten, nämlich der Zorn und der Hauch, sagten zu ihm: „Wirf die Bestie in die Denau.“ Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Wart, ich will dir zeigen, du Vergaenderin (du Knicker sagte sie ihm drauf),



ich will dir schon zeigen, wo du hingehörst, und trug sie in die Denau. Und als sie schon mit dem Mund im Wasser war, aber die Ohren waren noch oben, rief der Unmensch noch einmal, du Vergenderin. Da hob die Frau noch einmal die Arme aus dem Wasser empor und drückte den Nagel des Daumens auf den Nagel des linken, wie man zu ihm pflegt, wenn man einem gewissen Thierlein den Tod anthut, und das war ihr letztes. — Dem geneigten Leser, der auf Recht und Gerechtigkeit hält, wird man nicht sagen dürfen, daß der unbarmherzige Mörder auch nimmer lebt, sondern er ging heim und heulte sich noch in der nämlichen Nacht an den Pfaffen.

Gutes Wort, böse That.

In einem edelmännischen Dorf trifft ein Bauer den Herrn Schulmeister im Felde an. „Ist's noch Euer Ernst, Schulmeister, was Ihr gestern den Kindern zergalbert habt: so dich Jemand schlägt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar?“ Der Herr Schulmeister sagt: „Ich kann nichts davon und nichts dazu thun. Es steht im Evangelium.“ Also gab ihm der Bauer eine Ohrfeige und die andere auch, denn er hatte schon lange einen Verdruß auf ihn. Zudem reitet in einiger Entfernung der Edelmann vorbei und sein Jäger. „Schau doch nach, Joseph, was die zwei dort mit einander haben.“ Als der Joseph kommt, gibt der Schulmeister, der ein starker Mann war, dem Bauer auch zwei Ohrfeigen und sagte: „Es steht auch geschrieben: Mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. Ein voll gerüttelt und überflüssig Maß wird man in Euern Schooß geben;“ und zu dem letzten Sprüchlein gab er ihm noch ein halbes Dugend



raum. Da kam der Joseph zu seinem Herrn zurück und sagte: „So hat nichts zu bedeuten, gnädiger Herr, sie legen einander nur die heilige Schrift aus.“

Merke: Man muß die heilige Schrift nicht auslegen, wenn man's nicht versteht, am allerwenigsten so. Denn der Edelmann ließ ten Bauern noch selbige Nacht in den Thurm werfen auf sechs Tage, und dem Herrn Schulmeister, der mehr Verstand und Respekt vor der Bibel hätte haben sollen, gab er, als die Winterschule ein Ende hatte, den Abschied.

Der geduldige Mann.

Ein Mann, der eines Nachmittags müde nach Hause kam, hätte gern ein Stück Butterbrot mit Schnittlauch darauf gegessen, oder etwas von einem geräucherten Buz. Aber die Frau, die im

Haus ziemlich der Meister war und in der Küche ganz, hatte den Schlüssel zum Mäckenkästlein in der Tasche und war bei einer Freundin auf Besuch. Er schickte daher die Wags und den Knecht, eins um das andere, die Frau soll heim kommen oder den Schlüssel schicken. Sie sagte allemal: „Ich komm' gleich, er soll nur ein wenig warten.“ Als ihm aber die Geduld immer näher zusammen ging, und der Hunger immer weiter auseinander, trägt er und der Knecht das verchloffen Mäckenkästlein in das Haus der Freundin.



wo seine Frau zum Beind war, und sagte zu seiner Frau: „Frau, sey so gut und schließ' mir das Kästlein auf, daß ich etwas zum Abendessen nehmen kann, sonst halt' ich's nimmer aus. Alle lachte die Frau und schnitt ihm ein Stücklein Brod herab und etwas vom Aug.

Der schlaue Mann.

Einem Andern, als er das Wirthshausesfen bis nach Mitternacht anfang, schloß einmal die Frau Nachts um zehn Uhr die Thüre zu und ging ins Bett, und wollte er wohl oder übel, so mußte er unter dem Bienenstand im Garten über Nacht seyn. Den andern Tag, was thut er? Als er ins Wirthshaus ging, hob er die Hausthüre aus den Kleben und nahm sie mit, und früh um ein Uhr, als er heim kam, hängt er sie wieder ein und schloß sie zu, und seine Frau hat ihn nimmer ausgegeschlossen und ist ins Bett gegangen, sondern hat ihn nachher mit Liebe und Sanftmuth geheßert.

Der Heiner und der Brassenheimer Müller.

Eines Tages saß der Heiner ganz betrübt in einem Wirthshaus und dachte daran, wie ihn zuerst der rothe Dieter und darnach sein eigener Bruder verlassen haben, und wie er jetzt allein ist. „Nein, dachte er, es ist bald keinem Menschen mehr zu trauen, und wenn man meint, es sey einer noch so ehrlich, so ist er ein Spigbube.“ Untertessen kommen mehrere Gäste in das Wirthshaus und ninken Neuen, und wißt Ihr auch, sagte Einer, daß der Hundelheimer im Land ist und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und die Schreiber stehen auf dem Anstand? Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es kenne ihn Einer und jetzt sey er verurtheilt. Ein Anderer aber sagte: „Es ist wieder einmal ein blinder Vögel. Sieht nicht der Heiner und sein Bruder zu Wellenstein im Ruchthaus?“ Trüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Brassenheimer Müller mit rothen Pansbacken

und kleinen freundlichen Augen daher geritten. Und als er in die Stube kam und thut den Kameraden, die bei dem Neuen sitzen, Bescheid und hört, daß sie von dem Hundelheimer sprechen, sagt er: „Ich hab' schon so viel von dem Hundelheimer erzählen gehört. Ich möcht' ihn doch auch einmal sehen.“ Da sagte ein Anderer: „Nehmt Euch in Acht, daß Ihr ihn nicht zu früh zu sehen bekommt. Es geht die Rede, er sey wieder im Land.“ Aber der Müller mit seinen Pansbacken sagte: „Nab! ich komm' noch bei guter Tageszeit durch den Fridstädter Wald, dann bin ich auf der Landstraße, und wenn's fehlen will, geb' ich dem Schimmel die Sporen.“ Als das der Heiner hörte, fragte er die Wirthin, was bin ich schuldig, und geht fort in den Fridstädter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelsuhr ein lahmer Mensch. Gebt mir für ein Käsperlein Eure Krücke, sagte er zu dem lahmen Soldaten. Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut schreien möchte, wenn ich drauß treten muß. Im nächsten Dorf, wo Ihr abgeladen werdet, macht Euch der Wagner eine neue. Also gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwei betrunkene Soldaten an ihm vorbei und singen das Reiterlied. Wie er in den Fridstädter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Ast, setzt sich ungefähr sechs Schritte davon weg, an die Straße, und zieht das linke Bein zusammen, als wenn er lahm wäre. Drüber kommt auf stattlichem Schimmel der Müller daher trittirt und macht ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?“ Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, sagt der Heiner mit kläglicher Stimme: „Wolltet Ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit thun an einem armen lahmen Mann. Zwei betrunkene Soldaten, sie werden Euch wohl begegnet seyn, haben mir all mein Almosen abgenommen und haben mir aus Bosheit, daß es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert, und sie ist an

den Aesten hängen blieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wolltet Ihr nicht so gut sein und sie mit Eurer Peitsche herabzwicken?" Der Müller sagte: „Ja, sie sind mir bezeuget an der Waldrippe. Sie haben gefungen: So herzig, wie mein Eisel, ist halt nichts auf der Welt!" Weil aber der Müller auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baume mußte, so stieg er von dem Fels ab, um die Brücke herabzuzwicken. Als er aber an dem



Baum war und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schwimmel, gibt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon. „Nacht Euch das Gehen nicht verdrießen,“ rief er dem Müller zurück, „und wenn Ihr heim kommt, so richtet Eurer Frau einen Gruß aus von dem Hundelheiner!“ Als er aber eine Viertelstunde nach Verzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam, und alle Räder klapperten, daß ihn Niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schwimmel wieder an der Hausstühle an und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

Der falsche Edelstein.

In einem schönen Garten vor Straßburg vor dem Metzgerthor, wo Jedermann für sein Geld hineingehen und lustig und heunet sein darf, da saß ein wohlgekleideter Mann, der auch sein Schöpplein trank, und hatte einen Ring am Finger mit einem kostbaren Edelstein und spiegelte den Ring. So kommt ein Jude und sagt: „Herr, Ihr habt einen schönen Edelstein in Eurem Ringerring, dem wär ich auch nicht feind. Glitzert er nicht wie das Krüm und Thummin in dem Brustschildlein des Priesters Aaron?“ Der wohlgekleidete Fremde sagte ganz kurz und trocken: „Der Stein ist falsch; wenn er gut wäre, steckte er wohl an einem andern Finger, als an dem meinigen.“ Der Jude bat den Fremden, ihm den Ring in die Hand zu geben. Er wendet ihn hin, er wendet ihn her, dreht den Kopf rechts, dreht den Kopf links. „Soll dieser Stein nicht ächt seyn?“ dachte er, und bot dem Fremden für den Ring zwei neue Dublonen. Der Fremde sagte ganz unwillig: „Was soll ich Euch betrügen? Ihr habt es schon gehört, der Stein ist falsch.“ Der Jude bittet um Erlaubniß, ihn einem Kenner zu zeigen, und Einer, der dabei saß, sagte: „Ich

stehe gut für den Israeliten, der Stein mag werth seyn, was er will.“ Der Fremde sagte: „Ich brauche keinen Bürgen, der Stein ist nicht ächt.“

In dem nämlichen Garten saß damals an einem andern Tisch auch der Hausfreund mit seinen Gevatterleuten, und waren auch lustig und hielten für ihr Geld, und Einer davon ist ein Goldschmied, der's versteht. Einem Soldaten, der in der Schlacht bei Kusteritz die Nase verloren hatte, hat er eine silberne angelegt und mit Fleischfarbe angestrichen, und die Nase war gut. Nur einblasen einen lebendigenodem in die Nase, das konnte er nicht. Zu dem Gevattermann kommt der Jude. „Herr,“ sagte er, „soll dieses kein schöner Edelstein seyn? Kann der König Salomon einen schönern in der Krone getragen haben?“ Der Gevattermann, der auch ein halber Zierfieber ist, sagte: „Er glänzt wie am Himmel der Aldebaran. Ich verschaffe Euch neunzig Dublonen für den Ring. Was Ihr ihn wohlfeiler bekommt, ist Euer Schicksal.“ Der Jude lehrt zu dem Fremden zurück. „Acht oder unacht, ich gebe Euch sechs Dublonen,“ und zählte sie auf den Tisch, huckelstacheln. Der Fremde steckte den Ring wieder an den Finger und sagte jetzt: „Er ist mir gar nicht feil. Ist der falsche Edelstein so gut nachgemacht, daß Ihr ihn für einen rechten haltet, so ist er mir auch so gut,“ und steckte die Hand in die Tasche, daß der listerne Israelit den Stein gar nicht mehr sehen sollte. — „Acht Dublonen.“ Nein. — „Zehn Dublonen.“ Nein. — „Zwölf — vierzehn — fünfzehn Dublonen.“ „Nun denn,“ sagte endlich der Fremde, „wenn Ihr mir keine Ruhe lassen und mit Gewalt wollt betrogen seyn. Aber ich sage es Euch vor allen diesen Herren da, der Stein ist falsch, und ich gebe Euch kein gut Wort mehr dafür. Denn ich will keinen Verdruß haben. Der Ring ist Euer.“ Jetzt brachte der Jude voll Freude dem Gevattermann den Ring. „Morgen komm' ich zu Euch und hole das Geld.“ Aber der Gevattermann, den noch Niemand

angeführt hat, machte ein paar große Augen. „Guter Freund, das ist nicht mehr der nämliche Ring, den Ihr mir vor zwei Minuten gezeigt habt. Dieser Stein ist zwanzig Kreuzer werth zwischen Brüdern. So macht man sie bei Sankt Blasien in der Glashütte.“ Denn der Fremde hatte wirklich einen falschen Ring in der Tasche, der völlig wie der gute ausah, den er zuerst am Finger spiegelte, und während der Jude mit ihm handelte und er die Hand in der Tasche hatte, streifte er mit dem Daumen den ächten Ring vom Finger ab und steckte den Finger in den falschen, und den bekam der Jude. Da fuhr der Betroffene, als wenn er auf einer brennenden Kiste geritten wäre, zu dem Fremden zurück: „Au wahr, au wahr! ich bin ein betrogener Mann, ein unglücklicher Mann, der Stein ist falsch.“ Aber der Fremde sagte ganz kaltblütig und gelassen: „Ich hab' ihn Euch für falsch verkauft. Diese Herren hier sind Zeugen. Der Ring ist Euer. Hab' ich Euch ihn angeschwächt oder hab' Ihr ihn mir abgeschwächt?“ Alle Anwesenden nickten gestehen: „Ja, er hat ihm den Stein für falsch verkauft, und gesagt, der Ring ist Euer.“ Also mußte der Jude den Ring behalten, und die Sache wurde nachher unterdrückt.

Das schlaue Mädchen.

In einer großen Stadt hatten viele reiche und berühmte Herren einen lustigen Tag. Einer von ihnen dachte: „Könnt ihr heute dem Wirth und den Musikanten wenigstens 1500 Gulden zu verdienen geben, so könnt ihr auch etwas für die liebe Armutz steuern.“ Also kam, als die Herren am fröhlichsten waren, ein hübsches und nett gekleidetes Mädchen mit einem Teller und bat mit süßen Blicken und liebkem Wort um eine Steuer für die Armen. Jeder gab, der

eine weniger, der andere mehr, je nachdem der Geldbeutel beschaffen war und das Herz. Denn kleinerbeutel und enges Herz gibt wenig. Weiter Beutel und großes Herz gibt viel. So ein Herz hatte derjenige, zu welchem das Mägdlein jetzt kommt. Denn als er ihm in die hellen schmeichelnden Augen schaute, ging ihm das Herz fast in Liebe auf. Deswegen legte er zwei Louisd'or auf den Teller und sagte dem Mägdlein ins Ohr: „Für deine zwei schönen blauen Augen.“ Das war nämlich so gemeint: „Weil du schöne Ahrbitterin für die Armen zwei so schöne Augen hast, so geb' ich den Armen zwei so schöne Louisd'or, sonst thät's einer auch.“ Das schöne Mägdchen aber stellte sich, als wenn es die Sache ganz anders verstand. Denn weil er sagte: „Für deine zwei



schönen Augen" — nahm es ganz rüchlig die zwei Penist'er vom Teller weg, steckte sie in die eigene Tasche und sagte mit schmeicheln den Geberden: „Schönen herzlichen Dank! Aber seid so gut und gebt mir jetzt auch noch etwas für die Armen.“ Da legte der Herr noch einmal zwei Penist'er auf den Teller, kniepte das Mägdlein freundlich in die Backen und sagte: „Du kleiner Schall!“ Von den Andern aber wurde er ganz eusehlich angelacht, und sie tranken auf des Mägdleins Gesundheit, und die Musikanten machten Lusch.

Ein gutes Recept.

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie Jedermann weiß, aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doctor gewesen ist und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Mätlein: „Kind, hol' mir einen Doctor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Mätlein lief zum ersten Doctor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Anabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doctor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Anabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: ich will's versuchen. „Gnädiger Herr," sagte er, „wolltet Ihr mir nicht einen Gulden schenken, so so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: „Der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln.“ „Thut's ein Käselein oder zwei Zwanziger nicht auch?“ fragt ihn

der Kaiser. Das Püblein sagte: „Nein,“ und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt sey. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt und wo sie wohnt, und während das Püblein zum dritten Doktor vertrat und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, führt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam und es sah recht leer und betäubt darin aus, meint sie, es ist der Doktor und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sey und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch dann jetzt ein Recept verschreiben,“ und sie sagte ihm, wo des Pübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Recept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim kommt, und legt es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sey auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sey schon so einer da gewesen und hab' ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Püblein gewartet. Als aber der Doktor das Recept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sey und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau,“ sagte er, „Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat Euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenflaßer und Herzflaßer und Augentreß hat' ich Euch nicht verschreiben können.“ Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausgezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixture,

und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gemunden Beinen. Also hat der Doctor die kranke Frau kurirt, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch und hat sich nachgehends wieder verheirathet.

Verrittelte Rachsucht.

Der Amtmann in Nordheim ließ im Krieg in den neunziger Jahren fünf Ganner heusen, und waren's in der ersten Viertelstunde so gut gewöhnt, daß keiner mehr herab verlangte, und je nachdem der Wind ging, exorzirten sie mit einander zum Zeitvertreib, rechts um, links um, ohne Flügelmann. Aber einem seine Weilanferin, die einen Puben von ihm hatte, sagte: „Wart, Amtmann, ich will dir's eintränken.“ Ein paar Tage darauf reitet die österreichische Patrouille gegen das Städtlein am Waszen vorbei, da sagt Einer zu dem Andern: „Es lauft dir eine Spinne am Hut, so groß wie ein Taubenei.“ So zieht der Andere vor den Gehentken den Hut ab, und die Gehentken, weil eben der Wind aus Westen ging, drehten sich und machten Arent. Zudem schleicht von weitem ein Büblein von der Straß ab hinter eine Hecke, wie einer, der keine guten Briefe hat. Aber das Büblein hatte gar keine, weder gute noch schlechte. Denn als einer von den Dragonern auch um die Hecke ritt, fiel der Junge vor ihm auf die Kniee und sagte mit Zittern und mit Beben: „Bardon! ich hab' sie alle ins Wasser geworfen.“ Der Dragoner sagte: „Was hast du ins Wasser geworfen?“ — „Die Briefe.“ — „Was für Briefe?“ „Die Briefe vom Amtmann an die Franzosen. Wenn Oesterreicher ins Land kommen,“ sagte der Kurische, „muß ich dem Amtmann Beien

laufen uns französische Vagab. Diesmal hatte ich drei Briefe, einen an den Thürmeier." Also hielten die Dragoner, mir nichts, dir nichts, den Amtmann ab, wie er ging und stand, und mußte in den Pantoffeln zwischen den Pferden im Roth mitlaufen, und spritzte die Kasse nicht sehr, aber die Kasse ihn, und der Dube mußte auch mit. Der Amtmann war so unschuldig, als der römische Kaiser selbst, hätte sich für die Österreichischen Waffen lebendig die Haut abziehen lassen, hatte sechs Kinder, eines schöner als das andere, und eine schwangere Frau. Aber das war die Nade, die ihm die Gaumennägel zugebracht hatte, als sie sagte: „Wart, Amtmann, ich will zu's gedenken.“ Im Lager, als er zu dem General geführt wurde, und die Hohenzoller-Kürassiere und Kaiser-Dragoner und Gröbts-Dufaren ihn vorbei führen, sagte einer von der Patrouille seinem Kameraden vom Pferd herab: „Es ist ein Spion.“ Der Kamerad sagte: „Der Strid ist sein Vohn.“ Und der Offizier, an den sie ihn abliefereten, war auch der Meinung und bestellte sogleich schon bei ihm einen Gruß an den Schwarzen und seine Griesmutter. Dem Hausfreund ist's aber bei dieser Geschichte nicht halb so Angst, als dem gemeinen Kaser, denn ohne seinen Willen kann der Amtmann nicht sterben, sondern als er vor das Verhör geführt wurde, schaute ihn der Hauptmann Auditor mit Verwunderung und Veräumn an und sagte: „Seid Ihr nicht der Kämliche, der mich vor einem Jahr drei Tage lang im Keller hinter der Sauerkrautkante vor den Franzosen verbergen hat und habt Schläge genug von ihnen bekommen, und als sie Euch eben den Sock vergebten, aß ich ihnen das Sauerkraut dazu, sammt den Gumbist-Arteien.“ Der Amtmann sagte: „Gott erkenn's, und ich bin so unschuldig als die Mutter Gottes in der Kirche, die doch von Vincentz ist und ihr Lebenlang noch keinen Buchstaben geschrieben hat.“ Zudem kamen auch mehrere gute Freunde und angeiebene Bürger von Nordheim ins Hauptquartier und bezeugten seine Recht

schaffenheit und Treue und was er schon für Traugsalbung von den Franzosen habe ausstehen müssen, und wie auf seine Anerkennung der letzte Sieg der Oesterreicher mit Lapenküssen gefeiert wurde, daß der Kirchthurm wackelte, und er selber habe keinen Hauch gehabt, aber einen Stich. Der Hauptmann Auditor, der noch immer daran dachte, wie er drei Tage lang in des Amtmanns Keller in der verborgenen Garnison lag, hinter dem Schanzkorb, hinter der Sauerkrautstange, war geneigter Ja zu glauben als Nein. Also ließ er den Amtmann hinausführen und den Buben herein, und that ein paar verhängliche Fragen an ihn, sagte ihm aber nicht, daß sie verhänglich sind. Deswegen war der Bursche, so sehr er die Spitzbubenmilch an der Mutter Brüssen eingesogen hatte, mit seinem Ja und Nein so unvorsichtig, daß er in wenig Minuten nimmer links, nimmer rechts auszuweichen wußte und Alles gestand. Also bekam er links und rechts fünfzehn Hiebe vom Prokos, und begleitete freiwillig die Mutter ins Zuchthaus nach Heiligenberg. Der Amtmann aber aß mit dem Hauptmann Auditor bei dem General Feldmarschall zu Nacht, und den andern Tag bei seiner Frau und Kindern zu Mittag, und der Hausfreund that auch einen Kreudeumzug, daß er wieder ein Exempel der Gerechtigkeit statuirt hat.

Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.

Hat jede Gegend ihr Viehes, so hat sie auch ihr Leidens, und wer manchmal erfährt, was an andern Orten geschieht, findet wohl Ursache, zufrieden zu seyn mit seiner Heimath. Hat z. B. die Schweiz viel beerdenreiche Alpen, Käse und Butter und Freiheit, so hat sie auch Lawinen. Der zwölfte December des Jahres 1802 brachte für die hohen Bergthäler dieses Landes eine fürchterliche Nacht,

und lehrt uns, wie ein Mensch wohl täglich Ursache hat, an das Zerklüften zu denken: „Nimen wir im Leben kund mit dem Tod umfassen.“ Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer, frisch gefallener Schnee. Der größte Felsentor brachte Thauwind und Sturm. Da rachte Jetermann an großes Unglück und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Verdrüß und Angst für die Armen, die es treffen wird, und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu seinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf,“ und bereitete sich zu einem seligen Ende. Da rissen sich auf einmal aus an allen Orten von den Firnen der höchsten Berge die Lawinen oder Schneefälle los, stürzten mit entsetzlichem Lärm und Krachen über die langen Galden herab, wurden immer größer und größer, schossen immer schneller, leseten und krachten immer heftiger, und sagten die Lust vor sich und so durcheinander, daß im Sturm, noch ehe die Lawine ankam, ganze Wälder zusammen krachten, und Stämme, Eichen und Kalkungen wie Zweig davon flogen, und wo die Lawinen sich in den Thälern niederließen, da wurden stundenlange Ströme, mit allen Wohngebäuden, die darauf standen, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, zertrübt und zerhackt, wer nicht wie durch ein göttliches Schicksal gerettet wurde.

Unter von zwei Felsentoren in Uri, die mit einander hauseten, war auf dem Fels, das hinten an den Berg anstößt, und dachte: „Ich will den Felsentoren zwischen dem Berg und dem Felsstein mit Schnee anfüllen und Alles eben machen, auf daß, wenn die Lawine kommt, sie nicht über das Felsstein weg, daß wir vielleicht“ — und als er sagen wollte: „daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen“ — da führte ihn der pflegliche Windbraus, der vor der Lawine hergeht, vom Fels hinweg und hob ihn schwebend in der Luft, wie einen Vogel über einem entsetzlichen Abgrund. Nur als er eben in Gefahr war, in die unermessliche Tiefe hinab

zu stützen, und wäre seines Weibens nimmer gefunden worden, da streifte die Lawine an ihm vorbei und warf ihn heimwärts an eine Faltde. Er lag, es habe ihm nicht wohl gethan, aber in der Faltde umklammerte er noch einen Stamm, an dem er sich fest hielt, bis alles vorüber war, und kam glücklich davon und ging wieder heim zu seinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Besen weggewischt war. Da konnte man wohl auch sagen: „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich auf den Händen tragen. Denn er macht Sturmwinde zu seinen Feten, und die Lawinen, daß sie seine Befehle anrichten.“

Auders erging es im Sturmen, ebenfalls im Rauten Wei. Nach dem Abendessen sagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieser Nacht in Gefahr sind.“ Und während sie beteten, donnerte schon aus allen Thälern der ferne Widerhall der Lawinen, und während sie noch beteten, stürzte plötzlich der Stall und das Haus zusammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweggeführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgesetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er; als er aber den andern Morgen mit unermüdlicher Anstrengung sich hervorgegraben und die Stätte seiner Wohnung wieder erreicht hatte und sehen wollte, was aus den Lebigen geworden sei, darüberzog der Himmel! da war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem, ängstlichem Rufen, wie aus einem tiefen Grabe, die Stimme seines Weibes unter dem Schnee heraus. Und als er sie glücklich und unbeschädigt hervorgegraben hatte, da hörten sie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „Mutter, ich wäre auch noch am Leben,“ rief ein Kind, „aber ich kann nicht heraus.“ Nun arbeiteten Vater

und Mutter noch einmal und brachten auch das Kind hervor, und ein Arm war ihm abgebrochen. Da ward ihr Herz mit Freude und Schmerzen erfüllt, und von ihren Augen flossen Thränen des Dankes und der Wehmuth. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch heraufgehoben, aber todt.

In Pilzeig, ebenfalls im Kanton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern zergerissen und unten in der Tiefe vom Schnee verhöllnet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lawine ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern und grub sie hervor. Vergeblich war das Löcher der Hoffnung in ihrem Anblick. Als die Mutter halb nackt umher schauete, kannte sie die Gegend nicht mehr, in der sie war. Ihr Ketter selbst war ebenschnel niedergesunken. Neue Hügel und Berge von Schnee, und ein entseßlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da sagte die Mutter: „Kinder, hier ist keine Rettung möglich; wir wollen beten und uns dem Willen Gottes überlassen.“ Und als sie beteten, sank die siebenjährige Tochter stehend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zuwachte und ihr Kind der warmberührenden Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch. Sie war eine 14tägige Kindbetherin, und sie sank, mit dem theuren Leichnam ihres Kindes in dem Schooß, ebenfalls leblos darnieder. Die andere eijährige Tochter hielt weinend und händerringend bei der Mutter und Schwester an, bis sie todt waren, drückte ihnen abtrann, ob sie auf eigne Rettung bedacht war, mit stummem Schmerz die Augen zu, und arbeitete sich mit unsäglich Mühe und Gefahr erst zu einem Baum, dann zu einem Felsen hinauf und kam gegen Winternacht endlich an ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz, in allen Bergkantonen der Schweiz, in Vem, Glarus, Uri, Schwyz, Graubünden, sind in Einer Nacht, und fast in der nämlichen Stunde, durch die Lawinen ganze Familien erdrückt.

ganze Viehheerden mit ihren Stallungen zertrümmert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinab aufgeschürft und weggeführt, und ganze Wälder zerstört worden, also daß sie ins Thal geführt sind, oder die Bäume lagen übereinander zertrümmert und zerknickt, wie die Palmen auf einem Ader nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Kanton Uri fast mit Einem Schlag eilf Personen unter dem Schnee begraben worden, und sind nimmer außerstanden, gegen 30 Häuser und mehr als 150 Heuställe zerstört, und 3/4 Häuptlein Vieh umgekommen, und man wußte nicht, auf wie vielmal hundert tausend Gulden man soll den Schaden berechnen, ohne die verlorenen Menschen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder eines frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.

Wie eine gränliche Geschichte durch einen gemeinen Mehgerhund ist an das Tageslicht gebracht worden.

Zwei Mehger gehen mit einander aufs Gän, kommen in ein Dorf, theilen sich, einer läuft an dem Schwanen vorbei, einer rechts, sagen, in der Schwanen kommen wir wieder zusammen. Sind nimmer zusammen kommen. Denn einer von ihnen geht mit einem Bauer in den Stall, die Frau, die war eine Walche in der Küche hatte, geht auch mit, so laßt das Kind für sich selber auch nach. Stoßt der Teufel die Frau an den Ellenbogen: „Zieh, was dem Mehger eine Gurt voll Geld unter dem Bruststück hervor!“ Die Frau winkt dem Mann, der Mann winkt der Frau, schlagen im Stall den armen Mehger todt und bedecken den Leichnam in der Geschwindigkeit mit Stroh. Stoßt der Teufel die Frau noch einmal an Ellenbogen: „Zieh, wer verdaut!“ Wie sie

umblickt, sieht sie das Kind. So gehen sie mit einander im Schreden und Wahnsinn ins Haus zurück und schließen die Thüre zu, als wenn sie im Felde wären. Da sagt die Frau, die kein Rabenherz, nein, ein bössliches Drachenherz im Busen hatte: „Kind,“ sagte sie, „wie siehst du wieder aus? Komm' in die Küche, ich will dich waschen.“ In der Küche steckt sie dem Kind den Kopf in die heiße Lauge und brüht es zu Tode. Jetzt, meint sie, sey Alles geschwiegt, und denkt nicht an den Hund des ermordeten Weggers. Der Hund des ermordeten Weggers, der noch eine Zeit lang mit dem Kameraden gelaufen war, witterte, während das Kind geküßt und geschwind in den Badofen gesteckt wurde, die Spur seines Herrn wieder auf, schnauzt an der Stallthüre, scharrt an der Hausthüre und merkt, hier sey etwas Ungerates vorgefallen. Plötzlich springt er ins Dorf zurück und sucht den Kameraden. Kurz, der Hund winzelt und heult, zerrt den andern Wegger am Hals, und der Wegger merkt auch etwas. Also begleitet er den Hund an das Haus und zweifelt nicht, daß hier etwas Erschreckliches vorgefallen sey. Also winkt er zwei Männern, die von fern vorbei gingen. Als aber die Merkleute inwendig das Winseln des Hundes und das Rufen des Weggers hörten, laus't vor ihre Augen wie lauter Schreck und in ihre Herzen wie lauter Hölle. Der Mann wollte zum hintern Fenster hinaus aufspringen, die Frau hielt ihn am Hals und sagte: „Bleib da!“ Der Mann sagte: „Komm mit!“ Die Frau antwortete: „Ich kann nicht, ich habe Blei an den Füßen. Ziehst du nicht die erschreckliche Gestalt vor dem Fenster, mit blutenden Augen und glühendem Odem?“ Unterdessen wurde die Thüre eingebrochen. Man fand bald die Leichname der Ermordeten. Die Missethäter wurden handfest gemacht und dem Richter übergeben. Zwei Wochen darauf wurden sie gerädert, und ihre verruchten Leichname auf das Rad geschleht, und die Raben sagen jetzt: „Das Thier ist schön gut.“

Fortgesetzte Betrachtung des Weltgebändes.

Die Fixsterne.

Der Hausfreund sieht jetzt im Geiste zu, wie der verständige und wohlgezogene Lehrer geschwind noch einmal den Artikel von den Planeten durzsieht, damit er besser verstehen kann, was nunmehr von den Fixsternen will gesagt werden, und wie er jetzt anwendig die Planeten an den Fingern abzählt, und den Uranus am großen Reben greifen muß, unten im Pedal, weil er zu eifs Planeten nur zehn Finger hat.

Für die Fixsterne zu zählen, gibt's nicht Finger genug auf der ganzen Erde, von Franz Ignaz Naredi an, der jetzt 120 Jahre alt ist, bis zum Nistlein, das in die Schule geht. Denn wenn nur unser einer (der Hausfreund will sich für diesmal auch dazu zählen) in einer schönen Sommer oder Winternacht im Freien steht, oder durch das Fenster hinausschaut, welche eine unzählbare Menge himmlischer Lichter, groß und klein, strahlen uns freundlich und fröhlich entgegen, ganz anders, als wenn man ein paar Stunden nach Sonnenuntergang von einer Anhöhe herab gegen eine große Stadt kommt, oder hinein reitet, und aus allen Häusern und aus allen Fenstern schimmern einem die Lichter entgegen, was doch auch schön ist. Das Auge kann sich nicht genug ersehen an solchem himmlischen Schauspiel, und weiß nicht, welchen Stern es zuerst und am längsten betrachten soll, und es ist, als wenn jeder sagte: „Schau mich an!“ Unterdessen bewegen sie sich alle am Himmel fort, einige gehen schon am frühen Abend unter, und die ganze Nacht hindurch, und wenn früh schon die Morgenluft über die Erde weht, und von Dorf zu Dorf das Hahngeschrei durch die Nacht zieht, gehen immer noch neue auf, und es nimmt kein Ende. Deswegen können wir auch nie alle sichtbaren Sterne des Himmels auf einmal sehen, nicht einmal die Hälfte: denn es

ist ausgemacht, daß sie den Tag hindurch eben so wie bei Nacht ihren stillen Lauf am Himmel fortsetzen, nur daß wir sie nicht wegen der Tageshelle sehen können. Denn wer bei Nacht unter freiem Himmel ist, ich will sagen ein Nachtwächter, ein Feldschütz, ein Auhermann, und er gibt nur ein wenig Acht, der wird finden, Abends, wenn es dunkel wird, sind ganz andere Sterne am Himmel, als früh, ehe es aufhörte, dunkel zu seyn. Wo sind diese hinaufkommen? wo kommen jene her? Antwort: Sie sind den Tag hindurch untergegangen und auf. Also können wir in der schönsten reinsten Sternennacht kaum die Hälfte sehen, und sind doch so viel um wenn wir sie geschwind ein wenig zählen wollten, bis wir fertig wären, wären nimmer die nämlichen da, sondern andere: daheragen heißt es mit Recht: so Jemand die Sterne des Himmels zählen kann, so wird er auch keine Nachkommen zählen, nämlich die Juden.

Damit nun wir Sternseher (der Hausfreund gehört jetzt nimmer zu unter einem), damit wir die Anzahl der Sterne besser in Ordnung halten können, so haben wir gewissen merkwürdigen Sternen einen eigenen Namen gegeben, oder wir haben denen, welche zusammen eine Figur vorstellen, den Namen einer Figur gegeben, z. B. das Kreuz, die Krone, oder wir haben um 20 bis 100 Sterne herum in Geraden eine Linie gezogen, die bald aussieht wie ein Pfeil oder ein Krebs, oder so, und nennen sie Sternbilder, z. E. die zwölf himmlischen Zeichen, die Jungfrau, die Zwillinge, der Stier, und alle Sterne groß und klein, die in einem Sternbild stehen, gehören zum Sternbild, und wenn einmal einer von ihnen fehlt oder zu spät käme, so wollten wir's bald merken, könnten's aber nicht wehren. Der Leser selbst kennt ja einige dieser Sternbilder, den Jakobestab, den Heerwagen, die Gluckhenn, oder das Ziebgestirn, und sollte es auch bald merken, wenn einer von ihren Sternen nicht einhalten wollte.

Alein das ist alles noch nichts, sondern es gibt noch viel mehr Sterne, die wir nicht sehen, als die wir sehen. Wo zwischen zwei oder dreien dem bloßen Auge alles Öde und leer zu seyn scheint, schaut ihr durch ein rechtichaffenes Perspektiv, so funkeln euch noch mehr als zwanzig neue himmlische Lichtlein entgegen.

Kennen wir nicht alle die Milchstraße, die wie ein breiter flatternder Wü-²fel den Himmel umwindet? Sie gleicht einem ewigen Nebelstreif, den eine schwache Helle durchschimmert. Aber durch die Gläser der Sternseher betrachtet, löset sich dieser ganze herrliche Lichtnebel in unzählige kleine Sterne auf, wie wenn man zum Fenster hinaus an den Berg schaut, und nur grüne Farbe sieht, aber schon durch ein gemeines Perspektiv erblickt man Baum an Baum und Laub an Laub, und das Zählen läßt man auch bleiben.

Ja es ist glaublich, daß wenn ein Sternseher auf den letzten obersten Stern sich hinaufschwingen könnte, der von hier aus noch zu sehen ist, so würde er noch nicht am Ende seyn, sondern ein neuer Wunderhimmel voll Sterne und Milchstraßen würde sich vor seinen Augen aufthun, bis ins Uuentliche hinaus.

Was aber die Bewegung der Sterne betrifft, wenn man auch sagen will, sie gehen auf und unter, so gehen sie doch nicht alle auf und unter, sondern wenn man sich gegen Norden stellt, wo der Winter und die Kassen verkommen, und halbwegs am Himmel hinausschaut, nicht gar weit vom großen Oerwagen, dort steht ein Stern, der sich nicht sonderlich bewegt und der Angelftern oder Polartern heißt, der Herr Pfarrer kennt ihn. Auf diesen schauen die andern Sterne bis zum Thierkreis oder den zwölf Zeichen hinaus, als auf ihren Stützmann oder ihr Centrum, und drehen sich um ihn herum. Die näheren drehen sich in kleinern Kreisen um ihn herum, also, daß sie auch nie untergehen. Deshalb kann man z. B. den Oerwagen Sommer und Winter die ganze Nacht sehen.

bald über, bald unter dem Angelftern. Aber die entfernteren in ihren großen Kreisen müssen schon unten um die Erde herumgehen, und auf der andern Seite wieder hinauf. Also kann man z. B. das Ziebnagelstern nicht immer sehen. Wenn es unten ist, kann man es nicht sehen. Stellt man sich aber gegen Süden, wo der Sommer, die Nothen und die Sterchen herkommen, dem Angelftern gegenüber, eben so tief unter uns, als dieser über uns, steht wieder so ein Angelftern, der sich gar nicht bewegt. Auf den schauen die Sterne, die jenseits des Thierkreises stehen, und bewegen sich auch um ihn herum, immer in kleineren Kreisen, je näher sie ihm kommen, ganz so, wie hier zu Land.

Aber das alles ist im Grunde doch nur Schein. In der That ist das so, wie hier folgt. Die Erde hängt rings umgeben sammt himmlischen Sternen ohne Zahl und ohne Ende, und wie? So wäre dem Hausherrn lieb, wenn sich der geachtete Vater noch erinnern wolle an alles, was über die Ase der Erde, über ihr Umdrehen derselben und über ihre Pole früher gesagt worden ist. Denn der eine Pol der Erde, der unsere, dem wir am nächsten sind, schaut gegen den obern Polarstern am Himmel nicht ganz, aber ungefähr der andere Pol der Erde schaut gegen den untern Polarstern am Himmel, den wir hier zu Land und auf unsern Bergen nie sehen, gegen den untern, und die Ase oder Zirkel, welche gleichsam durch die Erde hindurch geht, es geht keine durch, aber wenn sie durchginge und unten und oben bis in die Sterne hinanreichte, so würde sie sich in die zwei Polarsterne am Himmel hineinbohren und sich in ihnen sammt der Erde gleichsam als in ihrem Gewinde umdrehen, und so dreht sich die Erde wirklich herum, daß immer die Pole gegen die Polarsterne schauen. Daraus folgt, wie wir meinen, die Sonne geht in 24 Stunden um die Erde herum, so meinen wir, alle Sterne gehen auch in größeren und kleineren Zirkeln um die Erde herum. Aber nein. Die

Erde vollendet in 24 Stunden ihren Wirbel um sich selbst und kommt so an den Sternen vorbei, nicht die Sterne an ihr. Doch darauf kommt so viel nicht an. Aber der genceigte Peter glaubt's nicht. Ich weiß es schon.

Seltfame Ehescheidung.

Ein junger Schweizer aus Rasthall kam in spanische Dienste, hielt sich gut und erwarb sich einiges Vermögen. Als es ihm aber zu wohl war, dachte er: will ich oder will ich nicht? — Entlich wollte er, nahm eine hübsche, wohlhabende Spanierin zur Frau und machte damit seinen guten Tagen ein Ende. — Denn in den spanischen Haushaltungen ist die Frau der Herr, ein guter Freund der Mann, und der Mann ist die Magd.

Als nun das arme Püt der Slaverei und Drangsalirung bald müde war, fing er an, als wenn er nichts damit meinte, und rühmte ihr das fröhliche Leben in der Schweiz, und die goldenen Berge darin, er meinte die Schneeberge im Sonnenglanz jenseits der Etsch; und wie man lustig nach Einsiedeln wallfahrten könne, und schön beten in Saffeln am Grab des heiligen Bruders Niklas von der Aüle, und was für ein großes Vermögen er daheim besitze, aber es werde ihm nicht verabsfolgt aus dem Land. Da wässerte endlich der Spanierin der Mund nach dem schönen Land mit Püt, und es war ihr recht, ihr Vermögen zu Geld zu machen und mit ihm zu ziehen in seine goldene Heimat. Also zogen sie mit einander über das große pyrenäische Gebirg bis an den Grenzstein, der das Reich Hispania von Frankreich scheidet, sie mit dem Geld auf einem Esel, er nebenher zu Fuß. Als sie aber vorüber an dem Grenzstein waren, sagte er: „Frau, wenn's dir recht ist, bis bisher haben

wir's spanisch mit einander getrieben, von jetzt an treiben wir's deutsch. Bist du von Madrid bis an den Markstein geritten und ich bin dir zu Fuß nachgetrabt den langen Berg hinauf, so reit' ich jetzt von hier weg bis gen Ballstall, Kanton Solothurn, und das Aufgeben ist an dir." Als sie darauf sich ungeberdig stellte und schimpfte und drohte und nicht von dem Thierlein herunter wollte: „Frau, das verstehst du noch nicht," sagte er, „und ich nehme dir's nicht übel," sondern hieb an dem Weg einen tüchtigen Steden ab und las ihr damit ein langes Kapitel aus dem Ballstaller Ehe- und Männerrecht vor, und als sie alles wohl verstanden hatte, fragte er sie: „Willst du jetzt mit, welche Heze, und gut thun, oder willst du wieder hin, wo du hergekommen bist?" Da sagte



sie schwanzent: „Wo ich hergekommen bin," und das war ihm auch das liebste. Also theilte mit ihr der ehrliche Schweiger das Vermögen, und trennten sich von einander an diesem Grenzstein weiblicher Rechte, wie einmal ein bekanntes Büchlein in der Welt geheißen hat, und jedes zog wieder in seine Heimat. „Deinen

Landtsmann," sagte er, „auf dem du hergeritten bist, kannst du auch wieder mitnehmen.“

Merke: Im Reich Hispania machen's die Weiber zu arg, aber im Ballspiel doch auch manchmal die Männer. Ein Mann soll seine Frau nie schlagen, sonst verunehrt er sich selber. Denn ihr seid Ein Leib.

Der listige Steyermarker.

In Steyermark, ein wenig abhanden von der Straße, dachte ein reicher Bauer im letzten Krieg, wie lang' ich's an, daß ich meine Kronenthaler und meine Tulkölein rette in dieser bösen Zeit? Die Kaiserin Maria Theresia ist mir noch so lieb, tröst' sie Gott, und der Kaiser Joseph, tröst' ihn Gott, und der Kaiser Franz, Gott schenk' ihm Leben und Gesundheit. Und wenn man meint, man habe die lieben Herrschaften noch so gut verbergen und geschützt, so riecht sie der Feind, sobald er die Nase ins Dorf steckt, und führt sie in die Gefangenenschaft ins Vorbringen oder in die Chambragne, daß einem armen Unterthanen das Herz dabei bluten möchte vor Patriotismus. Jetzt weiß ich, sagte er, wie ich's anfangen, und trug das Geld bei dunkler, blinder Nacht in den Krautgarten. Das Siebengestirn verräthet mich nicht, sagte er. Im Krautgarten legte er das Geld geradezu zwischen die Gelweieleinsüde und die spanischen Widen. Nebendraß grub er ein Loch in das Weglein zwischen den Beeten, und warf allen Grund daraus auf das Geld, und zertrat rings herum die schönen Munnensüde und das Mangoldkraut, wie einer der Sauerkraut einstampft. Am Montag darauf streiften schon die Chasseurs im ganzen Revier, und am Donnerstag kam eine Partie ins Dorf, frisch auf die Mühle zu, und aus der Mühle

mit weissen Ellenbogen zu unserm Bauern: und „Geld her, Bunt,“ rief ihm ein Zundgauer mit blauem Säbel entgegen, „oder dein letztes Vaterunser.“ Der Bauer sagte, sie möchten nehmen, was sie in Gottes Namen noch finden. Er habe nichts mehr, es sey gelien und vergestern schon alles in die Kapuze gegangen. Der eueh kann man etwas verbergen, sagt er, ihr seyd die rechten. Als sie nichts fanden außer ein paar Kupferkreuzer und einen vergeldeten Zedler mit dem Bildniß der Kaiserin Maria Theresia und ein Kinnlein dran zum Anhängen, Bunt, sagte der Zundgauer, du hast dein Geld verlegt, auf der Stelle zeig', wo du dein Geld verlegt hast, oder du gehst ohne dein letztes Vaterunser aus der Welt. Auf der Stelle kann ich's euch nicht zeigen, sagte der Bauer, so lauet mich der Gang ankommt, sondern ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehen. Dort will ich euch zeigen, wo ich es verbergen habe, und wie es mir ergangen ist. Der Herr Feind ist schon gelien und vergestern da gewesen und haben's gefunden und alles abholt. Die Chasseure nahmen den Augenschein im Garten ein,



fanden alles, wie es der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld unter dem Grundbaufen liegt, sondern jeder schaute in das leere Loch und dachte: wär' ich nur früher gekommen. Und hätten sie nur die schönen Geldeleinflöcke und den Goldsack nicht so verderbt, sagte der Bauer, und so hinterging er diese und alle, die noch nachkamen, und hat auf diese Art das ganze erzherzogliche Haus, den Kaiser Franz, den Kaiser Joseph, die Kaiserin Maria Theresia und den allerhöchstherrlichen Herrn Leopold den ersten gerettet und glücklich im Land behalten.

Etwas aus der Türkei.

In der Türkei ist Justiz. Ein Kaufmannsdienner, auf der Reise von der Nacht und Müdigkeit überfallen, bindet sein Pferd, das mit kostbaren Waaren beladen war, nimmer weit von einem Wachtthaus an einen Baum, legt sich selber unter das Dach des Baums und schläft ein. Früh, als ihn die Morgenluft und der Wachtelchlag weckte, hatte er gut geschlafen, aber das Hestlein war fort.

Da eilte der Verabte zu dem Statthalter der Provinz, nämlich zu dem Prinzen Carosman Oglu, der in der Nähe sich aufhielt, und klagte vor seinem Richterstuhl seine Noth. Der Prinz gab ihm ein wenig Gehör. „So nahe bei dem Wachtthaus, warum bist du nicht die fünfzig Schritte weiter geritten, so wärest du sicher gewesen. Es ist deines Leichtsinns Schuld.“ Da sagte der Kaufmannsdienner: „Gerechter Prinz, hab' ich mich fürchten sollen, unter freiem Himmel zu schlafen, in einem Lande, wo du regierst?“ Das that dem Prinzen Carosman wohl und wurnte ihm zugleich. „Trink

heute Nacht ein Gläslein türkischen Schnaps," sagte er zu dem Kaufmannsdiener, „und schlafe noch einmal unter dem Baum." So gesagt, so gethan. Des andern Morgens, als ihn die Morgenluft und der Wachtelschlag weckte, ha! er auch gut geschlafen, denn das Käflein stand mit allen Kostbarkeiten wieder aufgebunden neben ihm, und an dem Baum hing ein lebter Mensch, der Dieb, und sah das Moracuroth nimmermehr.

Bäume gäb' es noch an manchen Orten, große und kleine, aber nicht immer hängt man die Diebe daran.

Das bequeme Schilderhaus.

Ein Schilderhaus hatte wie gewöhnlich auf beiden Seiten runde Oeffnungen zum Durchsehen, die etwas groß waren. Dem Rekruten, der drin stand, war daher der Kustung etwas zu lebhaft. Also ersuchte er nach der Ablösung den Unteroffizier, ob's nicht besser wäre, wenn man diese Oeffnungen mit ein paar Brettlein vermauerte. Der Unteroffizier strich den Bart und sagte: Nein, das geht nicht an, wegen dem Winter. Im Winter kommen Ärmel hinein, im Sommer ist's ein Kamisol. Also streckte der Rekrut, als er wieder auf den Posten kam, die Hände hindurch und sagte, jetzt sey er erst gern Militär, weil er sehe, daß man doch auch für die Bequemlichkeit des Mannes sorge.



Wie der Bundelfrieder eines Tages aus dem Zuchthaus
entwich und glücklich über die Gränze kam.

Eines Tages, als der Frieder den Weg aus dem Zuchthaus
allein gefunden hatte und dachte: „Ich will so früh den Zuchthei-
ster nicht wecken,“ und als schon auf allen Straßen Steckbriefe

voran flogen, gelangte er Abends noch unbekümmert an ein Städt-
 lein an der Gränze. Als ihn hier die Schildwache anhalten
 wollte, wer er sey und wie er hiesse und was er im Schilde
 führe: „Könnt Ihr polnisch?“ fragte herzlich der Frierder die Schild-
 wache. Die Schildwache sagt: „Ausländisch kann ich ein wenig, ja!
 aber Polnisches bin ich noch nicht darunter gewahr worden.“ —
 „Wenn das ist,“ sagte der Frierder, „so werden wir uns schlecht
 gegen einander erklären können. Ob kein Offizier oder Wacht-
 meister am Thor sey?“ Die Schildwache holt den Thorwächter, es
 sey ein Belad an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht erklä-
 ren könne. Der Thorwächter kam zwar, entschuldigte sich aber
 zum Voraus, viel polnisch verstehe er auch nicht. „Es geht hier
 zu Land nicht stark ab,“ sagte er, „und es wird im ganzen Städtel
 schwerlich Jemand seyn, der kapabel wäre, es zu dolmetschen.“ —
 „Wenn ich das wüßte,“ sagte der Frierder und schaute auf die Uhr,
 die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, so wollte ich
 so sicher noch ein paar Stunden zutreden bis in die nächste Stadt.
 Um neun Uhr kommt der Mond.“ Der Thorhüter sagte: „Es
 wäre unter diesen Umständen fast am besten, wenn Ihr gerade
 durchpassirtet, ohne Euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß,“
 und war froh, daß er seiner los ward. Also kam der Frierder
 glücklich durch das Thor hinein. Im Städtlein hielt er sich nicht
 länger auf, als nöthig war, einer Gans, die sich auf der Gasse ver-
 spätet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. „In euch Gänse,“
 sagte er, „ist keine Fucht zu bringen. Ihr gehört, wenn's Abend
 ist, ins Haus oder unter gute Aufsicht.“ Und so packte er sie mit
 naderem Griff am Hals, und mir nichts, dir nichts unter den
 Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen
 hatte. Als er aber an das andere Thor gelangte und auch hier
 dem Landfrieden nicht traute, drei Schritte von dem Schilder-
 haus, als sich inwendig der Söldner rührte, schrie der Frierder mit



herzhafter Stimme: Wer da! der Söldner antwortete in aller Outmüthigkeit: Gut Freund! Also kam der Krieger wieder glücklich zum Städtlein hinaus und über die Grenzen.

Die leichteste Todesstrafe.

Man hat gemeint, die Guillotine sey's. Aber nein! Ein Mann, der sonst seinem Vaterlande viele Dienste geleistet hatte und bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, wurde wegen eines Verbrechens, das er in der Leidenschaft begangen hatte, zum Tode verurtheilt. Da half nicht Bitten, nicht Beten. Weil er aber sonst bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, ließ ihm derselbe die Wahl,

wie er am liebsten sterben wolle, denn welche Todesart er wählen würde, die sollte ihm werden. Also kam zu ihm in den Thurm der Oberamtschreiber, „der Herzog will Euch eine Gnade erweisen. Wenn Ihr wollt gerädert seyn, will er Euch rädern lassen; wenn Ihr wollt gehenkt seyn, will er Euch hängen lassen; es hängen zwar schon zwei am Galgen, aber bekanntlich ist er dreischläferig. Wenn Ihr aber wollt lieber Rattenpulver essen, der Apotheker hat's. Denn welche Todesart Ihr wählen werdet, sagt der Herzog, die soll Euch werden. Aber sterben müßt Ihr, das werdet Ihr wissen.“ Da sagte der Malefizant: „Wenn ich denn doch sterben muß, das Rädern ist ein bieglamer Tod, und das Henken, wenn besonders der Wind geht, ein beweglicher. Aber Ihr versteht's doch nicht recht. Meines Orts, habe ich immer geglaubt, der Tod aus Altersschwäche sey der lausteste, und den will ich denn auch wählen, weil mir der Herzog die Wahl läßt, und keinen andern,“ und dabei blieb er und ließ sich's nicht ausreden. Da mußte man ihn wieder laufen und fortleben lassen, bis er an Altersschwäche selber starb. Denn der Herzog sagte: Ich habe mein Wort gegeben, so will ich's auch nicht brechen.

Dies Stüßlein ist von der Schwiegermutter, die Niemand gerne umkommen läßt, wenn sie ihn retten kann.

Nützliche Lehren.

I.

Ende gut, Alles gut. Ist nicht so zu verstehen: wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich 364 Tage lang bengelhaft auf, und am 31sten December werde manierlich. Sondern es gibt Leute, die manierlich seyn können bis ans

Ende, und wenn's nimmer lang währt, so werden sie ungezogen, trotzig, sagen: Ich bin froh, daß es nimmer lange währt, und die Andern denken's auch. Für diese ist das Sprüchwort.

Item, es gibt Dinge, ob sie gut oder böse sind, laun erst das Ende lehren. Z. B. du bist krank, möchtest gern essen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gasse gießen, was du trinken mußt, aber du wirst gesund — oder du bist in der Lehre und meinst manchmal, der Lehrherr sey wunderbar, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weißgerber oder Orgelmacher; — oder du bist im Zuchthaus, der Zuchtmeister könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Wasser und Brod nicht nur gesättigt, sondern auch gebessert. Dann lehrt das gute Ende, daß Alles gut war.

2.

Gott grüßt Manche, der ihm nicht dankt. Z. B. wenn dich früh die Sonne zu einem neuen kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: guten Morgen. Wenn sich Abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließt: gute Nacht. Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzt, sagt er: wohl bekomme's. Wenn du eine Gefahr noch zu rechter Zeit entdeckst, so sagt er: nimm dich in Acht, junges Kind, oder altes Kind, und lehre lieber wieder um. Wenn du am schönen Maitag im Blüthendust und Lerchengesang spazieren gehst und es ist dir wohl, sagt er: sey willkommen in meinem Schloßgarten. Oder du denkst an nichts und es wird dir auf einmal wunderbar im Herzen und naß in den Augen, und denkst, ich will doch anders werden, als ich bin, so sagt er: merkst du, wer bei dir ist? oder du gehst an einem offenen Grabe vorbei und es schauert dich, so denkt er just nicht daran, daß du lutherisch oder reformirt bist, und sagt: gelobt sey Jesus Christ! Also grüßt Gott Manche, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

3.

Man muß mit den Wölfen heulen. Das heißt: wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie. Merke: Nein! Sondern erstlich, du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehen. Zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: Ich bin ein Mensch und kein Wolf. Ich kann nicht so schön heulen, wie ihr. Drittens: Wenn du meinst, es sey nimmer anders von ihnen loszukommen, so will der Hausfreund erlauben, ein- oder zweimal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen und anderer Leute Schafe fressen. Sonst kommt zuletzt der Jäger und du wirst mit ihnen geschossen.

Die Fixsterne.

(Fortsetzung.)

Was bisher über die Fixsterne gesagt worden ist, kann zum Theil mit dem leiblichen Auge gesehen und erkannt werden. Allein das Auge des Verstandes sieht mehr als das Auge des Leibes.

Erstlich, die Fixsterne sind so weit von uns entfernt, daß gar kein Mittel mehr möglich ist, ihre ungeheure Entfernung auszurechnen. Merke: der nächste Fixstern bei uns ist ohne Zweifel der Sirius oder Hundstern, den der Herr Pfarrer auch kennt. Man schließt es aus seiner Größe und aus seinem wunderschönen Glanz, mit dem er vor allen andern Sternen herausstrahlt. Dessen ungeachtet muß er doch zum allerwenigsten 27,664mal weiter von uns entfernt seyn, als die Sonne, denn wenn er näher wäre, so könnte man's wissen, und eine Kanonenkugel, im Sirius abgeschossen, müßte mit gleicher Geschwindigkeit mehr als 600,000 Jahre

lang fliegen, ehe sie die Erde erreichte. Ja man könnte noch viel mehr sagen. Aber dieß soll genug seyn, sonst glaubt's der geneigte Leser nicht. Eben so weit als der Sirius von der Erde entfernt ist, eben so weit ungefähr ist er von der Sonne entfernt. Denn auf ein paar Millionen Meilen kommt's hier gar nicht an.

Zweitens, der Sirius, der aus einer so unermesslichen Weite doch noch so groß aussieht und so ein strahlendes Licht zu uns herabwirft, muß in seiner Heimat wenigstens eben so groß, nein er muß noch viel größer als die Sonne, und folglich selber eine glorreiche, strahlende Sonne seyn. Das kann nicht fehlen. Haben wir aber Ursache, für gewiß zu glauben, der Sirius sey daheim eine Sonne, so haben wir Ursache zu glauben, jeder andere Fixstern sey auch eine Sonne. Denn wenn sie uns auch noch so so viel kleiner erscheinen, so sind sie nur noch so viel weiter von uns entfernt. Aber alle strahlen in ihrem eigenthümlichen ewigen Lichte, oder wo hätten sie's sonst her?

Drittens, die Entfernung unserer Sonne von dem Sirius dient uns nun zu einem muthmaßlichen Maßstab, wie weit eine himmlische Sonne oder ein Stern von dem andern entfernt sey. Denn wenn zwischen unserer Sonne und der Siriussonne ein Zwischenraum ist, den eine Kanonenkugel in 600,000 Jahren nicht durchfliegen könnte, so kann man wohl glauben, daß die andern Sonnen auch eben so weit jede von der nächsten entfernt sey, bis zur obersten Milchstraße hinauf, wo sie so klein scheinen und so nahe bei einander, daß uns ein paar Hundert von ihnen zusammen kaum aussehen wie ein Nebelfleck, den man mit einem badischen Sechskreuzerstück bedecken könnte. Es gehört nicht viel Verstand dazu, daß er einem still stehe.

Wenn man nun viertens das Alles bedenkt, so will es nicht scheinen, daß alle diese zahllosen Sterne, zumal diejenigen, die man mit bloßem Auge

nicht leben kann, nur wegen uns erschaffen worden wären, und damit der Kalendermacher für des Lesers Geld etwas darüber schreiben könnte. Wie wenn man in der fremden Stadt auf einer Pilgerreise über Nacht ist, und sieht zum erstenmal durch das Fensterlein der Schlafkammer heraus, rechts und links und über zwanzig Häuser hinaus, sieht man noch viel solche Lichter abermal brennen, wie in dem Schlafstüblein auch eins schimmert. Geneigter Pilger, diese Lichter sind nicht wegen deiner angezündet, daß es in dem Schlafstüblein lustig aussehe, sondern jedes dieser Lichter erleuchtet eine Stube, und es sitzen Leute dabei und lesen die Zeitung oder den Abendlegen oder sie spinnen und stricken, oder spielen Trumppaus, und das Büblein macht ein Rechnungsexempel aus der Regel Terri.

Gleicher Weise wollen verständige Leute glauben, wo in einer solchen Entfernung von uns, in einer solchen Entfernung von einander so unzählige prachtvolle Sonnen strahlen, da müssen auch Planeten und Erdkörper zu einer jeden derselben gehören, welche von ihr Licht und Wärme und Freude empfangen, wie unsere Planeten von unserer Sonne, und es müssen darauf lebendige und vernünftige Geschöpfe wohnen, wie auf unserer Erde, die sich des himmlischen Lichtes erfreuen und ihren Schöpfer anbeten, und wenn sie etwa bei Nacht in den glanzvollen Himmel heranschauen, wer weiß, so erblicken sie auch unsere Sonne wie ein kleines Sternlein, aber unsere Erde sehen sie nicht, und wissen nichts davon, daß in Oestreich Krieg war, und daß die Türken die Schlacht von Silistria gewonnen haben. Sie sehen nicht die Schönheit unserer Erde, wenn der Frühling voll Blüten und Sommervögel an allen Bäumen und Heden hängt, und wir sehen die Schönheit ihres himmlischen Frühlings nicht. — Aber der ewige und allmächtige Geist, der alle diese Lichter angezündet hat, und alle die Heere von Weltkörpern in den Händen trägt, sieht das Kindlein lächeln auf der Mutter Schooß,

und die Braut weinen um des Bräutigams Tod, und umfaßt die Erde und den Himmel und aller Himmel Himmel mit Liebe und Erbarmung. Seines Orts dem Hausfreund, wenn er den Sternenhimmel betrachtet, es wird ihm zu Muth, als wenn er in die göttliche Vorsehung hineinschaute, und jeder Stern verwandelt sich in ein Sprüchlein. Der erste sagt: Deine Jahre währen für und für, du hast vorhin die Erde gegründet und die Himmel sind deiner Hände Werk. Der zweite sagt: Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sey? Meinst du, daß sich Jemand so heimlich verbergen könne? Der dritte sagt: Herr, du erforschest mich und kennest mich, und siehest alle meine Wege. Der vierte sagt: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und Adams Kind, daß du dich sein annimmst? Der fünfte sagt: Und ob auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen, spricht der Herr.

Deswegen hat der Hausfreund im Kapitel von den Kometen geschrieben, unten am Ende: Die Sterne, die zum Beschluß sollen erklärt werden, bedeuten insgesamt Friede und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz. Er weiß noch wohl, was er geschrieben hat.

Der fremde Herr.

Einem Schneider in der Stadt waren seit ein paar Jahren die Nadeln ein wenig verrostet und die Scheere zusammengewachsen, also nährt er sich so gut er kann. Gewatter, sagt zu ihm der Perückenmacher, Ihr tragt nicht gerne schwer; wollt Ihr nicht dem Herrn Dechant von Brassenheim eine neue Perücke bringen in einer

Schachtel? Sie ist leicht, und er zahlt Euch den Gang. — Gewatter, sagt der Schneider, es ist obnehem Jahrmarkt in Brassenheim. Reibt mir die Kleider, die Euch der irrende Ritter im Versuch gelassen hat, der Euch angeschmiert hat, so stell' ich auf dem Jahrmarkt etwas vor.

Der Adjunkt hat die Tugend, wenn er auf drei Stunden im Revier einen Markt weiß, so ist ihm der Gang auch nicht zu weit, und ist er von dem Hausfreund wohl bezahlt, so gibt er dem Jahrmarkt viel zu lösen für neue weltliche Lieder und seine Damascener Maultrommeln. Also saß jetzt der Adjunkt auch zu Brassenheim im wilden Mann und musterte die Lieder. Erstes Lied: Ein Pämmlein trank vom frischen *xc.* Zweites Lied: Schönstes Hirschlein über die Wägen *xc.* Drittes Lied: Kein schöner Leben auf Erden *xc.* und probirte die Trommeln. Kommt auf einmal der Schneider herein mit rothem Rock, hirschledernen Beinleidern, Halbstiefeln und Hotteln daran, und zwei Sporen. Der



Wirth zog höflich die Kappe ab, die Gäste auch, und „bat Euch, Herr Ritter, der Hausknecht das Pferd schon in den Stall geführt?“ fragte ihn der Wirth. „Nein Normänder, der Schied?“ sagte der Schneider. „Ich hab' ihn au eersl eingestellt im Hirschen. Ich will hier nur ein Schöpplein trinken. Ich bin der berühmte Adelskan und reise auf Menschenkenntniß und Weinkunde: „Platz da!“ sagte er zum Adjunkt. „Holla,“ denkt der Adjunkt, „der meint auch, grob sey vornehm. Was gilt's, er ist nicht weit her?“ Als aber der Schneider die Gerte breit über den Tisch legte, und räusperte sich wie ein Kameel, und betrachtete die Leute mit einem Brennglas und den Adjunkt auch, steht der Adjunkt langsam auf und sagt dem Wirth etwas halblaut in das Ohr. Ein Ehninger, der es hörte, sagt: Herr Landsmann, Ihr seyd auf der rechten Spur. Ich hab' ihn gesehn die Stiefel am Bach abwaschen und eine Gerte schneiden. Er ist zu Fuß gekommen.“ Ein Scheerschleifer sagte: „Ich kenn' ihn wehl, er ist einmal ein Schneider gewesen. Jetzt hat er sich zur Ruh' gelegt und thut Botengänge um den Lohn.“ Also geht der Wirth ein wenig hinaus und kommt wieder herein. „So kann denn doch kein hiesiger Markt ohne ein Unglück vorübergehen,“ sagte er im Hereinkommen. „Da suchen die Patschierer in allen Wirthshäusern einen Herrn in einem rothen Rocke, der heute durch die Dörfer galoppirt ist und ein Kind zu todt geritten hat.“ Da schauten alle Gäste den Ritter Adelskan an, der sagte in der Angst: „Mein Rock ist eher gelb als roth.“ Aber der Ehninger sagte: „Nein, aber Euer Gesicht ist eher blaß als gelb, und hat auf einmal viel Schweißtropfen darauf gereget. Gescheh's, Ihr seyd nicht geritten.“ — „Doch, er ist geritten,“ sagte der Wirth; „ich hab' ihm eben das Roß draußen angebunden. Es ist losgerissen im Hirsch und sucht ihn. Hat nicht Euer Normänder die Mähnen unten am Hals und gespaltene Hufe, und wenn er wiehert, sollte man schier nicht meinen, daß es ein Roß

ist! Habt Euer Schöpplein und reitet ordentlich heim.“ Als er aber vor das Haus kam und den Normänder sah, den ihm der Wirth an die Thüre gebunden hatte, wollte er nicht aufstehen, sondern ging zu Fuß zum Flecken heraus, und wurde von den Gästen entseßlich verhöhnt.

Merke: Man muß nie mehr scheinen wollen, als man ist, und als man sich zu bleiben getrauen kann wegen der Zukunft.

Chenres Späßlein.

Man muß mit Wirthen keinen Spaß und Wuthbrillen treiben, sonst kommt man unversehens an den Unrechten. Einer in Basel will ein Glas Bier trinken, das Bier war sauer, zog ihm den Mund zusammen, daß ihm die Ohren bis auf die Backen hervor kamen. Um es auf eine wichtige Art an den Tag zu legen und den Wirth vor den Gästen lächerlich zu machen, sagte er nicht, „das Bier ist sauer,“ sondern „Krau Wirthin,“ sagt er, „könn' ich nicht ein wenig Salat und Del zu meinem Bier haben?“ Die Wirthin sagte: „In Basel kann man für Geld Alles haben,“ strickte aber noch ein wenig ferk, als wenn sie's wenig achtete, denn sie war eben am Zwiesel. Nach einigen Minuten, als unterdessen die Gäste mit einander discurrirten, und einer sagte: „Habt Ihr gestern das Kameel auch gesehen und den Affen?“ Ein anderer sagte: „Es ist kein Kameel, es ist ein Trampeltbier,“ sagte die Wirthin: „Mit Erlaubniß“ und deckte eine schneeweiße Serviette vom feinsten Gewebe auf den Tisch. Jeder glaubte, der Andere habe ein Pratzwürstlein bestellt, oder etwas, und „es ist doch ein Kameel,“ sagte ein Dritter, „denn es ist weiß, die Trampeltbiere sind braun.“ Unterdessen kam die Wirthin wieder mit einem Teller voll zarter

Kußlmerlein aus dem markgrävischen Garten, aus dem Treibhaus, fein geschnitten, wie Pestrpapier, und mit dem kostbarsten genuessichen Baumöl angemacht, und sagte zu dem Gast mit spöttischem Lächeln: „Ist's gefällig?“ Also lachten die andern nicht mehr den



Wirth aus, sondern den Gast, und wer wohl oder übel seinen Spaß mit zehn Bagen fünf Rappen Basler Währung bezahlen mußte, war er.

Der Generalfeldmarschall Suwarow.

Das Stücklein von Suwarow, wie er sein eigenes Kommando respektirte, hat dem geneigten Leser nicht übel gefallen. Von ihm selber wäre viel Anmuthiges zu erzählen.

Wenn ein vornehmer Herr nicht hochmüthig ist, sondern redet auch mit geringen Leuten, und stellt sich manchmal, als wenn er nur ihres Gleichen wäre, so sagt man zu seinem Lob: er ist ein gemeiner Herr. Swarow konnte manchen schimmernden Ordensstern an die Brust hängen, manchen Diamantring an die Finger stecken, und aus mancher goldenen Dose Tabak schnupfen. War er nicht Sieger in Polen und in der Türkei, russischer Generalfeldmarschall und Fürst, und an der Spitze von dreimalshunderttausend Mann, so viel als seines Gleichen ein anderer? Aber bei dem allen war er ein sehr gemeiner Herr.

Wenn es nicht seyn mußte, so kleidete er sich nie wie ein General, sondern wie es ihm bequem war. Manchmal, wenn er leumantirte, so hatte Er nur Einen Stiefel an. An dem andern Bein hing ihm der Strumpf herunter und die Beinkleider waren auf der Seite aufgekniüpft. Denn er hatte einen Schaden am Knie.

Es war er nicht einmal so gut gekleidet, Morgens, wenn's noch so frisch war, ging er aus dem Bett oder von der Streue weg, vor dem Zelt im Lager spazieren, nackt und bloß wie Adam im Paradies und ließ ein paar Eimer voll kaltes Wasser über sich herabgießen zur Erfrischung.

Er hatte keinen Kammerdiener und keinen Heibud, nur einen Knecht, keine Kutse und kein Ross. Zu dem Treffen setzte er sich aufs nächste beste.

Sein Essen war gemeine Soldatenkost. Niemand freute sich groß, wenn man von ihm zur Mittagomahlzeit eingeladen wurde. Manchmal ging er zu den gemeinen Soldaten ins Zelt, und war wie ihres Gleichen.

Wenn ihn auf dem Marsch, oder im Lager, oder wo es war, etwas ankam, wo ein Anderer an einen Baum steht, oder hinter eine Hecke geht, da machte er kurzen Prozeß. Seinetwegen durfte ihm Jedermann zuschauen, wer's noch nie gesehen hatte.



Bei den vornehmsten Gelegenheiten, wenn er in der kostbarsten Marschalluniform voll Ehrenkreuzen und Ordenssternen da stand, und wo man ihn anah, von Gold und Silber hantelte und klingelte, trieb er's doch wie ein säuberlicher Bauer, der wegwirft, was ein Herr in die Rocktasche steckt. Er schenkte die Nase mit den Fingern, Hebel, Schapfstein.

strich die Finger am Ärmel ab, und nahm alsdann wieder eine Briefe aus der goldenen Dose.

Also lebte der General und Fürst Italinski Szwarcow.

Die zwei Postillione.

Zwei Handel-Leute reisten oft auf der Extrapost von Fürth nach Pechingen, oder von Pechingen nach Fürth, wie jeden sein Geschäft ermahnte, und gab der eine dem Postillion ein schlechtes Trinkgeld, so gab ihm der andere kein gutes. Denn jeder sagte: „Für was soll ich dem Postilnecht einen Zwölfer schenken? ich trag ja nicht schwer daran.“ Die Postillione aber, der von Dinkelsbühl und der von Ellwangen sagten: „Wenn wir nur einmal den Herren einen Dienst erweisen könnten, daß sie spendatschlicher würden!“ Eines Tages kommt der Fürther in Dinkelsbühl an, und will weiter. Der Postillion sagte zu seinem Kameraden: „Fahr du den Passagier.“ Der Kamerad sagte: „Es ist an dir.“ Unterdessen sah der Reisende ganz geduldig in seinem offenen Chaisewagen, bis der Postillion aufsaß. Als er sah, daß der Postillion im Sattel recht sah und die Peitsche erhob, sagte er: „Fahr zu, Schwager! Werf' er mich nicht um!“ Am nämlichen Nachmittag fuhr auch der Pechinger von Ellwangen ab, und der Postillion dachte bei sich selbst: „Wenn jetzt nur mein Kamerad von Dinkelsbühl mit dem Fürther auch auf dem Weg wäre!“ Indem er fährt, Berg auf Berg ab, nicht weit vom Segringer Zollhaus, wo dem Hausfreund und seinem Herrn Bruder auch einmal die Haare geschnitten worden sind, begegnen sie einander; keiner will dem andern ausweichen. Jeder sagt: „Ich führe einen honneten Herrn, keinen Pfennigschaber, wie du, dem seine Sechsbaggenstücke aussehen wie Hildeburghäuser

Groschen." Endlich legte sich der Fürther auch in den Streit! „Gott's Wunder!" sagte er: „sollen wir noch einmal vierzig Jahre in der Wüste bleiben?" und schimpfte zuletzt den Ellwanger, daß ihm dieser mit der Peitsche einen Hieb ins Gesicht gab. Der Dinkelsbühler sagt: „Du sollst meinen Passagier nicht hauen, er ist mir anvertraut, und zahlt honnet; oder ich hau' den deinigen auch." — „Nutersteh' dich und hau' mir meinen Herrn!" sagte der Ellwanger. Also hieb der Dinkelsbühler des Ellwangers Passagier, und der Ellwanger hieb des Dinkelsbühlers Passagier, und riefen einander in unaufhörlichem Zorn zu: „Willst du meinen Herrn in Frieden lassen oder soll ich dir den deinigen ganz zu einem Lungenmus zusammenhauen?" und je schmerzlicher der Eine Ach und der Andere Waih schrie, desto kräftiger hieben die Postillione auf sie ein, bis sie des unbarmherzigen Spases selber müde wurden. Als sie aber auseinander waren und jeder wieder seines Weges fuhr, sagten die Postillione zu ihren Reisenden so und so: „Nicht wahr, ich habe mich Euer rechtschaffen angenommen? Mein Kamerad wird's Niemand rühmen, wie ich ihm seinen Herrn zerhauen habe. Aber diesmal kommt's Euch auf ein besseres Trinkgeld nicht an. Wenn's der Fürst wüßte," sagte der Dinkelsbühler, „es wäre ihm um einen Mark'or nicht leid." Er sieht darauf, daß man die Reisenden gut hält.

Merke: Es ist kein Geld schlechter erhaust als was man armen Leuten am Lohn und Trinkgeld vorenthält, und wofür man gehauen oder sonst verunehet wird. Für ein paar Groschen kann man viel Freundschaft und guten Willen kaufen.

Der betrogene Krämer.

Ein Rubel ist in Rußland eine Silbermünze, und beträgt 27 Kopeken hin oder her, ein Imperial aber ist ein Geldstück oder ihm zehn Rubel, deswegen kann man wohl für einen Imperial einen Rubel bekommen, zum Beispiel, wenn man in den Karten neun Rubel verliert, aber nicht für einen Rubel einen Imperial. Allein ein schlauer Soldat in Moskau sagte doch: „Was gilt's? morgen auf dem Jahrmarkt will ich mit einem Rubel einen doppelten Imperial angeln.“ Als den andern Tag in langen Reihen von Kauf läden der Jahrmarkt aufging, vor allen Ständen standen schon die Leute, lebten und tadelten, boten ab und boten zu, und die Menge



ging auf und ging ab, und die Knaben grüßten die Mägdlein, kommt auf einmal der Soldat mit einem Rubel in den Händen. „Wem gehört dieser Kaiserthaler, dieser Rubel, gehört er Euch?“ fragte er jeden Krämer an jedem Stand. Einer, der ohnehin nicht viel Geld löste und lange zusah, dachte endlich: wenn dich dein Geld an die Finger brennt, die meinigen sind nicht so blöde. „Hierher Musketier, der Rubel ist mein.“ Der Soldat sagte: „Wenn Ihr mir nicht gerufen hättet, ich hätt' Euch schwerlich gefunden unter der Menge,“ und gibt ihm den Rubel. Der Kaufmann betrachtet ihn hin und her, und klingelt daran, ob er gut sey; ja er war gut, und steckt ihn in die Tasche. „Seyd so gut und gebt mir denn jetzt auch meinen Imperial,“ sagte der Musketier. Der Kaufmann erwiderte: „Ich habe keinen Imperial von Euch, so bin ich Euch auch keinen schuldig. Da habt Ihr Euren einfältigen Rubel wieder, wenn Ihr nur Spaß machen wollt.“ Aber der Musketier sagte: „Meinen zweifältigen Imperial gebt mir heraus, mein Spaß ist Ernst und die Marktwache, die Polizei wird zu finden seyn.“ Ein Wort gab das andere, das alimpfliche gab das trohige, und das trohige gab das schüde, und es hängt sich an den Stand mit Leuten an, wie ein Bart an einem Pienenkorb. Auf einmal bohr: etwas wie ein Mantwurf durch die Menge. „Was geht hier vor!“ fragte der Polizeisergant, als er sich mit seinen Leuten durch die Menge durchgebohrt hatte. „Was geht vor? frag' ich.“ Der Krämer wußte wenig zu sagen, aber desto mündfertiger war der Musketier. Vor seiner Viertelstunde, erzählte er, hab' er diesem Mann für einen Rubel abgelaust, das und das. Als er ihn bezahlten wollte, in allen Taschen habe er kein Geld gefunden, nur einen doppelten Imperial, den ihm sein Pathe geschenkt habe, als er gezogen wurde. So habe er ihm den Imperial als Unterpfand zurückgelassen, bis er den Rubel bringe. Wie er mit dem Rubel wieder kommen sey, hab' er den rechten Kaufmann nimmer gefunden,

und an allen Ständen gefragt: „Dem bin ich einen Rubel schuldig?“ so habe dieser da gesagt, er sey derjenige, und sey's auch, und habe ihm auch den Rubel abgenommen, aber von dem Imperial wolle er nichts wissen. „Wollt Ihr ihn jetzt gutwillig herausgeben oder nicht?“ Als aber der Polizeisergeant die Umstehenden fragte, und die Umstehenden sagten: ja der Muskelier habe an allen Kaufläden gefragt, wem der Rubel gehöre, und dieser habe bekannt, er gehöre ihm, und habe ihn auch angenommen, und daran gestingt, ob er probat sey. Als der Polizeihauptmann das hörte, so gab er den Bescheid: „Habt Ihr Euern Rubel bekommen, so geht dem Selbstaten auch seinen Imperial zurück, oder man pfeifst Euch Euren Stand mit Lattnägeln zusammen, und Ihr werdet zwischen Euren eigenen Brettern eingeschachtelt und eingeschindelt, und könnt Ihr alsdann lang Hunger leiden, so könnt Ihr auch lang leben.“ Das sagte der Anführer der Polizeiwache, und wer dem Muskelier für seinen Rubel einen Imperial herausgeben mußte, war der Kaufmann.

Merke: Fremdes Gut frißt das eigene, wie neuer Schnee den alten.

Kettung einer Offiziersfran.

Es muß manchmal recht wild und blutig in der Welt hergehen, daß die edle Denkart eines Menschen bekannt werde, den man nicht drum ansieht.

In Turin, wo es während des letzten Krieges recht wild und blutig herging, da hatten sie eben einen k. k. Stabsoffizier ermordet und mit noch blutigen Säbeln und Mistgabeln drangen sie in das Gemach, wo seine Gattin mit ihrem Kind in dem Schooß

weinte und ihr Leid Gott klagte, und wollten sie auch ermorden. „Ja,“ fuhr sie einer von ihnen wüthend an und war der aller-
 ärgste. „für Euer Leben gibt es kein Lösegeld,“ und Euer Vörschlein
 da hat auch bavr'sch Blut in den Adern. In einer Stunde müßt
 Ihr sterben, werst Euer kleiner Sadrach, hernach Ihr. Laßt Ihr
 eine Stunde Zeit,“ sagte er zu den Andern, „daß sie noch beten
 kann; sie ist eine katbolische Christin.“

Nach einer Viertelstunde aber, als sie allein war und betete,
 kam er wieder und sagte: „Gnädige Frau, Ihr kennt mich noch,
 so bitte ich Euch, Ihr wollt ob mir nicht erschrecken und nicht in
 Bösem aufnehmen, was ich in guter Meinung gesagt habe. Gebt
 mir Euer Kind unter den Mantel, so will ich es weiter aus zu
 meiner Mutter bringen, und zieht unterdessen dieses Plunder an,
 das er unter dem Mantel hervorzieht, so will ich's versuchen, ob ich
 Euch mit Gottes und unserer Frauen Hülfe auch retten kann.“
 Als er das Kind in Sicherheit gebracht hatte und wieder kam, stand
 sie schon da angekleidet wie ein Tyroier. Da drückte er ihr den
 schlappen Hut recht ins Gesicht, richtete ihr den Hosenträger besser
 zurecht, und gab ihr seine Mißgabel in die Hand, als wenn sie zu
 den Leibgardisten und Hellebardieren des Sandwirts Hofs gehörte.
 „Kommt denn jetzt,“ sagte er, „in Gottes Namen, und tretet her-
 auf, wenn Ihr hinaus kommt, und macht Euch ein wenig
 breit.“ Als sie aber mit einander die Treppe hinab gingen, kamen
 die Andern wieder, und, „hast du ihr den Treß schon gegeben,
 Serrpel?“ fragte ihn Einer. Da sagte er: „Nein, sie hat die Thüre
 zugeschlossen und gebetet. Jetzt kann sie fertig seyn. Ich hab' sie
 durch's Schlüsselloch gesehen, und sie stand eben auf, als ich durch-
 sah.“ Also ging er mit ihr die Treppe hinab, und die Andern
 stürzten an ihr vorbei, die Treppe hinauf, und während sie vor
 der verschlossenen Thüre sturzen und rechten und in das leere Ge-
 mach hinein riefen: „Zeit, ihr kat'ol'sche!“ die Thüre soll bald

einactren kann," brachte er sie auch zu seiner Mutter und gab ihr ihr Kindlein wieder, und das Kindlein lächelte, aber sie weinte und drückte es kräftig an ihr Gesicht und an ihren Busen. Also hatte sie der erste Zweifel glücklich und mit Gottes Hülfe aus den Händen ihrer Mörder errettet, und hat sie hernach die Nacht hindurch auf heimlichen Wegen fortgeführt und bis an ein bairisch Piquet gebracht, als eben die Sonne aufging.

Baumrindl.

Der Adjunkt tritt mit schwarzen Fingern, ohne daß er's weiß, mit blauen Färbem und herabhängenden Zänken an den Baumstüben zu dem Hausfreund. „Die Kirichen," sagt er, „schmecken mir doch nie besser, als wenn ich selber frei und led wie ein Vöglein auf dem lustigen Baum kann sitzen, und eben frisch weg von den Zweigen die schenken, — auf einem Ast ich, auf einem andern ein Vogl." „

„Wir nähren uns doch alle," sagt er, „an dem nämlichen großen Samensaters Fisch und aus der nämlichen milden Hand, die Pflanz, die Grundel im Puch, der Vogel im Puch, das Nessellein und der Herr Vogl, der darauf reitet." „

„Hausfreund," sagte der Adjunkt, „singt mir einmal in Eurer Weise das Vögelchen vom Kirichbaum. Ich will dazu pfeifen auf dem Flaut." „

Der lieb Gott hat zum Kräftig gleich
Gang, red im Wärmel an si Fisch!
Trauf hat der Christbaum Plätter treit,
viel taufig Plätter grün und frisch.

Und 's Wärmli ufem Ei vermacht's,
's het gschloffen in si'm Winterhaus,
es dreht si, und heert's Wärmli uf,
und rikt die blauen Augen us.

Und druf se bett mit stillen Joha
am Mättli a'nagt euander no
und gleit: „Wie ist das Gemües so gut!
Ne dunnt schier nimmte weg derre.“

Und wieder het der lieb Gott gleit:
„Ded jetz im Juli an si Tisch.“
Druf het der Obelobbaum Blüethe treit,
viel taufig Blüethe weiss und frisch.

Und 's Juli hebt's und steigt druf los,
schreib in der Enne Sorge-Zohn.
Es denkt: „das wird mi Koffer is,
sie den doch dierre Porzellan.“

„Wie lufet sin die Schächeli gschweult!“
Es dreht si trechche Rüngli dri,
Es trinkt und seit: „Wie schmeckt's so süch,
do mach der Jucker woblhel so.“

Der lieb Gott het zum Summer gleit:
„Gong, ded im Erpäti an si Tisch!“
Druf het der Obelobbaum Früchte treit,
viel taufig Obriech roth und frisch.

Und 's Spägli leit: „Ich das der Vridt?
 do ligt me in, und fragt nit lang,
 Das git wer Abrait in Mark und Rei',
 Und hieft mer d' Stimm um neue Klang.“

„Hausfreund,“ sagte der Adjunkt, „hat Euch auch manchmal der Reidschüg verjagt ab den Kirschbäumen in Eurer Jugend? Und habt Ihr, wenn's noch so dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwerchsbäume im Pfarrgarten zu Schepfen, und Äpfel und Nüsse eingetragen auf den Winter, wie meiner Frau Schwiegermutter ihr Eichbörnlein, das sie Euch geschenkt hat? Man denkt doch am längsten dran, was einem in der Jugend begegnet ist.“

Das geht natürlich zu, sagt der Hausfreund, man hat am längsten Zeit, daran zu denken.

Der lieb Gott het zum Spötli gseit:
 „Nimm ab! Ge den jetz alli a'ba.“
 Truf het e d'hele Breglast gweide,
 Und 's het scho kleini Nitz a'ba.

Und d' Blätzli werden zel und roth
 und fallen ab im andere No,
 und was vom Boden edel dunn,
 noch an zum Pore nit ab go.

Der lieb Gott het zum Winter gseit:
 „Doch weiste in, was übrig is.“
 Truf het der Winter Kloten g'herent

„Hausfreund,“ sagte der Adjunkt, „Ihr seid ein wenig heiser. Wenn ich die Wahl hätte ein eigenes Häublein oder ein eigener Kirschbaum, oder Kirschbaum, lieber ein Baum.“

Der Hausfreund sagt: „Adjunkt, Ihr seyd ein schlauer Gesell. Ihr denkt, wenn ich einen eigenen Baum hätte, so bät' ich auch einen eigenen Garten, oder Acker, wo der Baum darauf steht. Eine eigene Hausthüre wäre auch nicht zu verachten, aber mit einem eigenen Kühleim auf seinen vier Beinen könntet Ihr übel dran seyn.“

„Das ist's eben,“ sagt der Adjunkt, „so ein Baum frisst seinen Alee und seinen Haber. Nein er trinkt still wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde, und saugt reines warmes Leben aus dem Sonnenschein, und frisches aus der Luft, und schüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühleim zeitlich sterben. Aber so ein Baum wartet auf Kinder und Kindeslinder mit seinen Blüthen, mit seinen Vogelnestern und mit seinem Segen. Die Bäume wären die glücklichsten Geschöpfe, meint der Adjunkt, wenn sie wüßten, wie frei und lustig sie wehnen, wie schön sie sind im Frühling und in ihrem Christkindleinsstaat im Sommer, und Alles stehen bleibt und sie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wanderer ausruht in ihrem Schatten, und ein Pfeiflein Tabak genießt, oder ein Stütlein Käs, und wie sie gleich dem Kaiser Wohlthaten theilen können und Jung und Alt froh machen umseß, und im Winter allein nicht beim gehen. Nein sie bleiben draußen und weisen den Wandersmann zurecht, wenn Fahrwege und Fußpfade veröden sind: Rechts — jetzt links — jetzt noch ein wenig links über das Berglein.“

„Hausfreund,“ sagt der Adjunkt, „wenn Ihr einmal Zeit werdet, Stabhalter seyd Ihr schon, oder gar Kreisrath, das Alter hütet Ihr, so müßt Ihr Eure Untergebenen fleißig zur Baumpfucht und zur Gottseligkeit anhalten und ihnen selber mit einem guten Beispiel vorantun. Ihr könnt Eurer Gemeinde keinen größeren Segen hinterlassen. Denn ein Baum, wenn er gesetzt oder gezwiegt wird, kostet nichts oder wenig; wenn er aber groß

ist, so ist er ein Kapital für die Kinder und trägt dankbare Zinsen. Die Gerechtigkeit aber hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens."

Wenn ich mir einmal so viel bei Euch erwerben habe, sagt der Adjukt zum Hausfreund, daß ich mir ein eigenes Hüttlein lausen, und meiner Aram Schwiegermutter ihre Tochter heirathen kann, und der liebe Gott bescheert mir Nachwuchs, so lege ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein eigenes erstes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie mit einander wachsen und gedeihen, und immer schöner werden, und wie nach wenig Jahren das Hüttlein selber auf sein Kapital stützt und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Tesan, und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkommt, und alle Bäume stehen wie Auferstehende von den Todten in ihrer Verklärung da, voll Blüthen und Sommerfrucht und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinab: „Zukunfts Kind, dein Bäumlein blüht. Schlafe du indeß ruhig fort! Dein Maitag bleibt dir auch nicht aus."

Er ist kein unwägger Mensch, der Adjukt.

Unerschoffenes Widersprechen.

In Jälm in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: „Auf Sankt Lucia wird unsere Liebe von des Priesters Hand

geleget. Dann sind wir Mann und Weib und bauen uns ein eigenes Nestlein." — „Und Friede und Liebe soll darin wehnen,"



sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, „denn du bist mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab seyn,

als an einem andern Ort.“ Als sie aber vor St. Lucia der Pflatter zum zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: „So nun Jemand Hindernisse wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammen kommen,“ da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmanneskleidung an ihrem Haus vorbei ging, der Bergmann hat sein Todtenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster und sagte ihr guten Morgen, aber seinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie konnte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Holstuch mit rothem Rand für ihn zum Hochzeitstag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz der Erste starb, und Polen wurde getheilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg sang an, und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch ins Grab. Die Engländer bombardirten Kopenhagen, und die Adlerleute fielen und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metallen in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Italien im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schächten eine Oeffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Bitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenbitriol durchsetzten, sonst aber unverwest und unverändert war, also daß

man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefrenndte und Bekannte waren schon lange todt, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Plaz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen bestigen Bewegung des Gemüths erholt hatte, „es ist mein Verlobter,“ sagte sie endlich, „um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte und den mich Gott noch einmal leben läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er unter die Erde gegangen und nimmer heraus gekommen.“ Da wurden die Gemüther aller Umstehenden von Wehmuth und Thränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewessten kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach fünfzig Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Verlebten in ihr Stüblein tragen ließ, als die Einzige, die ihm angehört, und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sey auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof und ihn die Verlebten hielten, schloß sie ein Kästlein auf, legte sie ihm das schwarzseidene Halsband mit rothen Streifen um, und begleitete ihn alsdann in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeittag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: „Schlase nun wohl, noch einen Tag oder zehn

im süßen Hochzeithen und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch ein wenig zu thun und komme bald, und bald wird's wieder Tag. Was die Erde Einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweitemal auch nicht behalten," sagte sie, als sie fortging und noch einmal umschaute.

